

Die

Revolution von 1848.

Erinnerungen

von

Gustav Schlosser.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1883.

Inhalt.



I.

„**Achtzehnhundertachtundvierzig!** Großes, herrliches, heiliges Jahr!" — so hat es der ehemalige Mainzer Advokat Zitz später einmal gefeiert. „Jahr heiliger Begeisterung, wo die Männer weissagten und die Jünglinge Gesichte sahen und der Geist Gottes ausgegossen war auf Knechte und Mägde!" nannte es mit einer letzten biblischen Reminiscenz der Litterat Rudolf F. in D., ehemaliger Theologe, dann Jurist, Kaufmann, Tapetenfabrikant, Zeitungsschreiber, als solcher in großem Elend gestorben, in seiner Verteidigungsrede vor den Assisen zu D. wegen politischer Preßvergehn. „Ein böses Jahr!" betitelt der Volksschriftsteller O. Glaubrecht eine seiner Erzählungen, die im Jahre achtundvierzig spielt. „Jahr der Schmach und Schande!" ward's von pflichttreuen preußischen Soldaten genannt, die man in Berlin zwang, vor dem aufrührerischen Pöbel zurückzuweichen, in dem Augenblick, wo der Sieg in ihrer Hand war, weil der edle König, um in landesväterlicher Milde das Leben der Aufrührer zu schonen, den Befehl zum Rückzug gegeben, worauf ihm die unerhörteste Schmach angethan ward. Nicht wenige aber auch, die beides gesagt: „Großes, herrliches, heiliges Jahr!" als es begonnen, und „Jahr der Schmach und Schande!" als es abgelaufen war. Als ein hoffnungsreicher Völkerfrühling wurden jene ersten Märztage damals von der studierenden Jugend begrüßt; als eine Erfüllung schöner Jugendträume und Jugendhoffnungen von wer weiß wie viel ältern Volks- und Vaterlandsfreunden, die um die Zerrissenheit und Ohnmacht des Vaterlandes seit den

Befreiungskriegen getrauert. Nun kommt ganz gewiß eine neue Zeit fürs Vaterland und mit ihr alles, wonach man sich gesehnt, wofür so mancher edle deutsche Mann und Jüngling zum Märtyrer geworden, eine Fülle von Freiheit! Das „süße Engelsbild“, von dem man gesungen, das bis dahin der bedrängten Welt sich noch nicht gezeigt, seinen „Reigen nur am Sternenzelt geführt“, steigt hernieder mit allen nur denkbaren Segnungen und bringt vor allem die Einheit des Vaterlandes, bringt die Erfüllung des alten Kaisertraumes, von dem unser Volk nicht gelassen seit Jahrhunderten; die Raben um den Kyffhäuserberg verschwinden, Kaiser Rotbart steigt heraus aus dem unterirdischen Schlosse, des alten Reiches Herrlichkeit geht auf in neuem Glanze!

Noch ist mir der erste Eindruck lebendig, den ich damals empfand, als ich am 28. Februar als Kandidat des Predigtamts am Seminar zu Friedberg nach der französischen Kolonie Neu-Isenburg bei Frankfurt gesandt worden war, um für den erkrankten Pfarrer U. zu predigen und mit erleichtertem Herzen, weil es leidlich gut gegangen, abends in Frankfurt die Post aufsuchte, um heimzukehren. Die ganze Zeil war voll Menschen, unsere „jüdischen Mitbürger“ voran; man wartete in höchster Spannung auf eine bestimmte Nachricht über etwas, das man gerüchtweise gehört. — Da sprengte eine Stafette vom Roßmarkt heran, noch nach alter Weise, ein Postillon auf schaumbedecktem Roß, mit einer kurzstieligen Peitsche mit der zehn Fuß langen Schnur, sie um das Haupt schwingend und knallend, daß alles ausweichend aufschaute, — gerade in den Posthof hinein und bald kam die bestätigende Nachricht heraus: In Paris ist die Revolution ausgebrochen, der Julithron gestürzt, Louis Philipp verjagt! Eine ungeheure Bewegung ging durch die Menge. Denn daß die Wogen aus Frankreich herüberschlagen und die seitherigen Bestände in Deutschland über den Haufen werfen, vieles vollständig wegfegen würden, daß dann vieles neu werden

würde, daran zweifelten wohl die wenigsten, wenn auch in Beziehung auf das Neue, das kommen werde, in jenem Haufen auf der Frankfurter Zeil wohl nur sehr wenige unsere burschenschaftlichen, christlich-germanischen Hoffnungen teilen mochten, so wenig wie in den meisten großen Städten Deutschlands. Meine Wenigkeit war ganz davon erfüllt. Wie traurig, daß ich in der alten Kaiserstadt nicht länger bleiben konnte, da morgen Schlag acht Uhr das Kolleg begann, an dem ich den „Spieß zu halten“ hatte. Ich mußte weiter mit der Post, in die Nacht hinein; aber in allen Dörfern der Wetterau, durch die das Viergespann jagte, rief ich's zum Fenster hinaus, daß der Tag der Freiheit angebrochen, überall eine Bewegung zurücklassend, nachdem man mich, so weit möglich, ausgefragt, und wahrhaft stolz, daß ich's als erster Bote verkündigen durfte. In der Nachtluft aber war es wie ein Rauschen, wenn der Winter vergangen und der Tauwind den Frühling ankündigt. Das gute Städchen F. lag in süßem Schlummer, als wir nachts zwölf Uhr ankamen; aber in den „Drei Schwertern“ saß noch eine Gesellschaft von Offizieren und — leider auch Predigtamtskandidaten. Von da aus war in wenig Minuten die ganze Stadt alarmiert, mit Fackeln zog eine Musikbande durch die Straßen, ein Ständchen mußte der Freiheit gebracht werden, sie war nicht in Person zu sehen, so brachte man's — nach alter loyaler Gewohnheit — dem Pascha, dem Kreisrat in der „Burg.“ Zur Ruhe kamen die meisten nicht mehr; das Kolleg wurde am andern Morgen gehalten, aber — ohne Spieß. Die neueste politische Nachricht wurde besprochen. Daß der alte Direktor C. und Professor F. die Meinung äußerten, die Ordnung werde wohl in Deutschland nicht gestört werden, die Polizei werde wohl dafür sorgen — das machte uns fast böse. Aber freudigst waren die Herzen bewegt, als sehr bald einige neu gefertigte schwarz-rot-goldene (gelbe) Fahnen an hohen Häusergiebeln zu flattern anfingen und bald die Kokarden gleicher Farbe

in Schaufenstern und bald auch an Mützen und Hüten zum Vorschein kamen, ohne daß die Regierung wie früher einschritt. Das politische Interesse hatte bald alles andere in den Hintergrund gedrängt, und drängte sich selbst in alles andere hinein — in die Kollegien, in die Disputationen, in die Predigten, ja in die katechetischen Übungen, und bald waren die Rednerbühnen in den Grasgärten und auch auf freien Plätzen der Nachbarstädtchen und Dörfer aufgeschlagen, wo sich die Scharen drängten, mehr als seit langen Jahrzenten um die Kanzeln; und die Kandidaten — sprachen auf den ersteren leider viel feuriger als auf den letzteren.

Die wenigen, die gemeint, es werde doch schließlich alles beim Alten bleiben, ja vielleicht gar, wie der Direktor des Schullehrerseminars meinte, die Censur, für die er immer eingetreten, werde fortan wieder etwas strenger gehandhabt werden, selbst die Offiziere der Garnison, die wohl meinten, ein paar scharfe Patronen, an die Schildwachen verteilt, würden wohl jede ungestüme Bewegung in Deutschland niederhalten, waren bald verstummt. Man stand bald mitten in der politischen Aktion, das Parlament in der nahen Reichs- und Krönungsstadt war zusammengetreten und immer höher nahm die Begeisterung ihren Flug, nicht bloß bei den jungen Leuten, sondern auch bei jenen alten, unter denen selbst unser Altmeister, unser Mannesideal, der selige V., der Herold der Mannentreue, der Dolmetscher des Nibelungenliedes. Ach, wie konnte man nachmals so vielen von diesen, uns jungen und jenen ehrwürdigen Alten, einen Abfall vorwerfen von früheren Idealen und Grundsätzen? Gott weiß es, sie sind ihnen treu geblieben und gerade weil sie ihnen treu blieben, fand man sie später auf einer anderen Seite. „Als ich meine Jugendliebe wiederfand und ihr ins Auge sah, war sie zur Hetäre geworden, da mußte ich mich von ihr wenden, ich that's mit großem Schmerz", so klagte einst der Historiker Heinrich Leo in Halle; so mußten jetzt viele mit ihm klagen, jung und alt.

Ihren höchsten Flug hatte die Hoffnung fürs Vaterland genommen; sieben Monate hatte sie sich in den Lüften gehalten, war aber allmählich schwächer geworden, als sie den babylonischen Turmbau und die Sprachenverwirrung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. so lange mit angesehen, und durch sie hindurch den wilden Trotz der Lästerung gegen alles, was heilig war. Mit Mühe hielt sie sich noch eine kleine Zeit oben, um schließlich am 18. September vor den blutigen Leichen der gemeuchelten Parlamentsmitglieder v. Auerswald und Lichnowsky völlig gelähmt, zu Boden zu sinken. Das Jahr, das man als einen Völkerfrühling begrüßt, war allerdings mit Schmach und Schande befleckt. Keiner einzigen schönen und berechtigten Hoffnung hat es Erfüllung gebracht. Aber lernen konnte man viel in und an dem Jahre, und lehrreich wird sein Verlauf bleiben auf alle Zeiten hinaus. Es ist wohl der Mühe wert, daß man diesen Verlauf noch etwas genauer verfolgt, zu seinem Verständnis aber zunächst auch noch manches ansieht, das ihm als Vorbote vorausgegangen.

II.
Vorläufer.

Wer unter uns in reiferen Jahren steht, wird zugestehen, daß wohl in keinem Jahrhundert in die kurze Zeit eines Menschenlebens, oder, ich will lieber sagen, eines halben Jahrhunderts, sich so viel gewaltige Ereignisse, Erschütterungen, Einstürze alter Bestände, Neubildungen in allen Lebensgebieten zusammengedrängt haben, als in das letzte halbe Jahrhundert, das wir durchlebt. Aber auch ebenso, daß kaum in irgend einem Zeitraum von solcher Länge, oder vielmehr Kürze, so viele Persönlichkeiten, Bestrebungen, politische, sociale, kirchliche Gestaltungen, so viel versprechend, so begeistert begrüßt, so hochgefeiert aufgetaucht, mit so viel Pomp

und Glanz raketenartig aufgestiegen sind, um nach kurzer Frist wieder herabzusinken und ins pure Nichts zu zerfließen, wie in diesem Zeitraum. Ich meine da nicht Erscheinungen wie das zweite Kaisertum in Frankreich, das Kaisertum Napoleons III., — das war doch immerhin so bedeutsam, daß man es mit einem Meteor vergleichen kann, das in rotem Feuerglanz dahinfährt, und hat Spuren hinterlaßen, Neubildungen veranlaßt, die wohl für Jahrhunderte bestehen mögen — ich meine Erscheinungen, deren äußerer Eclat, wie innere Hohlheit und Nichtigkeit nur etwa damit bezeichnet werden kann, daß man sie mit einem Knallfeuerwerk, oder etwa auch mit einem Irrwisch vergleicht, der, aus einem Sumpf aufgestiegen, von Unkundigen für ein durch die Finsternis leuchtendes Licht gehalten, in nichts verschwindet, leider nicht ohne mancherlei Schaden gethan, manchen Unkundigen in öde Wildnis oder in den Sumpf verlockt zu haben, wie denn auch schon manches Knallfeuerwerk an verheerendem Brand und wie auf dem Frankfurter Turnfest am Verlust von Menschenleben schuld geworden ist. Was ich meine, ist vorzüglich im Gebiet des geistigen, des religiösen, des kirchlichen Lebens vorgegangen, wenn man auch die Erscheinungen selbst kaum anders, als un- oder antichristliche, irreligiöse und ungeistige, aus dem Fleische stammende, bezeichnen muß. Unter diesen steht in erster Linie das Rongetum, der sogenannte Deutschkatholizismus und das Lichtfreundtum, verkörpert vornehmlich in Persönlichkeiten, wie Uhlich, Baltzer, Wislicenus. Wer die kümmerlichen Reste der sog. Deutschkatholiken und Freigemeindler von heute ansieht und hat jene Zeiten ihrer Entstehung nicht erlebt, der glaubt wohl gar nicht, mit welchem Pomp, mit Pauken und Trompeten einst die genannten Persönlichkeiten aufgetreten sind, mit welcher Begeisterung man sie begrüßt, mit welchen hohen, stolzen Erwartungen man ihre Sache aufgenommen, mit welcher Begeisterung man ihr Thun mit den größten geschichtlichen, kirchen- und weltgeschicht-

lichen Begebenheiten und Geistesbewegungen, sie selbst mit den größten Geistesheroen verglichen, wie man nicht bloß Ähnliches, sondern noch viel Größeres von ihnen erwartet, als von Luther, Melanchthon und der großen reformatorischen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts. Wer die kümmerlichen Reste von heute ansieht, die armseligen Flämmchen, die auch mit dem stärksten Atem nicht mehr aus dem Aschenhäufchen herauszublasen sind, sollte wohl denken, in einer Geschichtsbetrachtung, wie der unsrigen, verdienten sie wohl kaum der Erwähnung. Immerhin aber gehören sie zur Signatur ihrer Zeit, stehn im Zusammenhang mit anderen tiefer wirkenden Ereignissen, namentlich der Revolution von 1848. Und haben sie keine Neubildung zu stande gebracht, so haben sie doch am Zerstören mitgewirkt, und vor allem geben sie Belege für die psychologische Wahrheit, daß die Freigeisterei, aus der sie entsprungen, die einzelnen Menschen, und wenn sie in weitere Schichten gedrungen, die Massen nicht bloß oberflächlich, urteils- und gedankenlos macht, sondern geradezu ihre Verstandeskräfte substantiell zerfrißt und zerstört, in demselben Maße, als sie den Dünkel ins maßlose steigert. Durch nichts ist die moderne, vulgäre, vom Christentum abgewandte Weltanschauung so sehr charakterisiert, als durch die Urteilslosigkeit solchen Erscheinungen gegenüber, durch diese begeisterte Lobpreisung der Plattheiten zugleich mit der Gespensterfurcht vor allem, was irgendwie mehr in die Tiefe und in die Höhe ging.

Hören wir nun kurz die kurze, spektakelreiche Geschichte jener Bewegung. — Wenn man sich der zahl- und endlosen Reden erinnert, die damals gehalten wurden, in denen die Worte Gewissens- und Geistesfreiheit, freie Forschung und dergleichen in nicht zu zählenden Wiederholungen immer und immer wieder vorkamen, so sollte man denken, es sei damals eine Zeit unerträglicher Geistestyrannei gewesen, es habe eine fanatische Orthodoxie auf allen Kanzeln geherrscht, die geringste Abweichung von der

Kirchenlehre sei auf das härteste geahndet worden, im Gebiet der römischen Kirche insonderheit seien die Inquisitionstribunale in unausgesetzter Thätigkeit gewesen! Von dem allem war so ziemlich das gerade Gegenteil der Fall. In mindesten neun Zehnteilen der protestantischen Kirche herrschte der Rationalismus, auf deutschen Bischofsstühlen saßen Männer wie der Bischof Kaiser zu Mainz, der als ehemaliger Pfarrer und Dekan zu H. seinen Erstkommunikanten das Versprechen abgenommen, niemals einer Wallfahrt beizuwohnen, wegen der sittlichen Gefahren; über ein halbes Jahrhundert war ja die sogenannte Aufklärung von oben her eingeführt, ja, man kann sagen, zwangsweise den Leuten aufgedrungen worden. Auf Versammlungen protestantischer Geistlichen erklärten hin und wieder neun Zehntel, daß sie nicht einmal mehr das apostolische Glaubensbekenntnis zu dem ihrigen machen könnten. In Ländern wie Hessen, Nassau, Baden, konnten junge Leute durch alle Unterrichtsanstalten hindurchgehen, von der Elementarklasse der Volksschule bis zur Universität, ohne jemals auch nur ein Sterbenswörtchen von der positiven evangelischen Heilslehre gehört zu haben, wohl aber hörten sie die schärfsten Ausfälle und höhnische Bemerkungen über dieselben in Masse. Die exakten Wissenschaften standen, zumal auf den preußischen Universitäten, im höchsten Flor, auf kleineren Universitäten, wie z. B. Gießen, Jena, huldigte ein großer Teil der Professoren unverhohlen dem Atheismus und Materialismus; in Gießen hatte man gerade damals den bekannten Vogt für schweres Geld aus dem Auslande verschrieben. Seine Inaugurationsrede war eine Verherrlichung des Materialismus, nebst einer Reihe von höhnischen Ausfällen auf alles, was dem Christenvolk bis dahin heilig war; niemand zog ihn darum zur Rechenschaft; wollte man von Verfolgung reden, so traf sie einzig und allein die wenigen bekenntnißtreuen Lutheraner, die zum Teil mit Kerker bestraft, zum teil aus dem Lande gejagt wurden, weil sie den Glauben ihrer Väter bewahren

wollten. In kleineren Ländern war eine bloße Zuneigung junger Geistlicher zu dem, was man Pietismus nannte, vollständig genug, um dem Betreffenden jede Carriere abzuschneiden. Noch wurden die Gesetze gehandhabt, nach denen harmlose Privatversammlungen einfacher Gemeindeglieder, die etwa eine Predigt mit einander lasen, durch Gensdarmen auseinander getrieben, die Bibelkolporteure und Missionare per Schub von einem Gefängnis ins andere, zuletzt über die Landesgrenze gebracht wurden. Wollte man von Geistestyrannei reden, so hätte man nur von einer solchen reden können, welche die Freigeisterei der christlichen Gläubigkeit gegenüber ausübte.

Diese aber war in der That nicht etwa durch Begünstigung, sondern vielmehr unter dem Druck von oben wieder aufgewacht, fing an, immer weitere Kreise zu durchdringen; ihre Vertreter auf den Universitäten, wie Neander, Nitzsch, Ullmann, Julius Müller, Tholuck, Hengstenberg fingen an, trotz ihrer Verrufenheit, den sog. Freigesinnten gefährliche Konkurrenz zu machen, und es waren wesentlich diese kleinen Anfänge, gegen welche man in jenen deutschkatholischen, lichtfreundlichen Bewegungen einen Sturmlauf unternahm.

Alles das, worin wir ein wiederaufgehendes Licht, ein neu erwachendes Leben erblicken, erschien dem alten, unter der Regierungspflege großgezogenen Rationalismus, Pantheismus und Radikalismus als Erstarrung, Tod und mittelalterliche Finsternis, und die Gespensterseherei hatte sich zur Gespensterfurcht und Angst gesteigert, als gar in Friedrich Wilhelm IV. ein König aufkam, der persönlich den positiven Glauben bekannte und von der Kirche einen anderen Begriff hatte, nämlich den einer Glaubens- nicht Unglaubensgemeinschaft, der erkannte, daß der Glaube eine Bestimmtheit haben müsse und daß die Diener der Kirche dazu da seien, den Glauben der Kirche zu lehren, nicht ihn zu bekämpfen. Das genügte vollständig, um das ganze finstere Mittelalter mit

Inquisition, Hexenprozessen und Scheiterhaufen heraufzubeschwören. Dagegen meinte man streiten zu müssen; dagegen raffte der altersschwache Rationalismus noch einmal alle seine Kräfte zusammen, nahm die weitverbreiteten politisch-liberalen Grundsätze zuhilfe, freilich nur, um bald völlig zusammen zu brechen und das Feld den entschiedeneren Gegensätzen, dem Gottesglauben und der Gottesfeindschaft zum Kampf auf Leben und Tod zu überlassen, der vielleicht der letzte sein wird und dessen Ausgang den Christen nicht zweifelhaft ist. Dieser Kampf auf protestantischem Gebiet ward von den Lichtfreunden, auf katholischer Seite von den sogenannten Deutsch-Katholiken geführt. Fassen wir den letzteren zuerst ins Auge.

In der römischen Kirche Deutschlands hatte ebenso wie in der protestantischen jahrelang derselbe oberflächliche Rationalismus geherrscht, aber auch in ihr war ein neues, tieferes Leben erwacht: zunächst noch mit liberalen Zügen. Wesentlich unter Führung des edlen Koadjutors des Bistums Konstanz v. Wessenberg, dachte man an die Herstellung einer vom Papst getrennten deutschen Nationalkirche. Der Philosophe Hermes in Bonn suchte einen Glauben zu begründen, der nicht auf der Autorität der Kirche, sondern auf philosophischer Beweisführung beruhte. Durch einen jungen Priester, Theiner in Freiburg, war die Frage um Aufhebung des Cölibats wieder aufgebracht worden und man hatte in Baden förmliche Anti-Cölibats-Vereine gegründet. Tiefer im evangelischen Glauben wurzelnde Männer, wie Boos, Lindl, Goßner, Sailer in Bayern und Österreich, Diepenbrock, nachmaliger Fürstbischof von Breslau, standen mit gläubigen Protestanten in innigstem Verkehr und Geistesgemeinschaft. Noch haben wir die Zeugnisse davon in dem brüderlichen Briefwechsel des katholischen Fürstbischofs mit dem reformierten Arzt Passavant in Frankfurt a. M. Gerade hier in dieser Stadt hatte sich auch ein Kreis gebildet, der vielfach an den bekannten Kreis gläubiger

Katholiken und Protestanten in Münster erinnert, wo die Fürstin Gallitzin der Mittelpunkt war. In Frankfurt sammelte sich dieser Kreis um den tiefgelehrten frommen Kabbalisten Molitor, auch der gelehrte Bürgermeister, F. Johann Friedrich von Meyer, war Glied dieses Kreises. Ein anderes Zeugnis ist vorhanden in dem schönen Büchlein „Röschen Scharff", die Krankheitsgeschichte einer hiesigen Bürgerstochter erzählend, die der nachmalige Bischof von Regensburg, Sailer, fleißig seelsorgerlich besuchte, mit ihr betete, ohne ihr jemals einen Anschluß an die römische Kirche zuzumuten. Aber die römische Kirche ertrug auf die Dauer solche Leute nicht, wie ja auch Boos, Lindl und Goßner weichen mußten und Sailer und Diepenbrock nur sich hielten, da sie ihre Anschauungen etwas änderten, dann aber auch zu hohen Ehren kamen. Die römische Kirche kann eben nur eine römische sein, und ihr Bewußtsein war durch den wiederhergestellten Jesuitenorden, wie durch die Thätigkeit so bedeutender Männer wie Görres in München und Möhler in Tübingen, die vorzugsweise das Lehrstück von der unfehlbaren Lehrkirche behandelten, mächtig erstarkt. Die Ansprüche des päpstlichen Stuhles gingen weiter und weiter, namentlich, als der mächtigste protestantische Staat in Deutschland, Preußen, in den sogenannten Kölner Wirren eine Niederlage erlitten. Diese Wirren hatten ihren Abschluß gefunden damit, daß der gefangene Erzbischof Droste-Vischering Freiheit und glänzende Ehrenerklärung erlangte, der König Friedrich Wilhelm IV. im Herbst 1842, die katholische Bevölkerung des Rheinlandes zu versöhnen, persönlich nach Köln gekommen, eigenhändig den Grundstein zum Fortbau des Kölner Doms gelegt, den seitherigen Bischof Geissel von Speyer auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln und den ultramontanen Priester Arnoldi auf dem zu Trier anerkannt hatte. Diese Siege waren den Römischen gewaltig zu Kopf gestiegen und namentlich dem Bischof Arnoldi; er glaubte die Zeit gekommen, die ganze Herrlichkeit der mittelalterlichen Kirche wieder entfalten zu können.

Zu dem Zweck veranstaltete er am 19. August 1844 eine Ausstellung des sog. heil. Rockes in Trier, des Rockes Christi angeblich, um den die Kriegsknechte das Los geworfen, eine Reliquie, die übrigens, wie so viele, an verschiedenen Orten gezeigt wird. Man rühmte ihm die Heilkraft nach, die Pauli Koller und Schweißtuch ausgeübt. Auf liberaler Seite spottete man über diese Ausstellung, aber es geschah, was man in der „aufgeklärten" Zeit nicht erwartet hätte: mehr als eine Million Wallfahrer erschienen aus den Rheinlanden, Westfalen, Frankreich ꝛc.; ganze Gemeinden mit ihren Priestern, unter ihnen ein volles Tausend allein aus Frankreich, die großartigste Volksversammlung, die jemals in Europa vorgekommen, — ein Beweis, wie tief die Bewegung, wie ohnmächtig die liberale Aufklärung, die auch nicht einmal imstande ist, auch nur den gröbst-stofflichen Aberglauben zu überwinden, — wobei wir übrigens die Macht tieferer religiöser Pietät, die bei jener Rockfahrt mitgewirkt, nicht verkennen wollen.

Gegen diese Trierer Rockfahrt, resp. Ausstellung erhob sich nun der Kampf zahlloser liberaler Libellisten, etlicher, die wissenschaftlich vorgehend, die Echtheit des Trierer Rockes bestritten, vieler aber auch, die bloß höhnten und schimpften, und denen man aus dem römischen Wald antwortete, wie sie hineingeschrieen hatten. Die meisten dieser Schriften gingen spurlos vorüber, und nur eine wirkte etwas nachhaltiger: das war der sog. offene Brief des römischen Priesters Johannes Ronge zu Laurahütte in Schlesien. Über die Aussprache seines Namens, als er zuerst bekannt wurde, hat man viel gestritten. Etliche nannten ihn (französisch) Ronsch, etliche Ronje, etliche Ronge. Strenge Katholiken sagten, er sei schon vorher übel berüchtigt und abgesetzt gewesen. Der Brief war gegen den Unfug der Rockausstellung gerichtet, und man verglich ihn mit Luthers 95 Thesen. Das konnte nur die allergrößte Oberflächlichkeit. Der Brief verdient

nicht einmal den Namen einer religiösen Schrift, eines religiösen Zeugnisses für religiöse Wahrheit. Jeder Religion ist doch eigentümlich die Frage nach Gemeinschaft mit Gott. Wenn solche, wie in allen Religionen, als eine gestörte angesehen und empfunden wird, handelt es sich um eine Wiederherstellung derselben durch irgend welche Mittel, durch etwas, was Gott thut, oder was der Mensch thut, oder beide; Opfer, geistliche Übung, innere Vorgänge im Gewissen oder etwas derart. Davon war in jenem Brief nicht mit einer Silbe die Rede. Er redet von Aberglauben, von Widerspruch gegen den Geist des 19. Jahrhunderts, von Zeitversäumnis der Wallfahrer, von Unsittlichkeiten, die bei Wallfahrten vorkommen. Das ist alles ganz wahr und gut, und mochte der Bischof eine Züchtigung verdient haben, aber die große Hauptsache wird mit keiner Silbe erwähnt, daß nämlich die Seelen mit ihrem Heilsverlangen mit solchen Dingen in die Irre geführt werden. Darum konnte ein solcher Brief auch nicht reformatorisch genannt werden, denn reformatorische Bewegungen in der Kirche sind je und je von der Frage nach der Gewißheit des Seelenheils ausgegangen. Wenn Männer, wie der Heidelberger Literarhistoriker Gervinus, von diesem Brief und der daran sich anschließenden Bewegung eine großartige neue Wendung der Dinge in Deutschland in kirchlicher und nationaler Hinsicht erwarteten, so zeugt das nur von einem vollständigen Mangel an Verständnis religiöser Dinge. Ronges Brief fand übrigens den lebhaftesten, ja lärmenden Beifall in der ganzen liberalen deutschen Welt, aus deren Anschauungen er hervorgegangen; und so fest war man von der reformatorischen Bedeutung dieses Schriftstückes überzeugt, daß es beispielsweise in dem Predigerseminar zu F. genügte, einen Kandidaten, der den reformatorischen Beruf Ronges bezweifelte, trotz seiner sonstigen Freisinnigkeit rettungslos in Verdacht und Geruch des Pietismus und Obskurantismus zu bringen.

Zum „Luther" des 19. Jahrhunderts gesellte sich ein Melanchton in Dowiat, Kaplan in Danzig, ein Mann, dessen leibliche Kränklichkeit von Freund oder Feind aus sehr entgegengesetzten Ursachen abgeleitet wurde, unter denen auch ein Vergiftungsversuch der Jesuiten angeführt wurde, an den er selbst wohl am allerwenigsten geglaubt hat, und noch eine dritte Persönlichkeit, für die man kein Analogon in der Reformations-Geschichte hat, Czerski in Schneidemühl, der noch einen Rest positiven Christentums besaß.

Der ungeheure Beifall, mit dem Ronges Brief aufgenommen wurde, veranlaßte ihn, eine Reise durch Deutschland zu machen, und er wählte den Weg und das Reiseziel von Luthers weltgeschichtlicher Reise, Worms. Es liegt wohl nahe, die Reise der beiden zu vergleichen, um den ungeheuren Unterschied und Abstand der Persönlichkeiten und der von ihnen vertretenen Sache zu charakterisieren, wie uns jungen Theologen damals von einem Privatdocenten in Gießen die Aufgabe gestellt wurde, der, Hegel'scher Philosoph, die ganze Persönlichkeit und ihren Wert in ihrer ganz absonderlichen Hohlheit erkannt hatte. Luther konnte sich wohl auf Hussens Schicksal gefaßt machen, aber: „Wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis zum Himmel ginge, so wollte ich doch in Gottes Namen hindurchgehen und mich nicht fürchten; und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, wollt' ich doch in Gottes Namen hineingehen." Ronge vermied die strengkatholischen Gegenden, wo etwa einmal katholische Uebereifer ihm einen Insult hätte antun können, und nahm seinen Triumphzug durch Gegenden, in welchen der Protestantismus in des Wortes verwegenster Bedeutung in tiefster Abneigung gegen Rom ihm lauten Jubel entgegenbrachte; zu Frankfurt ward ihm eine Ehre, wie man sie bis dahin ab und zu einer berühmten Opernsängerin erwiesen: man spannte ihm die Pferde aus und zog den Wagen eigen-

händig; in Darmstadt kam ihm die Deputation der Bürgerschaft entgegen und ein biederer Kupferdrucker begrüßte ihn: „Herr Reformator, edelster deutscher Mann!" Luther erschien als die ernste Mönchsgestalt mit einem tiefen Auge, in das Kardinal Cajetan kaum zu blicken wagte, hager und abgemagert vom Fasten und Beten und dem gewaltigen Patriarchenkampfe in der einsamen Klosterzelle im Ringen um sein Seelenheil; der mit ihm verglichene, in elegantester Kleidung, mit parfümierten Locken. Luther brachte die erste Nacht im Gebet zu, jener in glänzender Abendgesellschaft, mit Trinksprüchen und Schmeichelreden überhäuft. — Nach der ungeheuer ernsten Stunde und seiner gewaltigen Erklärung im Reichstage nahm Luther in der bescheidenen Herberge den bescheidenen Krug Eimbecker Bieres, den ihm Herzog Erich von Braunschweig geschickt, mit den dankenden Worten: „Möge Gott des Herzogs Erich in seiner letzten Stunde gedenken, wie er meiner mit diesem Labetrunk gedacht". Der Reformator des 19. Jahrhunderts ward, ehe er noch seine erste Predigt gehalten, von einem opulenten Festessen zum anderen geladen, mit Lobreden überschüttet; man schnitt ihm die Locken ab, sie wie Reliquien in Medaillons auf dem Herzen zu tragen; bald gab's sogar falsche Reliquien: ein junger Referendar büßte sogar seinen ganzen Haarschmuck ein, der als Ronge-Locken verteilt ward; mit den Gläsern, aus denen er getrunken, mit den Zwetschen-Kernen, die er auf dem Teller gelassen, verfuhr man in einer Weise, die an den Gebrauch erinnert, welcher die Parias in Indien mit dem Fußwasser der Brahminen machen. Die Predigten, die er mit seinem Begleiter hielt, waren rein politische Diatriben. „Deutschlands Stämme in Ost und West, in Nord und Süd, frei und einig" u. s. w., mußte man in endlosen Wiederholungen hören. In einem Trinkspruch feierte der Mann sein eigen Werk. „Deutschlands Geschichte verläuft in drei Perioden, alle drei bezeichnet durch den Kampf gegen Rom; die erste unter Hermann

dem Cherusker, die zweite unter Luther; die dritte Periode hat jetzt begonnen, noch wird es vielen Kampf kosten und ohne Märtyrertum geht's nicht — aber" — mit hoch erhobenem Champagnerglase — „das Märtyrertum lebe hoch!" Die ärgste Fratze einer reformatorischen Bewegung, die man sich nur denken kann; höhnten doch die Agitatoren hintennach selbst: „wir haben bei Rehbraten und Champagner Geschichte gemacht." Nur wenige wurden durch solche Karikaturen ernüchtert, der Triumphzug ging weiter unter dem Geleite einer halben Stadt, die dem Scheidenden noch eine halbe Stunde lang nachlief. Solche Begeisterung, d. h. solcher Schwindel, dessen sich gewiß heute die meisten der damaligen Teilnehmer schämen würden, ist nur zu bezeichnen als eine der geistigen Seuchen, wie sie ab und zu in der Geschichte auftreten. Sie sind analog der sogenannten Panik, wie sie fast in jedem Feldzug etliche Male vorkommt, wo durch irgend einen geringfügigen nichtigen Gegenstand, etwa ein scheu gewordenes Pferd, zunächst einige wenige vom Schrecken ergriffen werden, der sich auf eine geheimnisvolle Weise mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers durch ganze Regimenter und Schlachtreihen fortpflanzt, die in wilder Unordnung die Flucht ergreifen, die durch keines einzelnen besonnenes Zureden aufzuhalten ist. Das Mittelalter war besonders reich an solchen geistigen Seuchen, wie sie in den Geißlergesellschaften und Tänzerbanden zum Vorschein kamen; auch in dem mysteriösen „Laufen nach dem heiligen Blut zu Wilsnack," wo kleine Kinder und alte Leute, die keine halbe Stunde ohne Brustbeschwerden gehen konnten, zwei Tage hintereinander in einem fortliefen, das heilige Blut zu sehen, Fuhrleute, die sie laufen sahen, ihr Gespann auf der Straße stehen ließen und mitliefen, Mütter, die kranken Kindern Arznei holten, dieselbe durch andere nach Hause schickten, um sich den Laufenden anzuschließen. Solche Seuchen, die besonders da vorkommen, wo die Bevölkerung eine sehr dichte ist, wiederholen sich auch auf poli-

tischem Gebiet, wie in der französischen Revolution von 1793 und in der deutschen von 1848, deren Vorläufer u. a. auch der Rongeschwindel war.

Die ganze Bewegung verlief in gewissem Sinne ohne Resultat. Es bildeten sich zwar Gemeinden. „Wir haben soeben ein wütend schön Religiönchen gemacht", sagte mir ein junger Ingenieur in D., der aus der, eine deutsch-katholische Gemeinde konstituierenden Versammlung kam. Es fanden sich auch etliche Theologen, die den Gemeinden als Prediger, oder wie man lieber, auch jedenfalls treffender, sagte: „Sprecher" vorstanden, katholische und protestantische. Einer der ersten war ein noch nicht ausstudierter „Kathologe" in Gießen, Namens Keilmann, bis dahin auf der Universität bloß bekannt durch seine schwefelgelbe Mütze, die er als Senior der Kneipverbindung „Nassovia" trug. Man sah ihn plötzlich in allen Buchbinderläden hängen, d. h. sein lithographiertes Bild; den Blick hatte er nach oben gerichtet, die Hand auf dem Herzen und als Unterschrift Luthers weltgeschichtliches Wort: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!" Sein Überzeugungsmut ward belohnt. Das Examen blieb ihm erlassen; er ward Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde in Offenbach und konnte das Mädchen heiraten, mit dem er schon als „Kathologe" verlobt war. Als Pfarrer in Offenbach hielt er einmal eine Predigt in Darmstadt, eine vulgär rationalistische Moralpredigt. Ein höherer Beamter hörte sie und sagte zum Schluß zu mir: „Ja, da kann man doch in die Kirche gehen, da hört man doch etwas Vernünftiges!" „Aber, Herr Hofrat, so wird ja seit 80 Jahren hier in allen protestantischen Kirchen gepredigt!" Das war ihm etwas ganz Neues. Er meinte, da höre man lauter orthodoxen Unsinn; er war nämlich nie in die Kirche gegangen. Darmstadt bekam seinen eigenen Prediger in der Person eines braunschweigischen protestantischen Kandidaten. Er predigte zuerst über „Mythus und Sage" und dergleichen, später über Humusbildung und die

verschiedenen Bodenarten. Bereitwilligst räumte man den Deutsch-Katholiken überall die protestantischen Kirchen ein, in Frankfurt die St. Peterskirche, aus der sie aber wegen ungebührender Reden wieder heraus mußten. In Darmstadt führte man sie feierlichst in die Stadtkapelle ein, der protestantische Prälat, Vertreter der Landeskirche in der ersten Kammer der Landstände, Generalsuperintendent der Provinz Starkenburg, Oberpfarrer der Residenz mit dem goldenen Kreuz an goldener Kette an der Spitze, neben dem deutsch-katholischen Prediger „Sprecher" einhergehend. Sie hängten ihr Glaubensbekenntnis, das sog. Leipziger, das vom zweiten Artikel des Apostolikums nur die Worte enthielt: „Ich glaube an Jesum Christum unsern Heiland", an die Wand. Zu derselben Zeit hatte man den examinierten und wohlbestandenen Kandidaten der Landeskirche ihre Bitte um Einräumung der Stadtkapelle nur für eine Stunde monatlich zur Abhaltung einer Missionsstunde rundweg abgeschlagen und ihnen noch dazu einen Rüffel erteilt, weil sie sich mit dem ersten abschlägigen Bescheid der städtischen Behörde nicht begnügt.

Zum eigenen Kirchbau brachte es keine einzige deutsch-katholische Gemeinde, nur Offenbach baute ein Vierteljahrhundert an einer Art Saal für die Gemeindeversammlungen. An Wachstum war nicht zu denken; nur die Taufen (?) „auf die Menschheit", die „Aufnahme in den Bund der Menschheit" brachte etliche Kinder zu den Erwachsenen. Gern hätte man diesen Mangel an Wachstum dem „Druck von oben" zugeschrieben, aber niemand that ihnen den Gefallen, sie zu drücken. Die Gemeinde siechte an der Schwindsucht dahin. Der Kern der Bewegung, politische Opposition und Agitation, kam bald zum Vorschein. Dowiat, der nach Amerika auswanderte, erklärte es ausdrücklich, daß es ihm nur um politische Agitation zu thun gewesen. In Amerika in den Südstaaten trat er nachmals als Verteidiger der Sklaverei auf

und soll wieder römisch geworden sein. Den Johannes Ronge treffen wir bald als einfachen „Hannes“ im Essighaus in Frankfurt, stets bereit zu einer politischen Ansprache, wenn die Frankfurter riefen: „Hannes, thu e Red'!“ Zuletzt beschäftigte er sich hier mit einem Kindergarten, siedelte dann nach Darmstadt über, niemand gab ihm das Geleit; keine Deputation von damals kam ihm entgegen, zu keinem Festmahl ward er geladen, seine Anwesenheit ward überhaupt erst bekannt, als er einmal vor Gericht erschien als Zeuge für seine Frau, die sich mit einer anderen gezankt, in welchem Zank das Wort „Saumensch“ gebraucht worden sein sollte. Keilmann in Offenbach mit seinem Lutherwort: „Ich kann nicht anders!“ konnte hernach doch anders; denn als der Eifer seiner deutsch-katholischen Gemeinde in Offenbach so weit verglüht war, daß sie ihm nicht einmal so viel Gehalt gab, daß er sich mit seiner Familie hätte satt essen können, etablirte er — zuerst einen Schreibmaterialienladen. Er berief sich dabei wol auf den Apostel Paulus, der ja auch mit seiner Hände Arbeit sich ernährt und hielt noch einmal eine Predigt im Feuereifer, wie ein zweiter Elias, in welcher er die gläubigen protestantischen Pfarrer hernahm und das „Volk“ aufforderte: „Auf! laßt uns diese Baalspfaffen abschlachten mit dem Messer der Verachtung!“ Vierzehn Tage später bat er den neuen Bischof von Mainz Kettler demütig und wehmütig um Vergebung und Wiederaufnahme in die katholische Kirche und ein Ämtchen in derselben und als er das Alles erhalten, schrieb er ein Büchlein, in dem er die alleinseligmachende römische Kirche pries und die abgeschlachteten protestantischen Pfarrer allen Ernstes auffordert, seinem Beispiele nachzufolgen

Eine Vereinigung der Deutschkatholiken mit den protestantischen Lichtfreunden zur sogenannten freireligiösen Gemeinde, mit der sie eine, wenigstens durch eine stattliche Zahl imponierende, Gemeinschaft herstellen wollten, half nichts; die ganze Bewegung

ist nahezu im Sande verlaufen, nachdem ihr religiöser Inhalt in volles Nichts zerflossen.

Noch haben wir einen Blick auf das Lichtfreundtum zu richten, das durch die Namen Uhlich in Magdeburg, Wislicenus in Halle, Balzer in Nordhausen repräsentiert ist. In Halle hatte die sogenannte Jung-Hegelsche Schule in den „Halleschen Jahrbüchern“ sich verschanzt und nicht nur dem Christentum, sondern allem Bestehenden den Krieg erklärt; nachdem aber jene Jahrbücher ihrer revolutionären Tendenz wegen unterdrückt, und Arnold Ruge, ihr Herausgeber, ausgewandert war, verschmolzen sich die Reste der Partei mit den Rationalisten der alten Schule, und trachteten, zunächst wenigstens, den Kampf wider das Christentum in milderer und gesetzlicher Form populär zu machen. Dazu diente ihnen der schon 1841 von genanntem Uhlich, damals in Pömmelte bei Magdeburg, gestiftete „rationalistische Verein“. — Weil dieser seine modernen Lehren als Licht, das Alte als Finsternis betrachtete und weil negative Parteien stets in ausgezeichneter Hochachtung von sich selbst zu reden pflegen, nannte er seine Glieder und Anhänger „Lichtfreunde“; ein schöner Name, — aber wann hätte je eine Partei sich selbst einen unschönen Namen beigelegt? Ihren Hauptversammlungs-Ort hatten sie in Köthen, wo sie, nach einem Wort des seligen Professor Hundeshagen, mit Anspielung auf die damals noch allgemein üblichen Talg- und Unschlittlichte, „den Zeitgeist auf schmächtige Lichter gezogen“. So schmächtig diese Lichter, erregten sie doch ungeheures Aufsehen, als bereits auf der ersten Versammlung am 15. Mai 1844 zum Eingang der Pastor Wislicenus aus Halle das lutherische Glaubensbekenntnis vorlas, bei jedem Satz statt: „ich glaube“ — sagte „ich glaube nicht!“, wozu die Andern einstimmten und somit förmlich und feierlich den Christenglauben abschwuren. Da sie auf geschehene Ermahnung bei ihrem Protest gegen das Christentum beharrten, wurden sie abgesetzt. Mit vollem Recht

hatte der König erklärt: „Ich dulde keine eidbrüchigen Priester". Doch wollte er in keiner Weise als kirchlicher Souverän verfahren, er hatte die Provinzial-Synoden zusammentreten lassen, um die Geister zu prüfen. Auf der Synode zu Magdeburg erklärten sich am Schlusse des Jahres 1844 nur dreiachtzehntel der anwesenden Geistlichen noch für unbedingte Geltung der Heiligen Schrift, elfachtzehntel für eine bedingte und vierachtzehntel für das „Kriterium des in der Kirche lebenden Gottesgeistes", mithin waren elf Teile rationalistisch, vier Teile hegelisch und nur drei Teile kirchlich gläubig. Mit der Absetzung der Obengenannten war also nur die äußerste Linke, die bewußt und förmlich dem Christentum widersprechende Partei, ausgeschlossen, im übrigen für eine sehr weitgehende Freisinnigkeit Raum gelassen. Gleichwohl gab's ein ungeheures Geschrei über Tyrannei der Orthodoxie. Was das „Kriterium des in der Kirche lebenden Gottesgeistes" anlangt, so verbreitete sich ausführlich darüber eine Schrift von Wislicenus: „Ob Schrift ob Geist?" — als ob das ein Gegensatz wäre und nicht die vollste Einheit. „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben", spricht der Herr. Im weltlichen Gebiete wird es jeder für einen Unsinn erklären, einen Unterschied zu machen oder einen Gegensatz anzunehmen zwischen Schillers Geist und Schillers Schriften; Schillers Geist haben wir einfach in seinen Schriften und sonst nirgends. Mit Gottes Wort muß es anders sein! Jener „in der Kirche lebende Gottesgeist" ist übrigens, bei Licht besehen, nur der Menschengeist, der bekanntlich oft in einem Menschenexemplar etwas für sehr wahr hält, was ihm in einem andern als Irrtum und Thorheit erscheint, und es will die Phrase nichts weiter sagen, als daß in der Schrift nur das als wahr gelten dürfe, was der Menschengeist gelten lassen will, was er auch ohne die Schrift bereits weiß, weshalb die Schrift vollständig zu entbehren wäre, als eine Offenbarung, die nichts offenbart; nicht „ein Licht ist, das da scheint an einem dunklen Ort", sondern selbst ein

dunkler Ort, in den erst Licht gebracht werden muß durch den Menschengeist und zwar den, welchen die Lichtfreunde haben. — Auch in Königsberg i. Pr. hatte um dieselbe Zeit ein Divisionspfarrer Rupp in einer Predigt sich förmlich und feierlich vom Nikänischen Glaubensbekenntnis losgesagt. Als dieser Rupp bald darauf auf einer Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereines als Deputierter erschien, wurde sein Recht, Deputierter zu sein, von einer positiven Minderheit beanstandet; da kam ein ganzer Platzregen von Erklärungen von der linken Seite her. In Hessen stellte sich der nachmalige Oberkonsistorialpräsident Jaup an die Spitze einer Zustimmungsadresse für Uhlich und Rupp, welche die Versicherung enthielt, daß sie das echte, wahre Christentum hätten und man sich ihres Kampfes gegen die Geistesknechtschaft freue. Diese Adresse, im ganzen Lande kolportiert, kam auch ins Predigerseminar zu F. wo sämtliche Professoren, und von 33 Kandidaten 30 sich unterschrieben; die drei, welche die Unterschrift verweigerten, galten von Stund an für Obskuranten.

Die Wogen gingen noch lange sehr hoch. Die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereines im Jahre 1847 zu Darmstadt setzte die Sache Rupp noch einmal auf die Tagesordnung; in allen Lokalvereinen hatte man für die Wahl von freisinnigen Deputierten agitiert und sie erschienen in großen Scharen, die Koryphäen an der Spitze: Uhlich und als sein Adjunkt Propst Krause aus Breslau. Merkwürdigerweise wagten sich bei den Beratungen in der Stadtkirche die radikalen Anschauungen doch nicht in dem Maße und so unverhüllt hervor, wie man hätte erwarten sollen, da die verständigen und in der That gewichtigen Reden von Männern der positiven Seite, wie Nitzsch, Nielsen, Dorner und Harleß, unverkennbar Eindruck gemacht hatten. Der Beschluß war ein vermittelnder, auf den wir hier nicht näher eingehen wollen; desto wilder und zügelloser brach der Radikalismus nachher bei dem Festessen im Bessunger Orangeriehaus her-

vor. Da flossen die Reden fast noch reichlicher als der Wein; laute Ovationen wurden den Koryphäen Uhlich und Krause dargebracht, zu deren Sitzen sich die Scharen herbeidrängten, immer und immer wieder mit ihnen anzustoßen und sich an ihren Reden zu erfreuen, die anfangs harmlose, bald sehr frivole Späße wurden und zuletzt in freche Spöttereien ausarteten. Mit Schmerz mochte man wohl im Hinblick auf die große Menge sagen: „Sind das deine Götter, Israel, die dich zur Freiheit führen sollen?" Als die frivolen Reden zuletzt geradezu schmutzig und zotenhaft wurden, regte sich selbst bei den nichts weniger als pietistischen, aber ehrbaren Bürgern doch etwas von Unwillen; nur wenige noch lachten und klatschten. Propst Krause ward doch ein wenig betreten, als der gewohnte Beifall nachließ, ja selbst einzelne Rufe des Unwillens laut wurden; er wollte die Sache einigermaßen wieder gut machen und meldete sich zu einer Rede. Der Lärm war aber so groß, daß er nicht anders, denn von einem sehr erhöhten Standpunkt gehört werden konnte. Man half dem ungeheuer dicken Manne auf einen Tisch, der fast zusammenbrach, von da hielt er dann eine pathetische Rede über das Wort: „Lasset uns ablegen das ungöttliche Wesen!" Kaum war ihm dies Wort über die Lippen, als ein in Hessen sehr wohlbekannter Mann, so recht eigentlich ein hessisches Original, Stiftsdechant B. in L., mit lauter Stimme ihm zurief: „Ich möchte wissen, was an Ihnen bleibt, wenn Sie das ungöttliche Wesen ablegen!" Da gab's schon einen Beifallsruf, den man mit wildem Geschrei zu übertäuben suchte. Der korpulente Propst ward nicht mehr verstanden und ließ sich wieder vom Tisch herab helfen. Uhlich kehrte nach Magdeburg zurück, um eine sogenannte freie Gemeinde zu begründen, mit der er auf der schiefen Ebene von dem anfänglichen Bekenntnis zu einem persönlichen Gott und einer Unsterblichkeit der Seele in rasender Eile hinab fuhr bis zur offenen Leugnung der Existenz eines Gottes und einer Seele, worauf

man dann die seitherigen Gottesdienste, in denen man auch noch Abendmahl gefeiert, in gesellige Zusammenkünfte in einem Wirtsgarten bei einem Glase Bier verwandelte.

Soweit war man übrigens auch ohne liberale theologische Führer in weiten Schichten bereits auch anderwärts gekommen und weiter noch. Die von französischen und schweizerischen Kommunisten ausgegebene Losung: „Kein Heil auf Erden, solange der Mensch auch nur mit einer Faser seines Herzens am Himmel hängt", war in die Massen gedrungen, kolportiert besonders von Handwerksgesellen, denen man vergeblich die Wanderschaft nach der Schweiz verbot. In diesen Schichten aber reklamierte man in vollständig richtiger Konsequenz für den verlorenen Himmel die Erde, und zwar eine Erde voll Wohlleben. Die Notstände des Erdenlebens konnten, da man an keinen Gott mehr glaubte, Sünde und Sündenstrafe als thörichter Wahn erschien, nur in mangelhaften socialen staatlichen Ordnungen ihren Grund haben. Galten die Ordnungen nicht mehr, deren Bestand man von Gott herleitete, wie sollte man respektvoll vor menschlichen Ordnungen stehen bleiben? Es mußte alles von Grund aus umgestürzt und ein Neues geschaffen werden! Weg mit dem Eigentumsrecht, mit der die Lüste des Fleisches hemmenden Ehe u. s. w. — Der Socialismus (damals Kommunismus) fand immer mehr Anhänger. Was für ein infernaler Geist in Handwerkerkreisen den Ton angab, das erfuhr nachmals die feine gebildete Welt aus den Mitteilungen Wicherns auf dem ersten Wittenberger Kirchentage, namentlich dem grauenvollen Fluchliede auf das alte Vaterland und den alten Gott.

Es war eine traurige Kurzsichtigkeit, wenn man meinte, man könne durch teilweise Konzessionen an den liberalen Geist die drohende Revolution in eine friedliche Evolution verwandeln, — nach einem Wort des Historikers Häusser. Solche Konzessionen machte man hier und da, wo man den Zusammenhang der auf-

lösenden und zerstörenden Tendenzen nicht kannte, wenigstens im politischen Gebiet. Voranging darin keine geringere Persönlichkeit als — der neue Papst Pio nono, den der alte jüdische Verschwörer Mazzini aufforderte, die Republik zu erklären und sich an die Spitze Italiens zu stellen, und den Professor v. Holtzendorff, allerdings ohne Namensnennung, im Orangeriehaus zu Bessungen mit einem Toaste feierte, und von dem, nach seinem ersten politischen Verhalten in liberalem Sinne, der Darmstädter Philister sagte: „Gebt acht, der geht noch einmal zu den Deutschkatholiken." Pio nono war einer der Ersten, der von seinen Unterthanen verjagt wurde.*) — Es war in Deutschland wie im größten Teil Europas ein Zustand und eine Stimmung eingetreten, die an Schillers Wort erinnert: „Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte der Feuerzunder still gehäuft." In weiten Schichten war „die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt". Bald brach der Sturm los, der durch Europa brauste.

Die ersten Sturmvögel zeigten sich in vereinzelten Straßenrevolten, unter denen die bedeutendsten in Leipzig, die sogenannten Leipziger Augustereignisse. Dort hatte man den Deutsch-Katholiken den Mitgebrauch einer protestantischen Kirche verweigert, zugleich aber den Grundstein zu einer katholischen Kirche gelegt. Der Unwille wandte sich gegen das katholische Königshaus, und dem Prinzen Johann, Bruder des Königs und selbst nachmals König, einem edlen, geistvollen, wissenschaftlich reich und tief gebildeten Mann, wurden, als er am 12. August 1845 nach Leipzig kam, um die Nationalgarde zu mustern, alle Fenster ein-

*) Als Verbannter in Gaeta sann er die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä aus und erklärte sich mit deren Proklamation bereits als „unfehlbaren", ehe ihm das Konzil die Unfehlbarkeit ausdrücklich zugestanden.



geworfen. Das Militär feuerte und sieben Personen, die bloß zugeschaut hatten, kamen um, was die Erbitterung vermehrte. Bei der Herstellung der Ruhe spielte ein aus Köln gebürtiger früherer Theaterbilleteur, dann Buchhändler und deutschkatholischer Broschürenschreiber, Robert Blum, durch kluge Mäßigung die Hauptrolle. Er erscheint nachmals als eine der liberalen Größen der Paulskirche.

Das rücksichtslose Vorgehen radikaler Kantonregierungen in der Schweiz, die z. B. in Waadtland die reformierten Geistlichen zwingen wollten, eine neue, ultraradikale Staatsverfassung von den Kanzeln zu verlesen und anzupreisen und 43 Geistliche, die sich dessen weigerten, ohne weiteres absetzten, worauf 185 andere Geistliche ihr Amt niederlegten und die sog. Freikirche begründeten, wie die blutige Niederwerfung des sog. Sonderbundes, belebten den Mut und die Unternehmungslust der revolutionär Gesinnten in Deutschland. In den Jahren 1846 und 47 häuften sich hier die politischen Versammlungen in größerem und größtem Maßstab, namentlich in Baden; man forderte Änderung der Gesamtverfassung Deutschlands in der Weise, daß dem Bundestag ein Volksparlament an die Seite gesetzt werde. Von den Koryphäen der liberalen, badischen Kammer gingen Hecker und Itzstein nach Berlin, um für solche Gedanken dort zu werben, dort wurden sie polizeilich ausgewiesen. Die Fama vergrößerte die Sache, als seien sie schimpflich per Schub nach Hause gebracht worden; „zwei Gendarmen mit Gewehr gingen hinter ihnen her.“ Eine Flut von Spottgedichten auf die preußische Polizei erschien, die auf allen Gassen gesungen wurden. Welche Stimmung damals in Deutschland bis in die kleinsten Städte hinein, zumal in der Jugend, vorab der akademischen, herrschte, beweisen einzelne Vorgänge, die man fast vielleicht als Kindereien ansehen möchte, die aber als Zeichen jener Zeit ganz bedeutsam sind. Auf allen deutschen Universitäten hatten sich gegenüber den alten

Corps mit ihrem Pauk- und Kneipleben andere Verbindungen gebildet, welche zum Teil wohl wissenschaftliches Leben pflegen wollten, in der That aber vorwiegend Politik trieben. Der christlich-germanische Geist der alten Burschenschaft mag wohl nur in sehr wenigen, etwa in Halle und Erlangen, noch Vertreter gehabt haben, alle anderen waren vom liberalsten Geist bis zum Radikalismus beherrscht, nannten sich auch am liebsten „Progressisten"; in ihrem Thun und Treiben spiegelte sich die ganze Zeit, und vieles von dem, was die Zukunft brachte, wurde von ihnen bereits vorweg genommen. Die Verfassungen dieser Verbindungen wurden ganz nach Analogie der späteren demokratischen Staatsverfassungen in großen Versammlungen debattiert und acceptiert; eine Analogie der späteren Schwurgerichte waren die neu eingeführten studentischen Ehrengerichte, deren Wahrspruch der Theorie nach unbedingt gelten sollte, an den sich aber gerade die am wenigsten kehrten, welche das Princip der Geschworenengerichte am lebhaftesten vertheidigten und anpriesen. Eine eigene, im radikalsten Sinne von Struve in Mannheim, nachmaligem Freischarenführer, redigierte Studentenzeitung diente als Sprechsaal. Vielleicht am meisten von sich reden machte das Leben und Treiben dieser Studentenverbindungen in Gießen, — und hier sind wir wieder im Gebiet der eigensten Erlebnisse. In den Tagen, da Hecker und Itzstein in Berlin ausgewiesen wurden, war ein alter Student, der sich in eine geschlossene Ballgesellschaft hineindrängen wollte, von einem Polizisten an der Thür abgewiesen, und da er sich nicht abweisen lassen wollte, mit dem Säbel über den Kopf gehauen worden. Er war ein durchaus verkommenes Subjekt, den eigentlich jeder ordentliche Student gründlich verachtete, aber er war ein Student! „Ein neuer Akt unerhörter Polizeiwillkür!" so scholl es durch die Straßen; „Bursch heraus!" und sofort war die ganze Universität, 500 Studenten, mit Ausnahme von zweien, die es schwer büßen mußten, auf den Straßen, zogen

vor das Haus des Polizeirates und brachten ihm brüllend ein Pereat. Einige liberale Advokaten bekamen ein Vivat; der Rektor Magnifikus wurde bestürmt, sofort nach Darmstadt zu reisen, um auf Absetzung des Polizeirates zu dringen. Seine ganz ruhig gehaltenen abweisenden Worte vermehrten nur die Bewegung, die wie brandende Wogen die halbe Nacht hindurch sich durch die Straßen wälzten. Der akademische Senat, resp. das Disciplinargericht, ermannte sich zu einer energischen Maßregel, die aber nur Öl ins Feuer goß, sie sprachen die Relegation aus über drei an der Spitze der großen Alemannenverbindung stehende Studenten. Die Studentenschaft wollte diese nicht aus der Stadt hinauslassen, und da sich das ungegründete Gerücht verbreitet hatte, man habe den Präses der Alemannia ins Karzer gesteckt, so wälzte sich die ganze Schar nach dem Universitätsgericht und drohte mit Karzersturm; ein Student mit geschwungenem Beil drang sogar in das Sitzungszimmer. Der akademische Senat requirierte eine Schwadron Dragoner aus der benachbarten Garnison, die mit Beginn des folgenden Tages einrückte, als gerade die ganze Studentenschaft, welche den Abreisenden ein Ehrenkomitat geben wollte, auf dem Seltersberg versammelt war. Von dem Komitat hatte man Abstand genommen, hielt aber den vierspännigen Postwagen mit Gewalt auf, um die Reisenden herauszureißen, was von diesen selbst abgewiesen wurde. Der Besonnenheit des Dragonerkommandanten war es zu danken, daß es nicht zum blutigen Konflikt kam; die ganze Studentenschaft zog mit der Erklärung: inter arma silent Musae, nach der Ruine Staufenberg und der akademische Senat mußte sich in förmliche Verhandlungen mit ihnen einlassen, in denen er doch eine anerkennenswerte Energie entfaltete, so daß die Studenten zum Wallthor wieder einzogen, während das Militär zum Seltersthor hinausmarschierte.

All überall war der Feuerzunder gehäuft, den der aus Frankreich herüberfahrende Blitzstrahl in Flammen setzte.

III.
Vorboten.

Sturz des Julithrones in Frankreich.
Erste Revolutionsstürme in den kleinen deutschen Staaten.
Revolution in Wien und Berlin. Republikanischer Aufstand in Baden unter Hecker, Struve und Herwegh.

Nahe bei dem hessischen Dorfe Goddelau am sogenannten Altrhein, an der fast in sich selbst zurückkehrenden, durch den sogenannten „Durchstich am Geyer" abgeschnittenen Krümmung des Flusses zwischen Gernsheim und Oppenheim, steht ein altes Denkmal, die Schwedensäule genannt, an der Stelle, an der einst der Schwedenkönig Gustav Adolf auf Scheunenthoren mit seinem Heer über den Rhein gesetzt ist, die linksrheinische Stadt zu nehmen. Auf dieser Säule (von Sandstein) steht eine Löwe, der ein Schwert in der Pranke hält, das er mit grimmiger Gebärde gen Westen schwingt. Diese Schwedensäule war einst Zielpunkt von Ausflügen aus den benachbarten Städten, meist der Haupt- und Residenzstadt Darmstadt; zumal die jungen Leute, Gymnasiasten, wanderten gern dahin. Da erhob sich denn einst in einer solchen jugendlichen Schar die Frage, warum doch der Löwe sein Schwert nach Westen schwinge und nicht nach Süden, wo das den Protestantismus bedrohende Papsttum seinen Sitz habe. Ein patriotisch gesinnter Lehrer setzte uns auseinander, daß jetzt uns das meiste Unheil von Frankreich her drohe, und noch klingt mir ein Gedicht in den Ohren, — auch im Herzen — das ein poetisch begabter Mitschüler, jetzt hochgestellter Geistlicher in Berlin, verfaßte, in dem es hieß: „Alles Unheil ist von West uns kommen!" Es war damals das Verlangen der Franzosen nach der Rheingrenze stürmisch laut geworden, die Zeit (1841), da das Beckersche Rheinlied durch ganz Deutschland scholl: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!"

Aber darauf waren die Gedanken nicht beschränkt, sondern sie gingen weiter und gedachten an alte Unbilden, die Deutschland in alter Zeit, zumal seit dem dreißigjährigen Krieg von Frankreich her erfahren, die Verwüstung der Pfalz, an welche angesichts der Schwedensäule die Ruinen der Landeskrone drüben über Oppenheim und rheinaufwärts die Türme von Worms und Speyer erinnerten. Die Gedanken gingen noch tiefer und bezeichneten unsittliche Leichtfertigkeit, die von Paris nach Deutschland gekommen, die religiöse Freigeisterei und zuletzt die Tyrannei des ersten Napoleon, der die Verwüstungen der Revolutionsheere vorangingen. — Frankreich, der Erbfeind Deutschlands! das stand uns damals fest und — fast hätte man uns ihm ewigen Haß schwören lassen, wie Hamilkar seinen Sohn Hannibal den Römern ihn schwören ließ.

Es hat sich dieser Nationalhaß, der, wenn er eine Tugend genannt werden sollte, doch jedenfalls nur eine heidnische ist, sehr gemildert und selbst der letzte große Krieg ist ohne eigentlichen Nationalhaß von deutscher Seite geführt worden. Deutsche Christen, die nicht bloß eine persönliche, sondern auch eine nationale Selbsterkenntnis haben, wissen, daß von Haus aus diesseits und jenseits des Rheins oder, wie wir jetzt wohl sagen können, diesseits und jenseits der Vogesen der Mensch derselbe ist, und daß wir in Deutschland nicht etwa bloß auf unseren sandigen Feldern die sog. Franzosenstengel*), sondern auch so viel auf deutschem Boden

*) Anm. Ein eigentümliches hart- und hochstengeliges Unkraut, das in den neunziger Jahren mit dem französischen Revolutionsheere über den Rhein kam und seitdem fortgesetzt vom Westen nach Osten sich weiter verbreitet, wie am Ausgang des Mittelalters vom Osten her die mus ratus, die große graue Ratte, in langer Linie von Nord nach Süd, nach Westen vorrückte und die kleine rotbraune Ratte bis zum atlantischen Meere verdrängte, ja vertilgte, wie ihr selbst jetzt eine noch größere vom Osten folgt und sie noch vertreibt.

selbstgewachsenes und selbstgezogenes Unkraut haben, daß wir am besten thun, anderen Völkern kein Sündenregister aufzustellen, wobei wir wohl doch dessen mit Dank und Freude bewußt bleiben können und sollen, was unserm Volke vor anderen an natürlichen und geistigen Gaben von Gott geschenkt und erhalten worden ist, wohin wir doch immer einen Rest deutscher Treue, deutschen Glaubens, deutschen Mutes und deutschen Gemütes rechnen dürfen. Das aber steht wohl fest, daß wir auch hierin bedroht sind vom Westen her, aber weniger durch die Franzosen, als durch eigne Schuld in unserem Nachahmungs- oder Nachäffungstrieb, in dem wir so vieles, auch in äußeren Institutionen, angenommen haben, was dem Unglauben in Frankreich entsprang. Es steht weiter fest: Seit Jahrhunderten her sind von Frankreich her im staatlichen, wie im socialen und selbst religiösen Gebiet Anstöße gekommen, vorwiegend störender und zerstörender Art; im Revolutionieren waren uns die Franzosen voraus und wir waren darin zumeist, wenn nicht ihre Affen, so doch ihre Nachfolger. So am Ende des vorigen, so in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, vor allem aber in der 1848er Revolution. Freilich ist die Revotion mittlerweile etwas mehr international geworden; es geht in der Regel durch alle Länder, wenn es einmal angefangen hat und waren 1848 die feuerfangenden Stoffe längst in Deutschland aufgehäuft; der zündende Funke aber, wie der anfachende Wind kamen von Frankreich. Und in die Geschichte dieses Landes seit 1830 müssen wir noch einen Blick thun, ehe wir den Verlauf der 48er Revolution weiter verfolgen.

In Frankreich hatte man seit 1830 die Staatsverfassung, die man als das Ideal einer solchen, als mustergültig ansah und anpries, die man auch in Deutschland, in fast allen kleineren Staaten, zuletzt auch in den großen, annahm, und deren Erlangung und Durchführung oder Besserung nach links hin den Inhalt der unausgesetzten politischen Kämpfe über dreißig Jahre

lang in Deutschland bildete. Es war eine Verfassung, die man anpries als eine solche, die fürstliche Willkürherrschaft ebenso ferne halten werde, wie Pöbelherrschaft und Anarchie; die vor einem Stagnieren, Stillstehen oder Rückschreiten ebenso sicher bewahren werde, als vor Überstürzung und sinnlosem Fortschritt; deren Name ist: die konstitutionelle Monarchie. Diese Verfassung hat versprochen viel, gehalten wenig, wir wollen nicht sagen: nichts; es ist auch Gutes von ihr geschehen und mag zugegeben werden, daß sie zu Zeiten die einzig mögliche ist. Daß sie aber die Hauptsache, die sie versprochen, nicht geleistet, Schutz gegen sinnlosen Fortschritt, Überstürzung und schließlich Anarchie, das beweist eben die französische, wie die deutsche Revolution im Jahre 1848; und wie sie mit ihren parlamentarischen Kämpfen recht eigentlich die revolutionären Gelüste mit groß gezogen hat, erweist ebenfalls der Gang der Dinge.

In Frankreich war ihr Schicksal von 1830 an wesentlich angeknüpft an die Person des ersten konstitutionellen Königs Louis Philipp. Durch merkwürdigen Schicksalswechsel — er war in seiner Jugend eine zeitlang Schullehrer gewesen — hatte dieser Mann, der feinen Verstand besaß, eine große Welt- und Menschenkenntnis und die Fähigkeit erlangt, sich leicht in jede Lage zu finden. Von höheren Idealen, fester Überzeugung, die sich kühnen Schwunges die Verhältnisse zu unterwerfen sucht, hatte er so gut wie nichts; seine einzige Maxime war, sich mit kluger Berechnung nach den Umständen zu richten. Sein höchster, fast einziger Zweck: seine Dynastie zu erhalten, — daneben, für den Fall des Verlustes des Thrones, Vermögen sich zu sammeln. Halb König, halb Banquier. Bürgerkönig nannte man ihn und nannte er sich auch selbst mit Vorliebe. Das deutete wohl auf seinen bürgerlich friedlichen Sinn, aber auch auf das, was man Bourgeois, Bourgeoisie nennt, das ideenlose, gelderwerbende und behaglichen Lebensgenuß pflegende Philisterium. Dies hatte

unter ihm seine Blütezeit. Wiederholt machte er Banquiers zu seinen Ministern. Das, was der Soldatenstand, wie auch das niedere Volk an seinen Königen, wenn auch nur oft dem Schein nach, zu sehen gewohnt war, das Chevalereske, Ritterliche, fehlte ihm ganz. Der Adel und die Geistlichkeit haben nie ein Herz für ihn gehabt. Die zahlreiche republikanische Partei war unzufrieden mit dem Zweikammersystem (bei dem in einer ersten Kammer die Aristrokratie besonders vertreten ist).

Im „vierten Stand", unter den „Arbeitern", die überdies von den kommunistischen Soziallehren des sog. Saint-Simonismus durchdrungen waren, zeigte sich schon damals der Unmut, der nachmals im Arbeiterstand aller Länder sich verbreitete und in unsern Tagen den ganzen Bestand der Gesellschaft bedroht, darum, daß der Reichtum sich bergehoch auf einzelne häuft, während Millionen immer ärmer werden; die bekannte Folge der liberalen Staatsweisheit, die in Förderung der materiellen Interessen ihre höchste Aufgbe sieht und in der Beseitigung aller, den Schwachen schützenden Schranken, ihn von den Starken ausbeuten, aussaugen und zertreten läßt. Ihren Groll zu beschwichtigen, verwandte Louis Philipp einmal 5 Millionen aus der Staatskasse für die Armen, aber man rechnete ihm nach, daß er für die Reichen — Handel, Großindustrie, schließlich die Börse — sechsmal so viel, volle 30 Millionen aufgewandt. Bald war das ganze Land mit einem Netz von Vereinen und größeren Gesellschaften überzogen, die unter mancherlei Namen (wie z. B. „Gesellschaft der Menschenrechte") auf Änderung, wohl gar gewaltsamen Umsturz der Staatsverfassung hinarbeitete. Diesen verschiedenen Parteien gegenüber hielt es der König für die einzige Staatsklugheit, sich in der „rechten Mitte" zu halten, zwischen durch zu balancieren. Das „juste milieu" war das eigentliche Regierungsprogramm. Da die Parteien aber durch Schärfung ihrer Grundsätze, größere oder geringere Energie, sich verschieben, so mußte des Königs

Politik notwendig in stetes Schweben und Schwanken geraten und der Vorwurf der Zweideutigkeit war nur allzu begründet. Nicht minder der der Schwäche. Stets Rücksicht nehmend auf die Stimmung der großen Menge, blieb ein Aufruhr in Paris, bei dem das erzbischöfliche Palais gestürmt und demoliert ward, ungestraft — dafür mußte man nachmals Arbeiteraufstände in Lyon und Paris mit blutiger Gewalt niederwerfen. Die Gunst der Bourgeois in sicherem Besitz zu behalten, hob Louis Philipp die Erblichkeit der den Bourgeois verhaßten Pairs (Mitglieder der ersten Kammer) auf und ernannte je nachdem er's brauchte, neue Pairs. Dadurch verlor seine Monarchie an Stabilität, wie an politischer Einsicht, die ganze Institution so an Ansehen und Wert, daß 30 alte Pairs ihre Würde niederlegten. Eine konstitutionelle Monarchie aber ohne Aristokratie auf die Dauer zu halten, ist ein ebenso unlösbares Problem, wie die Direktion eines Luftballons. In dem Maße, als das aristokratische, die Stetigkeit erhaltende Element geschwächt wurde, ward das demokratische gestärkt, namentlich durch Herabsetzung des Census (des Steuerbetrags, dessen Entrichtung zu politischen Wahlen berechtigt.) Man vermehrte damit nur den Mißmut derer, die durch jene Herabsetzung doch noch nicht in Besitz des Wahlrechts kamen, weil ihr Steuerbetrag noch geringer oder gar keiner war. Man verlangte allgemeinstes Wahlrecht.

Unter den verschiedenen Ministern, mit denen Louis Philipp sich umgab, war der thatkräftigste Casimir Perier, ein ehemaliger Banquier, der aber eigenwillig dem König nur eine nominelle, nicht eine wirkliche Regierung lassen, die wirkliche selbst führen wollte. Le roi règne, il ne gouverne pas, der König ist König, aber er regiert nicht, — dieser Grundsatz einer gewissen Art von konstitutioneller Monarchie, die den König zu einer purpurbekleideten gekrönten Puppe macht, ward konsequent von ihm durchgeführt.

Perier erkannte die Gefährlichkeit der stets sich mehrenden republikanischen Vereine für das Königtum und wollte es wohl gerne befestigen. Aber dieser „Julithron“, aufgerichtet durch die Julirevolution von 1830, war zu sehr durch die Revolution gegründet, als daß er jene republikanischen Vereine hätte unterdrücken oder nur ihre Ausbreitung hätte hindern können. Die Opposition ward immer schärfer, namentlich als des Königs Civilliste einmal (auf zwölf Millionen) erhöht wurde. Man verglich das mit dem Gehalt des Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, der nur den 148sten Teil dieser Summe betrug, nannte es unnütze Verschwendung und überflutete das Land mit Pasquillen (Spottgedichten) und satyrischen Karikaturen auf den König und seine Familienglieder, wie die Minister, welche, ein Zeichen äußerster Gehässigkeit, die Nichtachtung des Volkes gegen die Regierung noch steigerten. Der ganze konstitutionelle Apparat kostete überdies ungeheures Geld; die Staatsausgaben und Schulden wuchsen, es kam auch einmal Mißwachs und Geschäftsstockung, zuletzt auch in Paris die Cholera, die einen panischen Schrecken erregte, in welchem auch und zwar in erster Linie die sämtlichen Deputierten, diese Volksfreunde par excellence, die Flucht ergriffen. Perier und der Kronprinz, Herzog von Orleans, zeigten sich mannhaft und edel, besuchten persönlich die Spitäler. Perier ward selbst von der Krankheit ergriffen und starb, viel betrauert. Sein edles Verhalten aber hatte wenig versöhnt. Es folgte bald ein Barrikadenaufstand, der nur mit viel Blutvergießen gedämpft werden konnte. Diesmal zeigte man in der Bestrafung der Schuldigen eine ungewöhnliche Energie und begann — Paris zu befestigen, gegen seine eigene Bevölkerung; die Festungswerke hielten 1870 die Deutschen auf und nötigten sie zu längerer Belagerung.

Nach Periers Tod versuchte der neue Minister Guizot, ein ernst christlicher Mann, eine geistliche und sittliche Hebung des französischen Volkslebens; er wollte dazu deutsches Schulwesen

einführen. Aber als Protestant war er verhaßt und überdies durch seinen jetzt berühmt werdenden Kollegen Thiers gelähmt. Die Maßregel der beiden, die geheimen Vereine damit zu schwächen, daß man alle Zusammenkünfte von über 20 Personen verbot, ward damit umgangen, daß man sich zu 19 versammelte. Der Anhang der „Gesellschaft der Menschenrechte" wuchs von Tag zu Tag, namentlich unter den Arbeitern. Blutige Aufstände mehrten sich und wurden immer hartnäckiger, und als man nach Niederwerfung eines solchen in Lyon nach mehrtägigem schrecklichem Straßenkampf den Vorschlag machte, das ganze Volk zu entwaffnen, explodierte der gesteigerte Haß in einem furchtbaren Attentat gegen die Person des Königs. Als dieser am Gedächtnistage der Julirevolution mit einem glänzenden Gefolge zur Heerschau sich auf das Boulevard du temple begab, ward er durch eine, eine Bittschrift überreichende Person aufgehalten. In demselben Augenblick explodierte eine Höllenmaschine; 60 Personen fanden den Tod. Der König blieb unversehrt und zeigte große Geistesgegenwart, indem er die Heerschau ruhig fortsetzte. Der bei der Höllenmaschine ergriffene korsische Soldat Fieschi ward mit zwei Mitschuldigen hingerichtet. Eine ganze Reihe von Mordanfällen folgte diesem ersten, von Handlungsdienern, Arbeitern, einem Forstbeamten, einem Stahlwaarenfabrikanten. Unter den 6 Anfällen war ein zweiter mit einer Höllenmaschine, bei der Kammereröffnung gegen den König und sämmtliche Minister gerichtet. Der Schutz der Vorsehung vereitelte sämtliche Attentate. Traurig! Ihre häufige Wiederkehr schwächte die Empfindung des Schreckens, den man anfangs hatte. Man scherzte. Wenn bei einem Treibjagen ein Hase glücklich und ungetroffen durch die Schützenlinie kam, rief man ihm wohl nach: Louis Philipp! Der König zeigte sich bei den meisten Attentaten großmütig. Auch das ward ihm übel ausgelegt. Man behauptete: die Attentate geschähen auf seine Bestellung; die Attentäter

schössen absichtlich in die Luft; der König wolle nur einen Anlaß haben, durch großmütige Begnadigung sich populär zu machen! Auch der siegreich gegen Algier geführte und mit der Eroberung von Constantine, nachmals der Gefangennehmung des Häuptlings Abdel Kadr ruhmvoll beendigte Krieg versöhnte die Feinde Louis Philipps nicht mit ihm. Die zurückkehrenden Feldherren, darunter Söhne des Königs, wurden kühl empfangen. Die Gegner wurden immer mehr und immer entschiedener. Zu der „Gesellschaft der Menschenrechte" kam eine neue: „die Jahreszeiten", an ihrer Spitze die fanatischen Sozialisten Barbès und Blanqui, unter deren Anführung ein Angriff auf den Justizpalast gemacht wurde, der mißlang, worauf man die Hauptschuldigen zum Tode verurteilte aber dann begnadigte, worauf hin denn Blanqui lebenslänglicher Verschwörer blieb und noch in neuester Zeit eine Rolle spielte. Zu ihm gesellte sich nachmals Ledru Rollin, der einen wahrhaft fanatischen Radikalismus im Volke zu verbreiten wußte. Die zwei Versuche, die während der Regierung Louis Philipps von dem Prinzen Napoleon gemacht wurden, der eine von Straßburg, der andere von Boulogne aus, die Begeisterung für das Napoleonische Kaiserreich zu erwecken und nach dem Sturz des Julithrones Kaiser zu werden, machten an sich einen lächerlichen Eindruck, aber Louis Philipp that in Verblendung nicht wenig dazu, die alte Begeisterung für die Herrlichkeit der Napoleonischen Zeit zu erwecken, damit, daß er die Asche Napoleons aus St. Helena holen und in Paris im Invalidendom beisetzen ließ. Bei dieser Feier hörte man eine vieltausendstimmiges vive l'empereur! kein einziges vive le roi! Ein furchtbarer Schlag traf den König durch den Tod seines ältesten Sohnes, des Thronerben, Herzog von Orleans, der aus dem Wagen sprang, mit dem die Pferde durchgegangen waren und sich die Hirnschale auf dem Straßenpflaster zerschmetterte. Gerade dieser Herzog von Orleans war um seines ritterlichen Wesens willen der beliebteste der königlichen Prinzen



und man rechnete auf dieses Beliebtsein den Bestand der Dynastie. Aber was sind menschliche Berechnungen? Einen großen Fehler beging man, als man dem einjährigen Sohne des Herzogs, dem Grafen von Paris, als künftigem Thronerben nicht seine allbeliebte Mutter Helene (eine Mecklenburgische Prinzessin), sondern seinen wenig beliebten Oheim, Herzog von Nemours, zum Vormund gab. Die Opposition stand schon nahe daran, in offenem Aufruhr im ganzen Lande loszubrechen; es fehlte nur noch an einem handgreiflichen Anlaß. Der kam bald.

Im Jahre 1846 und 47 mißriet die Ernte. So hoch das Budget auch gestiegen war ($1^1/_2$ Milliarden), mußte man doch neue Opfer bringen und 500,000 Ctr. Getreide im Auslande kaufen, den Hunger der Armen zu stillen. Dabei geschahen abscheuliche Unterschleife und Betrügereien der Unterhändler, es kam eine schmähliche Bestechlichkeit der Beamten an den Tag. Auch in großen Volksversammlungen wurde das besprochen. Man verbot diese Versammlungen; aber man umging das Verbot, indem man die sogenannten „Bankette“ veranstattete, angeblich bloß gesellige Zusammenkünfte, bei denen aber doch nur Politik verhandelt wurde. Oft kamen da bis zu 10,000 Menschen zusammen. Auch diese Bankette, „Reformbankette“, wurden verboten. Die Antwort auf das Verbot war die Veranlassung eines Riesen-Banketts, wie noch keins gewesen. 10,000 Nationalgardisten, Polytechniker, Studenten, erboten sich, dies Bankett zu schützen, wenn die Regierung es wagen würde, durch Militär die Teilnehmer auseinander zu treiben. Das Bankett kam nun aus verschiedenen Gründen nicht zustande, aber große Volkshaufen zogen durch die Straßen mit dem Ruf: Nieder mit Guizot! Der König macht eine Konzession, er entläßt Guizot. Großer Jubel! Illumination der Stadt, aber — zufrieden ist man nicht; Konzessionen aus Furcht machen nie zufrieden. Der Fürst, der eine macht, muß immer mehr machen. Es giebt ein Bild, das die Hinrichtung

König Ludwig XVI. darstellt. Der König liegt gefesselt bereits auf dem Block der Guillotine, der Henker hat das Seil gefaßt, das Beil loszulassen. Darunter steht als Ausspruch des Königs: „Das ist die letzte Konzession, meine Herren, die ich Ihnen machen werde.“ „Nieder mit Guizot!“ hatte man heute gerufen. Morgen rief man: „Nieder mit der Dynastie Orleans!“ Arbeiterhaufen mit der roten Fahne ziehen umher, werfen dem Kriegsminister Herbert die Fenster ein, drohen Guizots Wohnung zu demolieren. Man sendet zum Schutz eine Abteilung Soldaten. Ein Arbeiter schießt auf diese. Die Truppen geben eine Salve; der Volkshaufen stiebt auseinander. Ein einziger Toter lag auf dem Platze. Aber mit wildem Geschrei: „Man mordet das Volk!“ schleppt man ihn durch die Straßen. „Zu den Waffen!“ schallt es durch das Geheul der Sturmglocken. Wie mit einem Zauberschlag erheben sich, offenbar nach längst vorbereitetem Plan, volle 1000 Barrikaden in den Straßen. Trotz ihnen dringt Marschall Bergeaud mit 25,000 Mann regulärer Truppen siegreich vorwärts. Da überkommt dem König eine neue Schwachheit. Er ruft die Soldaten in die Kasernen zurück. Zornig zerbrechen Offiziere und Soldaten ihre Waffen. Minister Thiers will das Volk mit gütigen Worten beruhigen. Es mißglückt. Nicht besser geht's dem Könige, der persönlich erscheint und niedergeschlagen in die Tuilerien zurückkehrt. Dahin folgt ihm der Journalist Emil v. Girardin. „Der König soll die Dynastie retten durch persönliche Abdankung.“ Die Königin und Marschall Bergeaud widerraten. Der König schwankt, ergreift endlich zitternd die Feder und unterschreibt die Abdankung zu Gunsten seines Enkels. Wieder eine vergebliche Konzession in trauriger Verblendung. Die letzten getreuen Anhänger haben den Mut verloren. Der feindliche Volkshaufen aber stürmt gegen die Tuilerien. Der König flieht ohne königliche Insignien: fünfzehn Personen in drei unscheinbaren Wagen auf Umwegen. Der Pöbel zerstört alles, was

an die königliche Familie erinnert, verbrennt den Thronsessel feierlich am Fuße der Julisäule, wo man ihn einst aufgerichtet. Mut zeigt nur die Herzogin v. Orleans, die nach der Deputiertenkammer eilt, ihrem Sohne die Krone zu sichern. Aber sie kommt kaum zu Wort, noch weniger ist eine Beratung möglich. Arbeiterhaufen dringen bewaffnet herein mit dem Rufe: Nieder mit der Kammer! Mit Mühe entgeht die Herzogin Mißhandlungen, vielleicht dem Tode. Die Republik wird ausgerufen. Der König, verfolgt, erreicht mit Mühe die Strandküste Frankreichs, und will auf einem elenden Fischerkahn sich nach England übersetzen lassen. Der englische Vize-Konsul in Havre stellt ihm ein englisches Schiff zur Verfügung, das ihn verkleidet hinüber bringt unter dem Namen Smith (Schmidt), die Königin unter dem Namen Lebrun (Braun). Sie lassen sich in Claremont nieder, wo der König 2 Jahre später als 70jähriger Greis gebrochenen Herzens stirbt.

Die Revolution hatte in Paris gesiegt. Aber das übrige Land mit seinen vielen großen Städten und volkreichen Provinzen? Ein deutsches Handwerksburschenlied hat einen Vers, der fängt an: „Zu Frankreich in Paris." Es ist kein geographischer Schnitzer oder Unsinn. Man sagt wohl: Paris liegt in Frankreich; kann aber auch sagen: Frankreich liegt in Paris; es hat in Paris seinen Schwerpunkt, sein Schicksal wird da entschieden; wenn die Pariser die Regierung gestürzt haben, ist sie fürs ganze Land gestürzt, die Regierung, die die Pariser einsetzen, gilt fürs ganze Land. Das ist die Tyrannei dieser großen Städte, die noch viel schlimmer werden muß in dem Maße, als sich da die wilden revolutionären Mächte in den großen Volksmassen anhäufen, mit deren roher Gewalt die Revolutionen durchgeführt werden.

Leider waren auch Zeiten, wo man sagen konnte: Deutschland liegt in Paris, auch sein Schicksal ward von dort, wenn nicht entschieden, doch beeinflußt, es erhielt von dort unwidersteh-

liche Anstöße nach gewissen Richtungen hin; so im Jahre 1848. Im Februar hatte die Revolution in Paris stattgefunden. Wie ein Blitz schlug die Nachricht davon ins deutsche Volk, im Anfang März war die Revolution bei uns im vollen Gang. Ja wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es alle Glieder des europäischen Staatenkörpers,

Es war ein Zeichen größter Kurzsichtigkeit, ja Verblendung des bis dahin die deutschen Staaten beherrschenden bureaukratischen Regimentes, daß sehr viele seiner Vertreter und Inhaber im Anfang noch dem Wahn sich hingaben, wie wir schon früher andeuteten, es werde den Regierungen wohl gelingen, der Bewegung Meister zu werden, und nachdem der erste Spektakel vorüber, die alten Einrichtungen, Rechtsbestände, Regierungsweise zu erhalten, resp. weiter zu führen. Man hörte wohl höhnische Bemerkungen, man kannte nicht die Gewalt solcher Strömungen, die alles mit fortreißen; kannte auch nicht die faktischen Zustände, die allerdings vielfach morsch und faul geworden, wußte nicht, wie weit die Loyalität im Volk geschwunden, seit man mit der planmäßigen sog. Aufklärung ihm die Frömmigkeit geraubt. Als die Bewegung überhand genommen, zeigte sich recht die Schwäche des alten bureaukratischen Regiments. Verwaltungsbeamte, die die Bauern in der Weise jenes Amtmanns nur als Esel und Flegel zu traktieren pflegten, sah man in dunstigen Kneipen, die „deutschen Männer" um ein bescheidenes Plätzchen an ihrem Tische bittend. Seminardirektoren, die ihre Seminaristen wie Rekruten behandelt, redeten sie wie Studenten an als „hochzuverehrende Herren". Man konnte damals nicht bloß Sachen und Zustände, sondern auch Personen einteilen in vormärzliche und nachmärzliche; eine und dieselbe Person war nach den Märztagen (der Revolution) eine wesentlich andere, als vorher, eine klägliche Charakterlosigkeit, die aber mit der ganzen liberal-rationalistischen Bildung und Weltanschauung eng zusammenhing. Was man eigentlich von

derselben erstrebte, war gar Verschiedenartiges. Gar mancher kannegießernde Philister, wenigstens des mittleren Deutschlands, wußte anfänglich wohl kaum etwas anderes zu sagen, als: „Es muß anders werden!“ „Aber wie?“ „Ei, anders!“ Es deutete solche Redeweise im allgemeinen auf ein Gefühl tiefgehender Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Im niederen Volk, namentlich auf dem Lande, trat man sehr bald mit bestimmten Forderungen auf; sie betrafen im allgemeinen: Erleichterung von gewissen Lasten, Gewährung gewisser Vortheile, Ablösung von Zehnten, wo solche noch waren, die denn nun auch unter günstigeren Bedingungen für die Pflichtigen erlangt wurden, als früher, wo man die Berechtigten noch anständiger entschädigte; Waldnutzungen von Streulaub und Lesholz, auch wohl Entfernung mißliebiger Pfarrer, nachmals auch das Wahlrecht bei Neubesetzungen. Deputationen über Deputationen gingen nach den Regierungsorten, und viel ward erlangt, oft brachte man den Fordernden, ehe sie ihre Forderungen ausgesprochen, die Dinge so zu sagen auf dem Präsentierteller entgegen, man hatte allen Mut und meist auch den Kopf verloren. Im Genuß erwuchs die Begierde; bei Pfarrvakanzen forderte man nicht selten die Pfarräcker für die Bauern, da sie ja doch der „Gemeinde“ gehörten. Kommunistische Gelüste kamen zum Erschrecken häufig zum Vorschein, über die man damals in trauriger Verblendung lachte. Wie oft hörten wir, wenn wir zu irgend einer der zahllosen Volksversammlungen wanderten, in den Dörfern die Äußerung: „Heut wird Alles verteilt“. Vielfältig brach ein roher wilder Zerstörungstrieb hervor. „Es muß Alles verrungeniert (ruiniert) werden!“ lautete die Losung.

In mittleren und oberen Bildungsschichten hatte man meist schon lange vor Ausbruch der Bewegung die Freiheitsforderungen formuliert. Endlos hatte man ja seit Jahren in den Zeitungen darüber verhandelt, auch bereits 12 Tage vor Ausbruch der Re-

volution auf einer großen Volksversammlung in Offenburg unter Leitung des Advokaten Hecker und des deutschpreußischen Braun in Mannheim als „Forderungen des deutschen Volkes“ in 13 Artikeln formuliert. Preßfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, Geschworenengericht, Volksbewaffnung, Religionsfreiheit, Unterrichtsfreiheit, freies Versammlungsrecht, Aufhebung der Privilegien (mit Ausnahme derer, die man etwa selbst hatte, wie das der Apotheker), Jagdrecht für die Gemeinden, — das waren die Dinge, die von Deputationen mündlich, von Vereinen, Versammlungen in schriftlicher Eingabe, gedruckten Flugblättern, meist nicht mehr erbeten, sondern kategorisch gefordert wurden. Auch bezüglich der Staats- und Kirchenverfassung hatte man seine Forderungen, die wesentlich auf Demokratisierung beider hinausliefen. Bald bildeten sich bestimmte Parteien mit gemäßigtem oder radikalen Charakter. Die Gemäßigten nannten sich meist „vaterländische“, die Radikalen „demokratische oder republikanische“ Vereine. Andere Bezeichnungen waren: Wühler und Heuler, Heizer und Bremser. Es gab stehende Devisen, die man auf die Fahnen schrieb oder auf Plakaten geschrieben an den Rednerbühnen aufhing, an denen man alsbald den Charakter der betreffenden Versammlung erkannte. Die demokratische Devise lautete: „Freiheit, Wohlstand, Bildung für alle!“ Ihr Fahnenschmuck zeigte mehr rot als schwarz-rot-gelb. Bezüglich der Gesamtverfassung Deutschlands gingen die Wünsche, Ansichten, Bestrebungen bald weit auseinander. Ein neues Kaisertum! war das Jugendideal vieler edler Männer, das man jetzt der Verwirklichung nahe sah; aber derer waren es nicht weniger, denen das ein überwundener Standpunkt war, die die Republik forderten, etwa in föderalistischer Gestalt, wie in Nord-Amerika. Wie man ja stets das Ausland nachgeäfft, mußte es auch jetzt wieder sein. Anticipando brachten viele Zeitungen ihre deutschen Nachrichten unter der Aufschrift: „Vereinigte Staaten von Deutschland“.

Man hatte eine Nachbildung der nordamerikanischen Union schon in Gedanken fertig. Die Zuversicht der Republikaner oder Demokraten war groß. Schon vorher hatte man es sich als öffentliches Geheimnis in's Ohr gesagt: „Wenn Hecker (der Führer der Demokraten) den Finger aufhebt, steht ganz Deutschland auf, wie Ein Mann (die Republik zu schaffen), und daß man längst mit Revolutionsmännern Frankreichs sich in Verbindung gesetzt, und von Frankreich her Hilfe erbeten, kam später als unwidersprechliche Thatsache an den Tag.

Vorerst waren noch alle Parteien — die eigentlich reaktionären, völlig entmutigten, vielleicht ausgenommen, — darauf aus, die Massen für ihre Bestrebungen zu gewinnen, also vor allem auch neben den erwähnten materiellen Dingen (Zehntablösung, Streulaub ꝛc.) auch die geistigen Freiheiten zum Gegenstand ihres Verlangens zu machen. Davon hatten unsere guten Landleute kaum eine Vorstellung. Zu Gr. B. bei Gießen z. B. kam eines Tages die ganze Dorfbevölkerung in den Pfarrhof; der Pfarrer sollte ihnen eine Eingabe an die Regierung machen, in der sie ihre Forderungen stellten. Unter diesen war auch die Preßfreiheit. Der alte Pfarrer O. fragte: „Was wollt Ihr denn mit der Preßfreiheit machen?" „Das kannen Ihnen ganz einerlei sein; sie haben sie in Gießen, so wollen wir sie in Gr.-B. auch haben!" „Wollt Ihr denn nicht aber gleich auch die Censur haben?" „Freilich!" „Also Preßfreiheit und Censur?" „Ja wohl, Preßfreiheit und Censur!"

Die Volksversammlungen damaliger Zeit in Stadt und Land waren nicht zu zählen. Es ward eine Art Ehrensache für einen einigermaßen ansehnlichen Ort, auch einmal eine Volksversammlung gehabt zu haben. Man veranstaltete sie, ohne noch zu wissen, was eigentlich besprochen und beraten werden sollte. In der schönen reichen Wetterau waren unter den Volksrednern neben den Advokaten, einzelnen politisierenden Ärzten oder irgend welchen Ab-

gesandten aus irgend welcher Ständekammer, die Kandidaten des Predigt-Amtes vom Seminar zu F. die Hauptredner. Die Parteirichtungen erstreckten sich bis in die geistliche Bildungsanstalt. Man hatte fanatisch rote Republikaner unter den Kandidaten. Die gemäßigten waren in der Minderzahl, reaktionär von 33 nur ein einziger, der eine hannoversche Fürstenschule durchgemacht und in Halle studiert hatte. Die Professoren duldeten nicht bloß die Beteiligung der Kandidaten an den politischen Vereinen und Volksversammlungen, sondern ermunterten die gemäßigt liberalen geradezu zu solcher Beteiligung, um beschwichtigend zu wirken. Wohl ein paar Dutzend solcher Versammlungen haben wir in wenigen Wochen mitgemacht. In dem Gasthof „Zu den drei Schwertern", wo wir unsern Mittagstisch hatten, kam eines Tages gerade um die Mittagszeit der Bürgermeister und Wirt H—l aus dem nahen Amtstädtchen A—dt. „Sein hier die Kandidaten, die die Volksversammlungen machen?" „Warum denn fragt ihr das, guter Freund?" „Ei, wir möchten gerne in A. auch einmal eine Volksversammlung haben." „Aber warum denn?" „Man hat sie eben überall, in N, war eine, in M., in O., so wollten wir auch einmal eine in A. haben." Was wollt Ihr denn aber da beraten?" „Ei, das müssen Sie ja wissen, Sie haben ja schon so viel Volksversammlungen gehalten." „Wißt Ihr denn gar keinen Gegenstand, den Ihr besprochen haben möchtet?" „Das überlassen wir Ihnen. Sie wissen das schon zu machen." „Was habt Ihr denn für Vorbereitungen getroffen?" „Es ist in allen Dörfern ringsum ausgeschellt, daß am Mittwoch Nachmittag 2 Uhr in A. eine Volksversammlung ist. Dann haben wir eine Tribüne gebaut und nach der Volksversammlung ist ein Mittagsessen."

Da hatten wir nun ganz freie Hand. Gingen wir nicht, so gingen, wenn es kund ward, die Demokraten. So sagten wir denn zu. Am Mittwoch früh kam ein großer Leiterwagen, mit

frischem Birkenreisig bekränzt, vier riesenhafte schwarz=rot=goldene Fahnen an den vier Ecken, die Stangen, so hoch wie Hopfenstangen und so dick wie Mastbäume, mit vier prachtvollen Pferden bespannt und holte uns nach A. ab. Unter Gesang vaterländischer Lieder ging's durch die im Frühlingsschmuck prangende Wetterau zwischen den saftgrünen Weizen= und goldgelben Rapsfeldern. Mit lautem Hurrah und Flintenknallen wurden wir von der Bewohnerschaft empfangen und gleich zu einem Frühstück mit Wetterauer Nationalgetränk, Hohenastheimer, genötigt. Was wir eigentlich reden wollten, wußten wir selbst noch nicht. Aber bis 1 Uhr nachmittags, wo Trommelwirbel das Signal zum Beginnen der Versammlung geben sollte, hatten wir Zeit, uns zu besinnen. Wir machten ein Programm und verteilten die Gegenstände. Freund W. B., jetzt in Berlin, spricht über den von den Dänen bedrängten Bruderstamm in Schleswig=Holstein. Freund M—ch, eigentlich ultramontaner Architekt, mit der Restauration der schönen gothischen Stadtkirche zu F. beschäftigt und ein Bruder eines nachmaligen Barrikadenkämpfers in Frankfurt a. M., spricht über die Begründung einer deutschen Flotte. Meiner Wenigkeit war das Thema zugefallen: Ob Republik, ob Kaisertum? Ich redete so überzeugend, daß ein Kaiser gewählt werden müsse, unter dem die kleinen Fürsten stehen müßten, ohne ihren ererbten Thron zu verlieren, also namentlich auch unser Großherzog Ludwig III., der so gut gewesen und alle Forderungen des Volkes augenblicklich bewilligt habe, daß, als schließlich abgestimmt wurde, man einstimmig beschloß, der Großherzog solle bleiben, aber sich einen Kaiser über sich gefallen lassen. So hatten wir dem Großherzog den Thron gerettet; auch für die deutsche Flotte, wie die Schleswig=Holsteiner erhielten wir bare 50 Fl. Vierzehn Tage später erschien der Doktor H. aus S. in A., hielt auch eine Volksversammlung und machte alles wieder zu nichte. Man beschloß — die Republik. So leicht ließ sich das Volk umstimmen. In

der Regel folgte es dem kräftigsten Rufer im Streit; aber Leithämmel hatte es immer nöthig, denen es nachsprang oder nachstimmte. Dem Mutigen gehörte auch hier die Welt. Wenige Tage nach der A . . . er Volksversammlung war eine im Kreisstädtchen N. Da erschien auch erwähnter Dr. S., auch der „Urindoktor" genannt, eine gedrungene Gestalt mit starkgerötetem Gesicht und gewaltiger Stentorstimme. Er donnerte gegen die Fürsten und schloß seine Rede mit einer Frage, der ein tausendstimmiges Ja! als Antwort und effektvollster Schluß wohl ganz gewiß schien. „Ich frage euch, hat man euch nicht den letzten Heller aus der Tasche, ja den letzten Blutstropfen aus den Adern gepreßt!?" — Des donnernden Beifalls gewiß schaut er siegesfreudig über die Menge hin. Aber es wagt's Einer, dazu noch ein — Großherzoglicher Steuereinnehmer, — und ruft mit kräftiger Stimme: Nein! und siehe, ein tausendstimmiges Nein! erfolgte. Der Doktor, kreidebleich und in höchster Verwirrung, geht ab wie ein begossener Pudel.

Solche Versammlungen verliefen wohl noch anständig und in einem gewissen Frieden. Nachmals kam es oft zu stürmischen Auftritten. Verhältnismäßig anständig war es noch, wenn man einen mißliebigen Redner nur von der Tribüne herunterschrie. „Herrabber!" lautete der Zuruf in der Wetterau. Bisweilen kam es auch zu Prügeleien, wie auf der Seewiese bei F., wo der Studiosus F., der nachmalige Litterat, eine cynische Rede über die Fürsten hielt und den Titel des Kurfürsten von Hessen in schimpflichster Weise mit Veränderung des ersten Buchstabens veränderte, worauf die anwesenden Nauheimer, die ihren Fürsten sich nicht mochten verunglimpfen lassen, ein lautes Pfui! riefen, wofür die anwesende Br. Bürgerwehr mit ihren Waffen — bis dahin bloß Eichstöcke — über sie herfielen. Schmählich war es, wenn man die Volksversammlungen in den Kirchen abhielt, wo die lümmelhaftesten Redner vom Altar aus, an dem sie sich rekelnd anlehnten, ihre frechen Reden hielten, wo

man in der Kirche Cigarren rauchte, deren Stummel nachher auf dem Altar herumlagen. Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte! Eine der wüstesten Volksversammlungen bei der der bekannte Affenvogt das große Wort führte, fand in der Stadtkirche zu G. statt. Die Kirchenregierungen hatten Mut und Kopf ebenso völlig verloren wie die Staatsregierungen.

Unter den kleinen dieser letztern wagte, mit Ausnahme des Kurfürsten von Hessen, auch nicht ein einziger einen Widerstand. Das ganze konstitutionelle System brach zusammen wie ein Zaun von dürren Reisern, durch den eine Herde gewisser Tiere in einen Garten einbricht. In den ersten Tagen des März hatten die meisten deutschen Fürsten ihre alten Ministerien entlassen und neue gebildet aus der seitherigen Opposition, sogenannte Märzministerien, die sich dann Hals über Kopf beeilten, alles zu gewähren, was in den 13 Forderungen des deutschen Volkes enthalten war, was man „März-Errungenschaften“ nannte. Vielfach wurden nun auch die alten Opfer der Demagogenhetze hervorgezogen und in einflußreiche Ämter gesetzt. Man mochte es manchem gönnen, der seine jugendliche Schwärmerei, bitter vielleicht mit langem Gefängnis hatte büßen müssen; aber seltsam war es doch, daß es wohl gar als eine Empfehlung galt, einmal gesessen zu haben, ja, daß man wohl gar Anspruch darauf gründete und daß weiterhin die Märzrevolution als ein Termin galt, mit dem für alles mögliche Amnestie und eine Art restitutio in integrum eingetreten sei. In Hessen war ein Pfarrer abgesetzt worden, weil er sein Pfarramt im Stich gelassen, der als Billeteur einer Schauspielerbande nach Paris gegangen und dort mit dieser, da sie bankerott gemacht, in den Schuldturm gesetzt worden war. Er forderte unter dem Märzministerium seine Wiedereinsetzung. Ein Kandidat der Theologie war im Examen durchgefallen, unter dem Märzministerium erwartete er, daß man jene Urteile der Examinatoren als aufgehoben und ihn für bestanden erkläre.

Was das Märzministerium noch nicht gegeben, weil es sich so schnell nicht einrichten ließ, das nahm man sich einstweilen. So das Institut der Volksbewaffnung, die Bürgerwehr. Ganz Deutschland war mit einem Mal in ein großes Heerlager verwandelt. Alt und Jung exerzierte, die sonstige Arbeitszeit wurde darauf verwendet. Man bildete Infanterie-Regimenter, Schützenbataillone, Artillerie. Kavallerie ließ man vorerst beiseite; wählte Offiziere, alte Pensionäre bildeten die Kommandeure, den Stab. Die Uniformierung bot eine große Musterkarte. Vorwiegend war der neu eingeführte preußische Waffenrock in den Städten, wo man Geld zu solchem Luxus hatte. Sonst begnügte man sich mit der blauen oder grünen Blouse (Kittel) und der Blechkappe (Mütze von Wachstuch) nach österreichischem Schnitt mit der schwarz-rot-gelben Kokarde. Als Bewaffnung dienten alte Infanterie- oder Jagdgewehre mit dem alten Feuerschloß, mit denen man denn auch zur Zeit und Unzeit die Jagd verwüstete. Kaum konnte man ohne Gefahr durch die Felder gehen; Hasen schoß man mitten im Hochsommer, Rehgaisen in der Zeit der Tracht. Wer keine Flinte auftreiben konnte, exerzierte mit dem Stock, schnallte sich einen alten Säbel oder Hirschfänger um, oder nahm einen alten Spieß. Hie und da gab's auch Abteilungen Sensenmänner, die geradegestreckte Sensen an kräftigen Stangen trugen, wie es meist in der polnischen Insurrektion geschehen: „Wir hatten keine kriegsgerechte Waffen, die Sense nur schwang jeder Ackersmann." So exerzierte man, bezog die Wache, patrouillierte, stand Schildwache, hielt Parade. Der innere Sicherheitsdienst war Aufgabe der Bürgerwehren. Seltsame Erscheinungen sah man da; z. B. den alten Professor der Theologie Dr. C. in Gießen im schwarzen Frack in Stahlfederform, mit den hechtgrauen Hosen, eng wie Handschuhfinger, handbreit über den Knöcheln endend an einem gewaltigen Fuß, einen Cylinder auf dem Kopf und eine Hellebarde in der Hand, auf Wache ziehend. In unserer Seminarstadt waren na-

türlich alle Kandidaten in die Bürgerwehr eingetreten. Die erste Thätigkeit ihres Dienstes für die innere Sicherheit war die, daß sie ausrückten, um — ein Judenhaus in der „Breiten Straße“ zu schützen. Denn auch jetzt war, wie so oft, die erste Bethätigung der ver- und erlangten Freiheit und Gleichheit, daß man über die Juden herfiel, wahrhaftig nicht aus religiösem Fanatismus, davon waren jene Leute ganz frei; es war der unerträgliche Wucher, der den Zorn erweckt hatte. Die Bürgerwehr, von einem ehemaligen Lieutenant, nunmehr Bergrentmeister, geführt, verfuhr sehr schonend, da sie nicht das Blut ihrer Mitbürger vergießen wollte und so war, ehe man sich es versah, das Judenhaus demoliert.

Die sämmtlichen neuen Ministerien gehörten der politischen Richtung an, die man damals schon die altliberale nannte, ein Name, der schon andeutet, daß ein anderer Liberalismus weit über sie hinausgegangen war, und es hatten die altliberalen Ministerien bald ihre liebe Not, Meister der Bewegung zu bleiben, um die Republiken nicht aufkommen zu lassen. Sie mußten ihren Halt an einem Großstaat suchen und als solcher bot sich damals nur Preußen dar. Die Republikaner suchten immer mehr Beziehungen zur Schweiz und Frankreich, von wo man ihnen Zuzug von Freischaren versprach, sobald die Republik in Deutschland ausgerufen wüde. In der Schweiz selbst hatte man am 1. März die preußische Regierung von Neuenburg gestürzt, da das Fürstentum unter der Hoheit des Königs von Preußen stand. Dem preußischen Gesandten von Sydow, der bei der Tagsatzung Beschwerde führte, ward von derselben die Erklärung, daß sie das freie Konstitutionsrecht des Kantons nicht hindern könne. Man machte dabei gewaltigen Lärm gegen Preußen; jeder liberale Schweizer war in seinen eigenen Augen ein Tell oder ein Winkelried. Es war ein wohlfeiles Heldentum, denn Preußen konnte nicht einschreiten, ohne durch französisches Gebiet zu marschieren und einen

Krieg mit Frankreich war das Fürstentum nicht wert. In beständigem Verkehr mit der Schweiz und Frankreich wurden nun die Republikaner zunächst in Baden organisiert. Arglistiger Weise verbreitete man dort zunächst ein erschreckendes Gerücht von einem drohenden Einfall der Franzosen, um einen Vorwand zu haben, die Volksbewaffnung zu beschleunigen und Material für den nachher wirklich ausgeführten Freischarenzug zu beschaffen. In Baden hatte man das Ministerium gar nicht zu ändern gebraucht, da es unter dem Großherzog Leopold schon gewohnt war, alle liberalen Forderungen zu gewähren. Jetzt ließ man jenes republikanische Treiben im Badischen Oberland ruhig gewähren. Nachmals mußte man, der Großherzog voran, bittre Früchte von dieser Schwachheit ernten. In Württemberg, wo ein liberales Ministerium unter Römer gebildet worden war, ward ein Versuch von 800 Republikanern, in einem künstlich angezettelten Tumult die Republik auszurufen, durch 60 kräftige Weingärtner vereitelt, welche mit Stöcken die 800 Republikaner auseinanderjagten. In Darmstadt war der altliberale Heinrich v. Gagern, bei allen Liberalen hochangesehen als Oppositionsmitglied der Zweiten Kammer, Minister geworden und hatte am 6. März alle liberale Forderungen gewährt. Der alte Großherzog Ludwig II. legte die Regierung nieder zu gunsten seines Sohnes Ludwig III., der zunächst sich nur Mitregent nannte.

Der neue Minister v. Gagern, gewöhnlich „der edle Gagern" genannt, ward mit lautem Jubel aufgenommen. Gagern for ever! war der Leitartikel einer einflußreichen Zeitung überschrieben, der die Verdienste dieses Mannes um die Freiheit rühmte. Wenige Wochen später, als Gagern Präsident des Parlaments in der Paulskirche geworden, nannte ihn dasselbe Blatt: „eine Null mit buschigen Augenbrauen." (Auch Bismarck hatte keine sonderliche Meinung von diesem Manne, den man eine Zeitlang für einen wirklichen Staatsmann hielt, der aber nur ein liberaler

Doktrinär von ehrenwerter Gesinnung mit vielem äußerem Pathos war, dem überdies die Einsicht in die tiefern Potenzen, auf denen ein gesundes Volksleben beruht, völlig abging. Während er seine eigenen Kinder seiner katholischen Frau zulieb dem Papsttum überlieferte, gab er der protestantischen Landeskirche, der er selbst angehörte, die demokratischste Kirchenverfassung, die wohl je ausgesonnen worden ist. Schon gleich beim Beginn der Märzbewegung hatte sich der Liberalismus auch im Gebiet der Kirche und Schule geregt und seine Forderungen geltend gemacht, die in der Kirche wesentlich auf eine synodale und presbyteriale Verfassung, in der Schule auf Lostrennung von der Kirche hinausliefen. In vielen großen und kleinen Versammlungen ward darüber beraten und beschlossen. Unter diesen Versammlungen zeichneten sich zwei Generalversammlungen aus, die in der Residenz gehalten wurden. Die erste, eine kirchliche, war von allen Theilen des Landes beschickt. Man hat sie wohl — eine συνοδος ληστρικη, eine „Räubersynode" genannt. Ein kirchlicher Radikalismus, der auch nicht einmal mehr die heilige Schrift als Grundlage der Kirche genannt wissen wollte, suchte hier die Herrschaft an sich zu reißen. Er war vertreten durch einige Kandidaten, unter denen sich ein gewisser Karl Schäfer, ein sehr begabter, und ein gewisser Kattmann, ein ebenso unbegabter Mensch, hervorthaten. Schäfer war Herausgeber eines Blattes „Lucifer", das in der cynischsten Weise die Heiligtümer der Kirche, vor allem aber die wenigen gläubigen Geistlichen verhöhnte. Beide Kandidaten hatten wiederholt in sog. deutschkatholischen und freireligiösen Gemeinden gepredigt, und hatte das Ober-Konsistorium desfallsige Beschwerden vonseiten einzelner Kirchenglieder abgewiesen.

Die radikalen Forderungen, mit denen diese Menschen auftraten, waren auch selbst den alten Rationalisten zu arg. Aber der Rationalismus zeigte sich dem Radikalismus gegenüber, der nur die Konsequenzen von dem zog, was man so ziemlich in allen

Lehr- und Bildungsanstalten seither gelehrt und gelernt, völlig ohnmächtig und machte sich nur lächerlich, als er in einem der Fortgeschritteneren, Vermittlung suchend, im Philosophenmantel auftrat. „Der Universalwille, vulgär Gott genannt, — doch ich will Sie nicht auf das Gebiet der Spekulation führen, weil Sie mir dahin doch nicht folgen können“, — so begann auf der „Räubersynode“ zu Darmstadt ein solcher Rationalist im Philosophen-Mantel oder Philosophen-Frack mit gewaltigen fußlangen Vatermördern, um nachher im Gebiet der praktischen Kirchenverfassungsfrage seinen Vorschlag zu machen, den niemand, vielleicht er selbst nicht verstand, der statt des Wortes „Gott“ die Bezeichnung „sittliche Idee“ vorschlug. Der Versuch, in der allgemeinen Verwirrung auch einmal einem Wort für den Glauben der Kirche Gehör zu verschaffen, mißlang; der Redner ward niedergeschrieen.

Trotz der von Minute zu Minute sich steigernden Verwirrung gelang es doch dem Vorsitzenden, einem Rationalisten von scharfem Verstande, das Eine zu konstatieren, daß die Landesgeistlichkeit, wie die Laienschaft in ihrer, an Einmütigkeit grenzenden Majorität von einem kirchlichen Bekenntnis nichts mehr wissen wolle. Merkwürdiger Weise kam es jedoch zu keiner eigentlichen Abstimmung und man konnte der Regierung, an die man sich nun wendete, keinen eigentlichen Beschluß dieser „Vertretung der Landeskirche“ vorlegen. Der Minister aber gab nach vielen Bitten eine Verfassung, die erwähnte demokratische Verfassung, die schließlich auch von den besonneneren Rationalisten abgelehnt wurde und nie zur Ausführung gelangte.

Bald nachher trat eine Lehrerversammlung, in welcher man vor allem gegen die „kasernale und klosterale Erziehung“ der jungen Lehrer nicht etwa deklamierte, sondern wütete. Allen voran ein katholischer Lehrer, Paulsackel aus Oppenheim, dem die Zornesader immer wieder und wieder schwoll, wenn er von den Pfaffen

sprach, die nur dazu da seien, ihre, der Lehrer „schöne harmonische Erziehung zu verhunzen“, an ihrer „schönen Handschrift auf die Seelen den Schnörkel zu machen“ und der deshalb allen Religionsunterricht durch Geistliche in der Schule verboten wissen wollte.

Den Mann übertraf nachmals noch ein anderer, der in einer besonderen Schrift ausführte, daß man mit der Forderung der Abschaffung geistlicher Aufsicht über die Schule nur auf halbem Wege geblieben und man weitere Schritte thun und Beaufsichtigung des Pfarrers durch den Lehrer fordern müsse.

Findet man solch Gebahren lächerlich? Nicht weniger lächerlich mag das erscheinen, was man gleichzeitig mit vollstem Ernst in unserm Predigerseminare trieb. Es war vonseiten des Mannes, der sich's zum Ruhm gerechnet hatte, die Censur verteidigt zu haben, und dessen sonst sehr vortreffliche pädagogische Grundsätze und Einsicht Gegenstand der wütendsten Angriffe jener Lehrerkonferenz gewesen, an die man recht eigentlich bei der „klosteralen und kasernalen Erziehung“ gedacht, den Predigtamtskandidaten die Aufgabe gestellt worden, ein künftiges „Reichsunterrichtsgesetz“ zu entwerfen und zu debattieren. Die Aufgabe war gelöst und im wesentlichen von der Majorität der Schüler, wie der Lehrer der Entwurf des Kandidaten Jakob S—b. — Gott hab ihn selig — angenommen worden, dessen erster Satz lautete:

§ 1. An der Spitze des Unterrichtswesens Deutschlands steht die Akademie der Wissenschaften zu Frankfurt a. M.

§ 2. Sie ist, weil sie denkt.

§ 3. Zu Mitgliedern werden ernannt die ersten Geister der Nation. Vorab: Professor Vogt (der Affenvogt) in Gießen, Robert Blum in Leipzig, Uhlich in Magdeburg, Wislicenus in Halle, Professor Hillebrandt in Gießen &c.

Doch wir hatten es ja mit dem Ministerium Gagern zu thun, unter dem das alles geschah. Der edle Gagern trat später in die kurz dauernde Reichsregierung, war noch eine zeitlang

Führer der sogenannten Gothaer. Beim Beginn des neuen Reichs stand er auf österreichischer Seite, dahin war er, seinem eigenem Programm zuwider, durch — den Ultramontanismus gekommen, durch Bischof Ketteler, der ihm, dem freisinnigen Protestanten, die Kinder gefirmelt! In seinem Vaterlande konnte er nicht einmal mehr eine Stelle als Abgeordneter in den Reichstag erlangen, so viel Mühe man sich auch darum gab.*) Es ist etwas um einen religiösen Halt auch bei Staatsmännern.

Unter dem Ministerium Gagern kamen, woran die Minister selbstverständlich nicht mehr Schuld hatten als der Liberalismus überhaupt, resp. die durch ihn verbreiteten sozialdemokratischen Gelüste, traurige Unordnungen und Aufstände im Hessenlande vor. Nach ähnlichen Vorgängen in Franken und Thüringen erhoben sich auch in Oberhessen, im Vogelsberg, in der Gegend von Lauterbach ländliche und städtische Proletarier und plünderten und demolierten die Schlösser des Freiherrn v. Riedesel, dem doch auch der entschiedenste Feind, wenn er noch ein wenig Wahrheitsliebe besaß, den Ruhm menschenfreundlichster Gesinnung nicht streitig machen konnte. Die Aufrührer verfuhren dabei so boshaft schlau, daß sie geflissentlich nichts verbrannten bis auf die Bettfedern, damit die Familie Riedesel keine Entschädigung aus der Feuerversicherungskasse erhalte. Forschte man tiefer nach den Anstiftern dieser Revolte, so hörte man wohl als die Haupturheber Leute bezeichnen, die nicht zu den Proletariern gehörten, sondern zu einem Stande, der sich als den ersten in unseren Tagen ansieht, Leute, die sich nur ärgerten, daß sie nicht die Herren von Riedesel waren, denen sie aber darum zürnten. Die Herren von Riedesel mit Weib und Kind mußten flüchten, mit nichts, als was sie auf dem Leibe trugen. Unser lieber treuer Freund Thomas, Hofmeister der R.'schen Kinder saß, irre ich nicht, in dünnem Fräckchen ohne auch nur ein Stück Leibwäsche zum

*) Sein Sohn sitzt jetzt im Reichstag im Centrum.

Wechseln, frierend auf dem Kutscherbock. So kamen sie durch unser Seminarstädtchen. — In der allerschnödesten Weise wurden in derselben Zeit die Standesherrschaften an der Bergstraße und im Odenwalde gekränkt und mißhandelt -- von lauter Leuten, die ihnen nur Dank schuldig waren.

Widerlich in besonderem Maße war es überhaupt, daß sehr bald in der revolutionären Bewegung so viel sittlich verkommenes Volk, wie allerlei Gewürm nach dem Platzregen, zum Vorschein kam und eine Rolle spielte, wie nachmals die entlassenen und befreiten Sträflinge bei den Freischaren. Die Wogen der Bewegung wühlten entsetzlich viel Schlamm auf und brachten ihn an's Licht — was denn auch viele freiheitsbegeisterte Leute ernüchterte. Es ist eigentümlich bei solchen Bewegungen und erinnert an das „Geheimnis der Bosheit“, daß in solchen bewegten Zeiten die übelsten Persönlichkeiten nicht bloß hervor, sondern auch vielfach empor und zu Ansehen und Einfluß gelangen. An dem Orte S. im Odenwald konnte man jene im Jahre 1848 erfahrenen Unbilden noch nach Jahren nicht ganz vergessen. Immer und immer kam man auf die Schändlichkeiten zurück, wo die Menschen schimpfend, fluchend in das Schloß eingerückt, in dem sie so oft gespeist, getränkt worden waren, Kleidung und sonstige Liebesgaben empfangen hatten, um zum Dank den gröbsten Unfug zu verüben, die Herrschaft zum Verzicht auf wohlerworbene Rechte zu nötigen. Auf die Frage: Wer stand denn an der Spitze dieses Volkeshaufens? nannte man eine der allerübelst berüchtigten, allgemein verachteten Persönlichkeiten. „Der Mann wahr wohl früher besser, achtbarer und angesehener?“ „Im Gegenteil; schon damals hatte er denselben bösen Ruf, wie jetzt: niemand mochte ihn, aber als es losging, war er obenauf, Führer, Held des Tages.“ Wenn man den Sumpf aufrührt, steigen die stinkenden Gase als Blasen an die Oberfläche, zerplatzen aber bald. Man wird das bei Agitatoren unter der Menge unzählige Male wahrnehmen. Man

sollte denken, sie seien persönlich beliebt, aber — niemand eigentlich mag sie; gleichwohl werden sie die Führer, denen andere, auch bessere, wie im Banne gehalten, folgen.

Auch in dem kleinen Hohenzollern-Hechingen gab's eine Revolution; das Völklein stand auf, ließ sich aber nicht mit einem Ministerwechsel genügen, sondern verjagte auch seinen Fürsten. Einen eigentümlichen Charakter hatte die Revolution in Baiern. Da möchte man es kaum Revolution nennen, sondern eine etwas gewaltsame Reaktion des Besseren gegen ein sehr Schlimmes. In Baiern hatte die übel berüchtigte spanische Tänzerin Lola Montez einen alle brave Menschen empörenden Einfluß gewonnen. Das frühere Ministerium hatte sie gestürzt und hatte, sich für die Zukunft ihren Einfluß auf die Beamtenschaft zu sichern, aus dem Abschaum der Studentenschaft in dem sogenannten Alemannencorps sich eine Art Leibgarde gebildet, mit der sie schamlose nächtliche Orgien feierte; der König Ludwig hatte sie zur Gräfin Landsfeld gemacht; in ihrem Übermut wähnte sie sich selbst von den Gesetzen der Straßenpolizei dispensiert, hieb einst einem Schutzmann, der sie als Reiterin auf die bestehenden Straßenordnungen aufmerksam machte, mit der Reitpeitsche über den Kopf. Das Maß aber ward voll, als sie bei der Beerdigung des alten Prof. Görres, an dem die ganze Universität und der Kern der Bürgerschaft teil nahm, sich in der frechsten Weise benahm, worauf ihr Studenten, unter denen die liederlichen Alemannen doch nur eine kleine Minderheit bildeten, unter Beifügung eines gewissen, für liederliche Frauen gebräuchlichen Titels ein Pereat brachten. Von dem schwachgewordenen König hatte sie daraufhin die Schließung der Universität erlangt. Da lief das Maß über. Es brach ein Aufstand aus, in welchem das Hotel des Ministers zerstört wurde, der das Grafendiplom für die Lola unterzeichnet hatte; das ganze sogenannte Ministerium Fürst Wallerstein mußte abdanken, auch das Polizeigebäude ward demoliert und Lola entging kaum den

derben Fäusten Münchener Handwerker. Wenige wohl wissen, was aus dem unglücklichen Weibe geworden; man erfuhr es erst vor etwa 6 Jahren aus einem methodistischen Blatt. In New-York ward damals ein in einem der höchsten Stockwerke eines Miethauses wohnendes armes frommes Weib, das sich mühsam als Wäscherin ernährte, zu einer noch höher in einer Mansarde wohnenden Kranken gerufen. Sie fand ein Jammerbild, ein bleiches abgezehrtes Weib voll bitteren Grams und in tiefster Seele geängstigt. Es war die ehemalige berühmte Schönheit, Lola Montez, Gräfin Landsfeld. Wie sie nach mancherlei weiten Irrfahrten dahin gelangt, wird nicht erzählt. Sie nahm begierig den Trost aus Gottes Wort, den ihr das arme Weib bot, wie auch die leibliche Pflege und starb als bußfertige und begnadigte Sünderin. Damals, bei ihrer Flucht aus München, war es nicht bei der Abdankung der Minister geblieben. Es kursierte damals ein vielleicht apokrypher Brief des Königs Ludwig in seiner bekannten Schreibweise: „Lolas zärtliche Herzensflamme gemeinen Pöbels Andrang geopfert zu haben nicht genug war." ꝛc. Der König Ludwig dankte ab und sein Sohn Maximilian ward König an seiner Statt.

III.

Die Revolution in den Großstaaten.

Das Vorparlament in Frankfurt.

Wir hörten, daß unter den kleinen Staaten, resp. Fürsten, nur der Kurfürst von Hessen „gemeinen Pöbels Andrang" Widerstand geleistet. Aber auch dieser ward schließlich gebrochen, hauptsächlich durch die drohende Haltung der Provinz Hanau. Deputation über Deputation ging von da nach Kassel, unter Führung des Bierbrauers Schärttner, die freiheitlichen Forderungen des „Volkes" dem Kurfürsten zu überbringen. Der Kurfürst war sehr

kurz. „Was sein?" soll er in seiner infinitiven Redeweise den Führer und Sprecher der Deputation gefragt haben. „Bierbrauer." „Bierbrauer nicht regieren, Kurfürst regieren." Die Hanauer drohten mit Abfall, mit Vereinigung mit Hessen-Darmstadt, man redete bereits von Ludwig III. als „König von Hessen." Dazu bewaffnete man sich. Bei Windecken stand ein ganzes Jägerkorps in grünen Kitteln mit Büchsen bewaffnet; eine provisorische Regierung in Hanau ward eingesetzt. Da bewog eine nochmalige letzte Deputation den Kurfürsten zum Nachgeben. Voll Jubel kehrte sie heim. In mehreren sechsspännigen Chaisen kamen sie durch unser Seminarstädtchen, als es gerade in die Kirche läutete. Im Hotel T. in der Breiten Straße ward opulent gefrühstückt. Wie damals alles vom Schwindel ergriffen war, möge ein kleines Vorkommnis beweisen. — Ein junger Kandidat, einer der beliebtesten Prediger, jetzt in hoher Stellung in Berlin, ging im Kandidaten-Mäntelchen gerade nach der Stadtkirche, zu predigen, als die Hanauer ankamen, und hörte noch im Vorbeigehen von dem Erfolg ihrer Reise. Es war dem sonst ganz positiv gerichteten Kandidaten gar nicht anders möglich, als daß er in seiner Predigt seinen Zuhörern vor allen Dingen auch „die frohe Botschaft mittheilte, daß nun auch unsere kurhessischen Brüder das Ziel ihrer Wünsche erlangt". „In der Kirche hört man jetzt die neuesten politischen Nachrichten", sagte der gute Professor S. auf dem Heimwege. Unter den mittleren Staaten, den Königreichen, hielt Hannover mit seinem energischen König Ernst August Stand, bis auch Preußen und Oesterreich im Strudel mit fortgerissen wurden. So auch Sachsen, dessen König Friedrich von Leipzig aus sehr bedrängt wurde, wo der liberale Professor Biedermann die Bürgerschaft, Robert Blum das Proletariat aufregte, um es nachher wieder zu beschwichtigen, um sich als den Allvermögenden und Unentbehrlichen zu bezeugen. Der König begehrte Hilfe von Preußen, das auch ein Armee-Corps an der Grenze bei Halle

aufstellte, aber nicht in Sachsen einrückte, da es bald selbst, wie auch Oesterreich, wenigstens in seiner Hauptstadt, von den Flammen des Aufruhrs ergriffen ward. König Friedrich von Sachsen mußte nachgeben und nahm den maßvoll liberalen Freihern v. d. Pfordten als Minister an.

Den wildesten und blutigsten Charakter nahm die Revolution in Wien und Berlin an.

In Wien hatte viele Jahre Fürst Metternich die auswärtige Politik mit Glanz geleitet. Man hat ihn wohl den Napoleon des Friedens genannt. Aber auch eines Napoleons Herrschaft hatte ein Ende genommen und war dies Ende, das wir als ein Gottesgericht über seinen Übermut ansehen, nicht ohne Mitwirkung großer politischer Fehler und Verkehrtheiten erfolgt, die auch wieder nur als ein über den klugen Mann verhängtes Gericht der Verblendung wird verstanden werden können. Man mag über Metternich den Stab brechen oder ihn glorifizieren, — beides ist geschehen, — Niemand wird behaupten, daß sein System, sein Verfahren einen höheren sittlichen Charakter gehabt habe. In der äußeren Politik war denn doch bloß eine ordinäre kluge Berechnung, nie ein mannhaftes Eintreten für das Recht um des Rechtes willen das entscheidende gewesen. Und da werden dann, wie in anderen Gebieten, so auch in diesem, die „Weisen bisweilen in ihrer Klugheit erhascht.“ Metternichs berechnende Klugheit hatte ihn etlichemal zu schwächlicher Nachgiebigkeit gegen Rußland veranlaßt und ihn abgehalten, dem Schweizer Sonderbund Schutz zu gewähren. Damit war der alte Glanz verloren, ja der alte Respekt dahin. Und wie war die innere Politik? Da war wohl herrschender und leitender Grundsatz: Schafft dem Volk ein behagliches Wohlleben, so politisiert und revoltiert es nicht; zumal wenn die Presse unter Censur gehalten wird und eine umsichtige Polizei, zumal die geheime, alles Thun und Treiben der Leute sorgfältig überwacht. Wie die österreichische Bureaukratie vor

anderen steif und unbeholfen, die Verwaltung unsäglich umständlich, ihr Gang langsam, schleppend war, so die österreichische Censur geistlos gemein; die geheime Polizei mit dem Institut der sog. „Spitzeln“ — der alles nach Weise der Spürhunde beschnüffelnden Polizisten — war zu einem Grade von Ausbildung gelangt, wie in keinem Lande Europas. Die englische mochte sie wohl übertreffen, doch nur im Gebiet der Kriminalrechtspflege und der Sorge für die öffentliche Sicherheit, im politischen Gebiet hatte die österreichische den unbestrittenen Ruhm, die erste zu sein. Ein interessantes und charakteristisches kleines Vorkommnis ward mir damals erzählt von einem jungen Manne, der sich als Privatdozent an der Universität G. habilitieren wollte. Es lag schon in den Jahren unmittelbar vor der Revolution eine gewisse Empfehlung darin, ein wenig politisch anrüchig zu sein, nicht bei den Regierungen, aber beim Publikum. Ward ein Buch von der Censur verboten, so ward es gewiß hundertmal so viel gelesen, als sonst. Manches Buch wäre ganz unbeachtet liegen geblieben, wenn ihm die Censur oder eine Verwaltungs- und Justizbehörde nicht den Gefallen gethan hätte, es zu verbieten und damit dem Verleger wie dem Verfasser die Einnahme zu erhöhen. So mochte auch eine politisch-anrüchige Persönlichkeit im akademischen Lehrfach wohl nicht so bald auf eine ordentliche Professur, wohl aber auf eine starke Frequenz ihrer Vorlesungen rechnen dürfen. Um diese zu erlangen hatte sich erwähnte Persönlichkeit die Stadt Wien gewählt. Er hoffte — so seltsam es klingt — es leicht und bald dahin gebracht zu haben, daß er verhaftet oder aus Österreich ausgewiesen werde, bez. daß die zahllosen liberalen Zeitungen über dies sein Schicksal Lärm schlagen und sein Name bald in aller Leute Mund sein werde. Er besuchte zu dem Ende alle nur denkbaren öffentlichen Orte, äußerte sich allüberall mit möglichstem Lärm über die übeln österreichischen Zustände und Persönlichkeiten und war nicht wenig erstaunt, daß ihn niemand

antastete oder gar verhaftete, ja nur einmal zur Rede stellte, oder auch nur scharf beobachtete. Er hielt bald alles, was man auswärts über die österreichische Polizeiwirtschaft geredet, für übertrieben, ja für bösliche Erfindung. Freilich blieb ihm noch eine Hoffnung. Die Zeit seiner Abreise war gekommen; er mußte seinen auf dem Polizeibureau deponierten Paß abholen. Vielleicht würde man ihm den verweigern und ihn schließlich doch noch festnehmen, da möglicherweise doch seine überaus freimütigen Äußerungen der Polizei kund geworden sein könnten. Aber siehe da, der Paß wurde ihm ohne Anstand in der höflichsten Weise eingehändigt. Er konnte ungehindert gehen, aber er mochte nicht gehen, ohne dem Polizeibeamten seine Verwunderung ausgesprochen zu haben, daß er es in Österreich so ganz anders gefunden, als er nach dem draußen gehenden Gerede vermutet, ja sicher erwartet habe. Es sei wohl nicht so arg mit der Polizei. „Nun", erwiderte der Beamte, „wenn es Ihnen von Interesse ist, einmal einen Einblick in unser Polizeisystem zu thun, so kann ich Ihnen damit dienen." Er holte ein großes Buch, in welchem der Name unseres auf politisches Martyrertum begierigen Mannes eingeschrieben war. Dahinter eine Anzahl von Kolumnen mit besonderen Überschriften und ausführlichen Einzeichnungen unter denselben. „Hier können Sie zum Schluß ihres Aufenthaltes noch einmal sehen, welche Orte sie besucht, welche Reden Sie geführt. Montags vormittags waren Sie in dem und dem Restaurant, mittags in dem und dem Gasthof zur table d'hôte. Nachmittags um so viel und so viel Uhr in dem und dem Café, abends in dem und dem Theater. Da haben Sie dies, dort haben sie das geredet." Es fehlte auch kaum ein Wort, alles war aufgezeichnet und unserm Märtyrer in spe schwoll das Herz bei dem Gedanken, daß man ihn doch als eine beobachtungs- und beachtenswerte Persönlichkeit erkannt habe. „Nun noch eine Kolumne, die letzte, wollten Sie auch von dieser Einsicht nehmen?" fragte der

Polizeibeamte, „sie enthält das Schlußresultat.“ „Ja gewiß“, sagte unser Freund. „Also letzte Kolumne,“ Schlußresultat: „Ein ungefährlicher Schwätzer!“ Wie ein begossener Pudel ging unser Märtyrer-Aspirant davon.

Ja, es war eine gut organisierte Polizei. Aber sie reichte doch nicht aus, gute, feste Zustände zu schaffen und zu erhalten, wenn man in der Staatsgewalt keine Einsicht hat in die tiefern, sittlichen Potenzen, auf denen ein gesundes Volksleben beruht, die allemal im religiösen Glauben ruhen. Diese Polizei hatte das Schlimmste, den Verfall der Sitte, des Familienlebens nicht hindern können, ja sie vermochte nicht einmal den wachsenden Einfluß frivoler, jüdischer Litteraten zu hemmen, zu beschränken oder zu paralysieren. Noch weniger natürlich — eine einsichtsvolle Staatsgewalt hätte darin wohl etwas thun können, — den Geist in der wichtigsten Institution, in der Kirche zu beleben; das fehlte eben oben und unten. Die Bischöfe, Professoren, Priester, der Klerus waren, wie man spöttisch sagte, mehr um die Küche als um die Kirche besorgt. Die wohl bisweilen auftauchende Forderung tüchtigerer, wissenschaftlicher Ausbildung der akademischen Lehrer soll einmal ein österreichischer Staatsmann mit der Äußerung zurückgewiesen haben: „Brauchen wir Wissenschaft, so lassen wir ein paar norddeutsche Protestanten bekehren; da haben wir sie mit einem Schlag.“ Ein äußerlich kirchliches Leben war anscheinend vorhanden, große prachtvolle Frohnleichnams-Prozessionen, aber fast möchte man sagen, sie dienten fast nur zum Schmuck des Vergnügungslebens, waren auch etwas von Amüsement. Ein ernster Protestant mußte sich seltsam berührt fühlen von solchen pompösen kirchlichen Straßenfeierlichkeiten, wo man lorgnettierte, Stelldichein hatte, wo die Scharen aus den Wirtshäusern heraus zur Prozession strömten, und von dieser wider in die Wirtshäuser, wo Scharen von Trunkenen im „Gasthaus zur heiligen Dreieinigkeit“ lärmten und was dergleichen Unfug mehr

war. Unter äußerlicher Kirchlichkeit die trivialste Spaßmacherei; — der sonst harmlose Wiener Witz und Scherz, die „Posse“, auf dem Theater wich überdies immer mehr französischer Frivolität, der Ehebruchskomödie, — sittlicher Leichtfertigkeit, ja Liederlichkeit. Österreichische Moralstatistiker von sittlichem Ernst behaupteten, wenn das Leben in Wien so fortgehe, so werde noch vor Ablauf des Jahrhunderts das Institut der Ehe ganz aufgehoben sein. Die österreichische Hauptstadt war wesentlich damals schon so, wie sie im Jahre 1866 ein österreichischer General bezeichnete: ein abfaulender Misthaufen. Bei so traurigen Sittenzuständen war Wien, wie Gesamtösterreich auch leider noch vom übrigen Deutschland so gut wie abgetrennt und germanischem Einfluß verschlossen. Es ist eine schon in den früheren Zeiten der nationalen Entwickelung stark in die Augen fallende Thatsache, daß, während in Norddeutschland das Deutschtum die weiten Strecken ehemals slawischen Volkstums überwunden, germanisiert und so bis weit nach Osten, bis in die Nähe von Petersburg vorgedrungen ist, im Süden, wo Österreich die Führung gehabt, das Deutschtum nach Osten nur sehr wenig, nämlich nur etwa bis Prag und Olmütz, im Süden nur bis zum obern Lauf der Etsch vorgerückt, in neuester Zeit aber geradezu im Rückzug begriffen, im Süden beispielsweise die Grenze gegen das italienische Wesen von dem ehemaligen Deutsch-Metz, — jetzt Mezzo tedesco, — bis Botzen, jetzt selbst bis ins Passaier Thal (Andreas Hofer) zurückgegangen ist. So war auch von dem früher noch vorhandenen Einfluß auf Ungarn keine Rede mehr. Auch hier eher das Gegenteil. Die Ungarn und Czechen hatten selbst in Wien an Einfluß gewonnen. „Es giebt nur an Kaiserstadt, s' giebt nur an Wien“, so sang man wohl nach wie vor, aber das stolze kaiserliche Bewußtsein war verschwunden. Der kindisch gutmütige Wiener wurde, wie ein Kenner Wiener Lebens sagt, durch seine Litteraturjuden für jeden Schmerz interessiert, Polen-

schmerz, Ungarnschmerz, Italienerschmerz, Griechenschmerz, Judenschmerz, und merkten nicht, daß der Inhalt dieser Duselei und Dudelei ein „Tod den Deutschen!“ sei, ein Morte ai Tedeschi! wie die Parole in Mailand lautete, mit der sie unter Mazzinis Einflüssen die Revolution begannen und im ersten Sturm die Österreicher verjagten. In gleicher Weise hatte der redegewandte Kossuth in Ungarn die Revolution vorbereitet, Unabhängigkeitserklärung von Ungarn, Vertreibung der Deutschen! lautete auch da die Parole, und die durch ihren Geschichtsschreiber Palaky in ihrem Nationalstolz gewaltig gestärkten Czechen in Böhmen redeten in demselben Tone, wenn sie in ihren Landständen immer weiter gehende Rechte verlangten. Schließlich mußten die Wiener in der eigenen Stadt die Leiter der eigenen Revolution wesentlich unter dem Einfluß der Femden sehen.

In Österreich kam die Nachricht von der französischen Revolution wie ein Funken in ein Pulverfaß. In Ungarn ging's zuerst los; dann in Wien. Da stellten sich die Studenten unter Führung zweier Juden, Fischhof und Goldmark, an die Spitze der Bewegung und richteten gewisse Freiheitsforderungen für den österreichischen Staat an den Kaiser. Der Hof zeigte sich lächerlich schwach, statt kräftiger, imponierender Abweisung machte er unbestimmte Zusagen, um Zeit zu gewinnen. Man gab sich mit diesen Zusagen nicht zufrieden. Mehr Recht, wenn nicht Forderungen, doch Bitten und Anträge zu stellen, um eine Reform einzuleiten, hatten wohl die niederösterreichischen Landstände. Aber die ließ man nicht einmal in Ruhe beraten. Volkshaufen drängten sich in den Sitzungssaal, Soldaten, die Ordnung schaffen sollten, wurden insultiert und daraufhin vom schwachen Kommandanten zurückgezogen. Metternich gar, der Napoleon des Friedens, dessen Abdankung man forderte, floh nach England. Und nun beginnt die Herrschaft der sog. Aula, d. h. der von Juden geführten Studentenschaft.

Gerade damals hatte König Friedrich Wilhelm IV. den General v. Radowitz nach Wien gesandt, gemeinsame Maßregeln wider den fortschreitenden Umsturz zu vereinbaren. Das war durch den vollendeten Umsturz der seitherigen österreichischen Regierung vereitelt. Nun kam es auch in Berlin zum förmlichen Aufruhr. Es sind dunkle, vielleicht die dunkelsten Blätter in der preußischen Geschichte. Man begann mit nächtlichen Straßentumulten, angezettelt von demokratischen Agitatoren, deren Hauptquartier die Lesehalle war, ein Nest von Litteraten und Juden. Natürlich kam es bald zu Konflikten mit dem zur Herstellung von Ordnung kommandirten Militär. Volkshaufen drangen in das Schloß und verlangten Entfernung des Militärs, Herstellung einer Bürgerwehr, welche die Ordnung aufrecht erhalten werde. Der König, durch die Wiener Nachrichten erschreckt, gab leider nach, bildete ein liberales Ministerium und erließ eine Proklamation, daß er sich an die Spitze der Bewegung und des durch sie zu einigenden Deutschlands stellen wolle. Da gab's zunächst großen Jubel, einen großen Festzug nach dem Schloß. Dort waren Soldaten aufgestellt, die Ordnung zu erhalten. Hinter ihnen drängte der Pöbel. Rufe erschollen: Fort mit dem Militär! Reiter und Pferde wurden von hinten gestochen. Das Fußvolk machte eine kleine Bewegung vorwärts. Es fallen zwei Schüsse, man weiß nicht von wem. Getroffen war niemand. Aber es gab — die ganze Sache war offenbar verabredet und planmäßig angelegt — ein wildes Geschrei: Wir sind verraten! Man beschuldigte den König, er habe sie in's Schloß gelockt, um sie niederzuschießen. Verrat! scholl es nun durch alle Gassen. Bald tobte ein blutiger Straßenkampf. Die Truppen rückten siegreich vor. Da wurden sie plötzlich zurückkommandiert, — man sagte auf Bitten von Geistlichen. Die Truppen folgten voll Unmut, ja Zorn, Offiziere sollen ihre Degen zerbrochen haben. Zweihundert vom „Volk" waren gefallen. Jetzt geschah das Unerhörte.

Man trug die Leichen in den Schloßhof, legte sie vor des Königs Fenster, hob ihnen, als er erschien, die bleichen Leichenhände empor, als ob sie auf ihn deuteten und ihm die Schuld ihres Todes beimäßen. Den Getreuen blutete das Herz. Der König aber ward genöthigt, mit der schwarz-rot-goldenen Kokarde durch Berlin zu reiten. Studenten mit den Reichsfahnen zogen voran. Eine Proklamation, die den König als König der Deutschen ausrief, ward unterdrückt.

Unterdessen waren die Häupter der alten konstitutionellen Opposition zu einer großen Versammlung in Heidelberg zusammengetreten, die Ausführung des früher schon in Offenburg gefaßten Beschlusses (Antrag Bassermanns): „Volksvertretung am Bundestag" mit aller Entschiedenheit zu betreiben. Der Bundestag selbst war ganz ohnmächtig und ratlos. Er nahm die bis dahin schwer verpönte Tricolore (schwarz-rot-gold) und den alten doppelköpfigen Reichsadler als Wappen an und 17 sogenannte Vertrauensmänner aus den deutschen Einzelstaaten in seine Mitte. Baden ordnete den altliberalen Oppositionsmann Prof. Welcker als seinen Vertreter in den Bundestag ab. Diesem erweiterten Bundestag glaubte man jedoch das weitere nicht überlassen zu dürfen. Fortgesetzt erhoben große Volksversammlungen in Mainz, Neustadt, Offenburg, Heidelberg ihre Stimmen. Man verlangte den Zusammentritt eines deutschen Parlamentes und erließ einstweilen eine Einladung zu einem Vorparlament zu Frankfurt a. M. am 31. März, das alsbald zusammentrat, um ein ordentliches Parlament zu berufen. Der Bundestag stimmte dem allem zu, weil's doch nicht aufzuhalten war. Im Vorparlament aber hatten die beiden Häupter der Demokraten, Hecker und Struve, die Proklamation der Republik beantragt. Man hatte den Antrag abgelehnt, Da eilten sie nach dem südlichen Baden, in den Seekreis an der Schweizergrenze, um Rückhalt an der radikalen Schweiz zu haben

und riefen in Konstanz die deutsche Republick aus, die von dieser Südwestecke Deutschlands ihren Siegeszug durch Deutschland nehmen sollte. Freischaren, verkommene Menschen, strömten herbei, etliche Bauernhaufen wurden mit Sensen bewaffnet, in Compagnieen organisiert, nach Norden und Nordosten vorzurücken. Heinrich v. Gagern, der hessische Minister, sandte ein hessisches Corps unter seines Bruders Friedrich, eines niederländischen Generals, Führung den Aufständischen entgegen. Bei Kandern im badischen Oberwald trafen sie auf einander. General Gagern wollte Blutvergießen vermeiden, parlamentierte darum persönlich mit Hecker. Umsonst. Als er zu seiner Truppe zurücktritt, ward er meuchlerisch von den Freischärlern erschossen. Die Hessen warfen sich nun zornentbrannt auf die Freischärler und schlugen sie in die Flucht. Diese hielten sich noch ein paar Tage in Freiburg und suchten dann, als dieses von Hessen und Badensern gestürmt ward, die Schweizergrenze zu gewinnen. Hecker entkam. Struve aber ward von württembergischen Reitern gefangen, doch von dem Kommandeur, einem Herrn Stockmar, aus Furcht vor dem übrigens gar nicht so sehr fanatisierten Volk wieder freigelassen. Auch ein wirklich fanatisierter Arbeiterhaufe aus Paris war unter des Dichters Herweghs Führung herbeigeeilt. Man durfte von ihm wohl große Heldenthaten, und wenn solche mißglückt, doch einen ruhmvollen Heldentod erwarten. Wenige Jahre vorher hatte er, als nicht unbegabter Dichter (er war eine zeitlang Theologe gewesen, Student im Tübinger Stift) eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. gehabt, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen und behandelt hatte, während Herwegh in seinem „Mannesstolze" ihm Grobheiten sagte. Hatte er ja doch früher schon dem lieben Gott selbst einmal eine Faust gemacht und dann nach jener Audienz beim König das stolze Wort gesprochen: „Wer mit seinem Gott gegrollt, kann auch mit einem König grollen."

Er hatte seinem Zornesmut weitere Luft gemacht in einem kriegerischen Liede:

> Reißt die Kreuze aus der Erden,
> Alle müssen Schwerter werden!
> Gott vom Himmel sieht darein.
> Hört er seine Feuer brausen
> Und sein heilig Eisen sausen,
> Spricht er wohl den Segen drein.

Er hatte danach wohl seinen Groll gegen den lieben Gott wieder aufgegeben, hatte sich mit ihm wieder ausgesöhnt und erwartete nun als Lohn dafür auch noch den göttlichen Segen zu seinem Heldenkampf. Schon sieht er sich im Geiste mitten darin, sieht, was er sich so sehnlich von Jugend auf gewünscht, worüber ihm stolz das Herz schwoll:

> Auf flinkem Roß mit schnellem Huf
> Im schimmernden Kürasse
> Zu sterben mit dem Donnerruf:
> Der Freiheit eine Gasse!

Da naht eine Compagnie Württemberger; nach wenig Schüssen stiebt seine Heldenschar auseinander und unser moderner Arnold von Winkelried? — springt in sein Kutschwägelchen, giebt seinem Weibe die Zügel zum kutschieren in die Hand, steckt sich unters Spritzleder und bringt sein edles Leben fürs Vaterland für bessere Zeiten glücklich in Sicherheit. Justinus Kerner aber besang diese seine erste und letzte Waffenthat mit den Worten:

> „Reißt die Kreuze aus der Erden,
> Alle müssen Schwerter werden!"
> Riesst Du einst und jetzt bereits
> Machst mit flehenden Geberden
> Vor den Schwertern du ein Kreuz!

Von da ab ist der Held verduftet.

IV.

Das Frankfurter Parlament.

Die Märzstürme des Jahres 1848 hatten, wie fast in ganz Europa, so vorzugsweise in Deutschland, alle seitherigen politischen Bestände ins Wanken gebracht, ja größtenteils umgeworfen. Es galt einen Neubau, sowohl für die einzelnen Staaten, wie für das gesamte Deutschland. Diesen Neubau nahm das sogenannte Frankfurter Parlament in die Hand. Der Zusammentritt dieses Parlaments mit seinen Abgeordneten aus allen Staaten des damaligen deutschen Bundes war, wie schon erwähut, vorbereitet worden zuerst durch eine Versammlung von 51 Vertrauensmännern aus verschiedenen deutschen Kammern in Heidelberg am 15. März, die sich zunächst zum Ziel gesetzt, eine Volksvertretung vom Bundestag zu erwirken, dann aber auch eine größere Versammlung nach Frankfurt a. M. zu berufen, die über „die Grundlagen einer künftigen deutschen Reichsverfassung mit einem Reichsparlament“ beraten sollte. Diese Versammlung trat am 31. März zusammen; es waren 500 „deutsche Männer“ von verschiedenen Graden der Freisinnigkeit. Die Versammlung nannte sich das „Vorparlament“. Gleich in den ersten Sitzungen kam die Verschiedenheit der politischen Anschauungen, Grundsätze und Ziele zum Vorschein. Eine Anzahl erklärter Demokraten wollte von vornherein in keiner Weise an Vorhandenes anknüpfen, insonderheit in keiner Weise mit dem noch zu Recht bestehenden Bundestag verhandeln. „Der Bundestag ist eine Leiche“, rief eine Stentorstimme in die Versammlung. „Und wenn der Bundestag eine Leiche wäre, so gälte es, diese Leiche zu beleben, lautete die Antwort Heinrich von Gagerns; und es war eine verständige Antwort, denn der Bundestag war denn doch faktisch die einzige, wenn auch noch so schwache Centralstelle

in Deutschland, die einzige Stelle, die mit einiger, wenn auch noch so geringer Autorität den Regierungen der Einzelstaaten gegenüber bekleidet war, von der auch allein zur Begründung einer neuen Ordnung die Einleitungen und Anordnungen getroffen werden konnten, denen die Einzelstaaten nachzukommen einigermaßen sich verpflichtet fühlen mußten. Wie nun die Häupter der Partei durch den Mund des Mannheimer Advokaten Hecker geradezu den Antrag auf Proklamation der Republik mit gewaltsamem Umsturz des monarchischen Princips durchzusetzen suchten und als der Antrag abgewiesen ward, im Süden von Baden, an die Schweiz angelehnt, auf eigene Faust die deutsche Republik ausriefen und sie mit aus Frankreich und der Schweiz herbei gezogenen Freischaren gewaltsam in ganz Deutschland durchzuführen den Versuch machten, und wie dieser Versuch jämmerlich scheiterte, hörten wir schon.

Das Vorparlament wollte, wie es mit Abweisung der republikanischen Staatsform bewiesen, das monarchische Princip nicht abgeschafft wissen, sprach aber doch den Grundsatz der Volkssouveränität aus, dessen letzte richtige Konsequenz doch schließlich nur die Republik ist, und es waren nicht wenige, welche nur für den Augenblick die republikanische Staatsform für nicht opportun, vielleicht auch noch nicht für möglich hielten, sondern eine aufs äußerste beschränkte Monarchie oder, wie nachher die Losung war, eine konstitutionelle Monarchie auf breitester (demokratischer) Basis, also eine Scheinmonarchie, als Übergang zu einer vollständigen Republik haben wollten. Ein weiterer Beschluß des Vorparlamentes betraf den Umfang des künftigen deutschen Reiches, über dessen Einheit aber auch die Ansichten auseinandergingen, indem den Demokraten mehr eine Konföderation republikanisch verfaßter Einzelstaaten nach Weise der nordamerikanischen Union vorschwebte, die, wie schon einmal erwähnt, anticipierend demokratischen Zeitungen bereits von „Vereinigten Staaten von Deutsch-

land" redeten. Bezüglich des Umfanges beschloß man, auch die bis dahin nicht zum deutschen Bunde gehörigen Teile von Preußen, Ost- und Westpreußen und Posen, wie auch Schleswig, das wohl mit Holstein aber nicht mit dem deutschen Bunde verbunden, sich damals gerade gegen das nur durch Personalunion mit ihm verbundene, aber es bedrängende und seine Selbständigkeit bedrohende Dänemark erhoben hatte, hereinzuziehen. Dieser Aufstand war veranlaßt worden durch das rechtswidrige Verlangen der Dänen, Schleswig-Holstein dem dänischen Staat ganz einzuverleiben, ein Verlangen, in welchem der König Christian VIII., gedrängt von einer fanatisch dänischen Nationalpartei auf dem Landtage zu Roeskild 1846 durch den berüchtigten „Offenen Brief" das in Schleswig-Holstein gültige Erbfolgegesetz abgeändert hatte, weil nach diesem, beim Aussterben des Königlichen Hauses im Mannesstamm, der entfernten Seitenlinie der Augustenburger, die Regierung der beiden Herzogtümer zugefallen wäre, während in Dänemark, wo das weibliche Erbfolgerecht galt, die Regierung an eine nahe Seitenlinie (die jetzt regierende), fallen, also die seitherige Monarchie getrennt werden mußte. Mit dieser Abänderung der Erbfolge war zugleich die volle staatliche Verschmelzung der deutschen Herzogtümer mit Dänemark in Aussicht gestellt, die man denn auch in der rücksichtslosesten, ja brutalsten Weise damit anbahnte, daß man in den Norddistrikten von Schleswig die dänische Sprache in Kirche und Schule einführte, schon damit die Deutschen im tiefsten Innern verletzend, ja sich nicht vor rohen Gewaltthaten scheute und die treuen Geistlichen, welche vom Deutschen nicht lassen wollten, weil die Muttersprache fürs religiöse Leben von der größten Bedeutung ist, absetzte und den Gemeinden dänische Prediger aufdrang. Schleswig-Holstein war deshalb schon seit Anfang der vierziger Jahre ein deutsches Schmerzenskind, ein Gegenstand lebendigster Teilnahme, die bei uns im mittleren Deutschland noch besonders genährt wurde durch

die in der That vortrefflichen vertriebenen schleswigschen Geistlichen, von denen wohl ein Dutzend unter uns (Kreis Wetzlar, Pfalz, Baden 2c.) einen neuen Wirkungskreis gefunden; auch der vertriebene Generalsuperintendent von Schleswig, Nielsen, nachmals geistlicher Oberhirte in Oldenburg, war schon auf der großen Gustav-Adolf-Versammlung in Darmstadt Gegenstand unserer jugendlichen begeisterten Teilnahme gewesen. „Schleswig-Holstein meerumschlungen 2c.", „Schleswig-Holstein stammverwandt" — das klingt ja uns Alten noch in den Ohren, ja in den Herzen, das hat mir voriges Jahr bei dem Einzug der künftigen deutschen Kronprinzessin in Berlin, als es bei ihrem Einzug in Berlin ertönte, wie mit einem Zauberschlag die damalige, stark bewegte Zeit mit allen damals das jugendliche Herz schwellenden patriotischen Empfindungen wieder aufgeweckt, woran denn die ganze lange Reihe großer Ereignisse an dem Auge der Erinnerung vorüberzogen, welche im deutschen Kaisertum ihren Abschluß fanden. Die Lieder hörte man damals auf allen Gassen zu den Drehorgeln, — in allen Schulen, auf allen Sänger- und Schützenfesten, Studenten-Kommersen, ja noch höre ich's von den Lippen kleiner Knaben, die noch nicht einmal ordentlich reden konnten. Kam einmal ein schleswig-holsteiner Student zu uns nach Marburg, Gießen oder Heidelberg, so ward er wahrhaft gefeiert, die Schleswig-Holsteiner, wegen ihrer Ausdauer, galten uns für die Normaldeutschen. Als sich einmal ein „Schleswig-Holsteiner" bei uns 8 Tage lang hatte bewirten und feiern lassen und dabei sich verschiedene Male als ein rechter Cyniker erwiesen, waren wir ordentlich niedergeschlagen über den Verlust unseres Ideals, und geradezu mit Jubel ward es aufgenommen, als uns ein Personalkundiger mitteilte, daß dieser Studiosus O. eigentlich kein Schleswig-Holsteiner sei, sondern aus dem Fürstentum Eutin stammend, eine Viertelstunde vor der holsteinischen Grenze geboren sei. Die schleswig-holsteinsche Angelegenheit war jahrelang ein Hauptmoment

gewesen, das den patriotischen Sinn, das Verlangen nach Neugestaltung Deutschlands in Einheit und Macht genährt hatte, da es uns unsere nationale Ohnmacht gegenüber einem so kleinen Staate wie Dänemark fühlbar machte. Der Beschluß des Vorparlaments, daß Schleswig-Holstein auch zum deutschen Reich gehören solle, ward mit großem Jubel aufgenommen, um so mehr, als es damals bereits in blutigem Kampfe stand. Als nämlich Christian VIII. im Jahre 1846 gestorben war, drängte man dem Nachfolger Friedrich VII. ein Kabinett aus der sog. Eiderdänenpartei auf — das sog. Kasinoministerium. Eiderdänen nannte man die Partei, welche die Eider, den Fluß zwischen Schleswig und Holstein, als Grenzfluß Dänemarks bezeichnete, bis zu dem alles unter dem Dänenkönig stehende Land, also Schleswig mit einbegriffen, in einen einheitlichen Dänenstaat zusammengefaßt werden müsse. Friedrich VII. trat sofort mit dem Entwurf einer Gesamtverfassung hervor, was ungeheure Aufregung hervorrief, daß ganz Holstein und der größte Teil Schleswigs zu den Waffen griff, eine provisorische Regierung einsetzte, bestehend aus dem Prof. Beseler, dem Prinzen Friedrich von Noir und dem Grafen Reventlow. Freischaren aus ganz Deutschland kamen ihnen zu Hülfe, namentlich waren es deutsche Studenten; auch unsere Gießener, namentlich aus der „Frankonia", lieferten ein kleines Kontingent. Der nachmalige ausgezeichnete bairische Feldherr von der Tann, der in Frankreich 1870/71 mit großer Ehre gekämpft, führte die Freischaren als Major in vortrefflicher Weise. Die Kämpfer, die neu errichtete reguläre Schleswig-Holsteinische Armee wie die Freischaren, allen voran die Kieler Studenten und Turner, zeigten große Tapferkeit, wurden aber von der überlegenen Macht der Dänen am 9. April bei Flensburg geschlagen, worauf ganz Schleswig wieder unter dänische Gewalt kam. Später nahm Preußen die Sache in die Hand; es war dieser Dänenkrieg der Anfang großer schwerer

Verwickelungen und hatte, wie wir schon hörten, den größten Einfluß auf die gegenwärtige Gestaltung Deutschlands, weshalb er hier schon etwas ausführlicher besprochen wurde.

Das deutsche Vorparlament hatte nun selbst kein eigentliches Mandat, eine deutsche Reichsverfassung zu entwerfen. Es würde sich vielleicht die Vollmacht selbst gegeben oder genommen haben, wenn nicht ein Teil der Einzelstaaten geltend gemacht hätte, daß ihre Regierungen auch noch da seien und doch wohl auch noch ein Recht auf Mitwirkung hätten. Sie waren ja auch alle recht gern bereit, ein Parlament einzuberufen und den Bundesrat mit neuen Elementen im Sinne der Zeit zu reformieren. Es wurden, da in fast allen Landen sogenannte Märzministerien regierten, die alten Bundestagsmitglieder ausgemerzt und eine beträchtliche Zahl liberaler Größen eingemärzt, so daß dieser Bundestag nun selbst die Einberufung eines konstituierenden Parlaments in die Hand nahm, in Gemeinschaft mit dem sogen. Fünfzigerausschuß, den das Vorparlament eingesetzt, und 17 dem Bundestag beigegebenen sogen. Vertrauensmännern. Es erging an die einzelnen Regierungen die Aufforderung, die Wahlen anzuordnen, und so wurde denn am 18. Mai 1848 das deutsche Reichsparlament mit 550 Abgeordneten in der St. Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet. Man hatte in dieser, ein Oval bildenden Kirche, die wenig Kirchliches hat, mit leichter Mühe das wenig Kirchliche beseitigt und ihr das Aussehen einer politischen Arena gegeben. Die Orgel ward mit einer großen Wand verhüllt, auf der eine Germania gemalt war mit der Unterschrift: „Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück, O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück." Diese Inschrift ward schon kritisiert. „Wie kann man zurückbringen, was nie vorhanden gewesen?" Das Vaterland sei nie groß und glücklich gewesen; in der vergangenen Zeit lag's ja nur in Finsternis und Knechtschaft; es muß erst Glück und Größe geschaffen werden nach radikaler Beseitigung alles

monarchischen und namentlich alles kirchlichen Wesens in einer durchgeführten Demokratie. Doch man ließ die Inschrift stehen. Da wo jetzt der Altar steht, hatte man nach Wegnahme des Kruzifixes eine Estrade über den Altar gebaut, welche den Präsidentenstuhl und etwas niedriger, vor demselben die Tribüne für die Redner enthielten. Vor dieser wieder, auf dem Platz unmittelbar vor den, den Altar jetzt umgebenden Schranken, standen die Tische für die Sekretäre und die Protokollführer und in den Bänken der Rotunde resp. des Ovals nahmen dann die Abgeordneten ihre Plätze in vier Gruppen, die gleich die politische Gesinnung und Stellung der Parlamentarier bezeichneten und unter denen man unterschied: die Rechte, das rechte Centrum, das linke Centrum, die Linke, bei der man wieder eine äußerste Linke unterschied, wie bei der Rechten eine äußerste Rechte. Manche auf der Linken wurden als so äußerst links bezeichnet, daß, wenn der Platz ihrer Stellung hätte entsprechen sollen, sie denselben außerhalb der Kirchenräume auf dem Platz nach der alten Börse hin hätten nehmen müssen. Unter Centrum aber verstand man etwas wesentlich Anderes, als was jetzt im Reichstage so heißt. Es war die alte liberale Partei, den jetzigen Nationalliberalen entsprechend, in zwei Schattierungen nach rechts (mehr monarchistisch) oder links (mehr demokratisch). Auf der damaligen Rechten aber saßen die, welche man heutzutage altkonservativ, etwa auch deutschkonservativ und ultramontan nennt. Die Gallerieen waren für die Journalisten und die Zuhörer. Von solchen war stets ein großer Zudrang aus der Stadt, wie Umgegend, und oft von weither. Sehr bald fing die Gallerie an mit ihren Beifalls- oder Mißfalls-Äußerungen einen argen Terrorismus auszuüben. Ein nicht unbedeutender Teil der Gallerie war für das weibliche Geschlecht reservirt. Die Damen, die diese Plätze benutzten, waren durchweg der Linken und äußersten Linken zugethan.

Man kann nicht leugnen, es war eine an hervorragenden

Talenten reiche Versammlung, und unzählige Deutsche blickten mit großen Hoffnungen auf sie und erwarteten von ihrer Weisheit und Einsicht nur großes. Aber ihre Weisheit und Einsicht war vielfältig nur das, was man heutzutage Doktrinarismus nennt. Die meisten Parlamentarier waren Männer irgend einer politischen Doktrin, Männer irgend eines Systems, dazu einer Partei, ohne die Einsicht, die auf praktischer Erfahrung beruht, ohne Ansichten, Principien, Grundsätze, die irgendwie im Leben die Probe bestanden, sich bewährt hätten. Vor allem aber fehlte der Versammlung als solcher der Anfang aller Weisheit, die „Furcht des Herrn", und was damit zusammenhängt, die Kenntnis der Grundlagen, auf denen alles Menschen- und Völkerwohl beruht. Man wies sie von vornherein ausdrücklich ab. Als in der ersten Sitzung von einem Mitglied (man weiß seltsamer Weise nicht mehr, wer es eigentlich war; etliche sagen, es sei der Bischof von Münster, etliche, es sei der protestantische Fabrikant Metz in Freiburg gewesen, ein gläubiger Christ, aber damals noch Demokrat, nachmals weithin rühmlichst bekannt als Zeuge christlicher Wahrheit in Wort und That) den Antrag stellte, die Versammlung mit einem Gebet oder kirchlicher Feierlichkeit zu eröffnen, erklärte der Kölner Cigarrenhändler Raveaux höhnisch: Aide te même et dieu t'aidera! dem ein anderer zufügte: man habe lange genug gebetet, jetzt gälte es Thaten. Manchen in und außerhalb der Versammlung ergriff die Ahnung, daß es wohl gehen werde, nach dem Wort: „Wenn der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen."

Halten wir in der Versammlung eine kleine Umschau nach eigenster Erinnerung, so fällt unser Auge zunächst und vor allem auf den Präsidenten, den durch seine Freisinnigkeit in der hessischen Kammer hochangesehenen und gleich in der ersten Sitzung zum Präsidenten gewählten Heinrich von Gagern, eine imponierende Gestalt mit ernstem, fast düsterm Gesichtsausdruck.

Es liegt wohl jetzt unwidersprechbar für alle Parteien am Tage, daß Gagern kein sonderlicher Staatsmann, wohl aber nicht minder, daß er ein ehrenwerter Charakter war und als Präsident des Parlaments auch Herr seiner Stellung seiner Aufgabe gewachsen, Meister in der Leitung der Verhandlungen, was viel sagen will in einer Versammlung, in der die verschiedenartigsten Geister, die allerschärfsten Gegensätze sich fanden, die fortwährend auf einander platzten, die zum größten Teile ganz indisciplіniert, von einem anständigen parlamentaren Gebrauch keine Ahnung hatten, zum großen Teil Oppositionsmänner à tout prix, welche von einer Unterordnung in einer solchen Versammlung ebensowenig etwas wissen wollten, wie sonst im Staatsleben, ärgerlich überdies, daß ein Mann der gemäßigt liberalen Richtung diesen Platz einnahm, den man gern im Besitz eines entschiedenen Demokraten gesehen hätte. Die letzteren, die Demokraten, sind sofort kenntlich, wie draußen an den Kalabreserhüten, so hier an den mächtigen Vollbärten, damals noch etwas so Seltenes, daß man wohl nimmer daran gedacht haben würde, daß sie noch einmal im geistlichen Stande, selbst unter den sogenannten Pietisten sich einbürgern würden. Diese Demokraten, zum großen Teil sehr wohlgenährte Leute mit feisten Schultern und Armen, dachten wohl selbst den Eindruck einer frischen kühnen Naturkraft zu machen, machten aber in Wirklichkeit mehr den Eindruck einer ungeschlachten Halbkultur. Als hervorragend unter ihnen erscheinen die Herren Rösler von Oels, damals allgemein der Reichskanarienvogel genannt wegen seiner gelben Nankinkleidung in der meist in Schwarz gekleideten Versammlung; draußen eifrigster Agitator unter dem Pöbelvolk, kaum weniger aber auch in dem Parlament selbst, wo er den stets sehr zahlreich auf den Gallerieen anwesenden demokratischen Gesinnungsgenossen gewöhnlich durch Erhebung seiner auffallenden Persönlichkeit von ihrem Sitz das Signal gab, entweder zu brüllendem

Bravo für die Rede eines Demokraten, oder zu lautem Hohn und Schreien gegen die Rede eines Konservativen. Eine Persönlichkeit ähnlicher Art war Schöffel, wohl auch Schliffel genannt, mit langem Bart, stets bemüht, Witze zu machen, deren gelungenste stets etwas Burleskes hatten; die Mehrzahl aber gewöhnlich mißlang. Durch eine gewisse Naturkraft, durch Gewalt der Rede, wie ein größeres Ansehen wohl bei allen Parteien, wurden die Genannten überragt von Robert Blum, gebürtig aus Köln, von armen Eltern herstammend, als Schulknabe oft als andächtiger Meßbube am Altar dienend, später deutschkatholisch, Buchhändler in Leipzig, schon bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei den sogenannten Augustereignissen in Leipzig als Volksredner aufgetreten, als Volksmann bezeichnet, der er aber in noch ausgedehnterem Maße durch seinen Tod ward, von dem wir noch hören werden. Seine äußere Erscheinung war in hervorragendem Maße häßlich, namentlich nach den Bildern, die von ihm in allen Schaufenstern hingen. Die Karrikaturzeichnung stand damals in voller Blüte; kein hervorragendes Parlamentsmitglied, das sich nicht hätte gefallen lassen müssen, als Karrikatur in Buch- und Buchbinderläden zu paradieren. Bei Robert Blum hatte auch die einfache Porträtähnlichkeit das Aussehen einer Karrikatur. Seine Parteigenossen bezeichneten sein Gesicht wohl als ein Sokratesgesicht, seine Gegner nannten ihn einen Faun, einen Silen, einen Satyr, woran auch seine übrige Körpergestalt erinnerte, namentlich der aufgetriebene Unterleib, zu allermeist wenn er in den Karrikaturenbildern als Genius der Wahrheit unbekleidet abgebildet war. Er war übrigens eine Persönlichkeit, die man gern in andern Bahnen gesehen hätte; er hätte wohl etwas Tüchtiges, Bleibendes wirken können. Mannhafte Überzeugungstreue konnte ihm niemand absprechen. Einige dii minorum gentium auf dieser Seite, wie Trützschler, Wesendonk, Simon von Trier rc. übergehen wir; unter allen Umständen

aber muß genannt werden: Karl Vogt, damals Professor in Gießen, jetzt regelmäßig nur der Affenvogt genannt, in seinen Parlamentszeiten wohl auch wegen seines Cynismus professor in naturalibus, zu allermeist aber: der Reichs-Gassenbub.

Gegenüber auf der Rechten eine nicht geringe Anzahl römischer Priester, — durchweg streng katholisch, deren Wahl ein Zeugnis war, wie weit doch die Masse des römisch-katholischen Volkes noch von der vulgären Aufklärung des Liberalismus entfernt war. Unter den Priestern auch etliche Bischöfe, wie der Bischof von Münster, Professor Döllinger aus München und die hohe knochige Gestalt des damaligen westfälischen Landpfarrers, früheren Gerichts-Referendar in Paderborn, Freiherrn Wilhelm Emanuel von Ketteler, mit der im Säbelduell abgestutzten Nase, an den früheren Stand erinnernd, eine echt westfälische Natur, der ins klerikale übersetzte Immermannsche Hofschulze, nachmals Bischof von Mainz, der Streitbare genannt, ein warmer Volksfreund. Protestantische Pfarrer waren wenige vorhanden und diese wenigen saßen auf der Linken, wie der Heidelberger Dekan Zittel, Oberster der Lichtfreunde in Baden. Von positiv gerichteten war nur einer vorhanden, Christoph Hofmann, damals noch Vorsteher der Erziehungsanstalt auf dem „Salon" bei Ludwigsburg, Herausgeber einer der wenigen christlichen Zeitungen „Süddeutsche Warte", der jetzige Führer der Tempelleute auf dem Kirschenhardthof. Von Laien auf der Rechten ragt hervor der General v. Radowitz, Liebling König Friedrich Wilhelm IV., ein geistvoller Mann, gut katholisch, doch irenischen Sinnes, gleichwohl und vielleicht gerade durch seine Milde nicht ohne Einfluß in protestantischen Kreisen zumal Frankfurts, in denen verschiedene Konversionen aus altadeligen Geschlechtern durch ihn vermittelt wurden.

Im linken Centrum sehen wir den alten Vater Jahn mit dem langen grauen Bart und dem umgeschlagenen breiten, weißen

Hemdkragen; man sollte denken: mit dem Ausdruck der Zufriedenheit, da ja hier auch seine Jugendideale der Erfüllung nahe waren, aber er ist auffallend unruhig, offenbar unzufrieden. Es waren doch gar viele andere Geister hier eingezogen, als bei der alten Burschenschaft in ihrer besten Zeit. Er besuchte uns einmal in F., wohin ihn der Turnverein eingeladen, der aber nicht turnte, sondern nur einen Turnplatz mit den gewöhnlichen Gerätschaften unterhielt, im übrigen sich mit der grauen Turnerkleidung, dem bekannten Turnergürtel und Turnerhut, wie Turnerausflügen und Turnerbällen begnügte, fast das Gegenteil von der Turnerlebensweise, wie Jahn sie wollte. Beim Mittagsessen in den „Drei Schwertern" erzählte er uns mancherlei aus dem Parlament und bemerkte dabei ganz erstaunt, und man muß wohl sagen mit liebenswürdiger Naivetät, es seien im Parlament etliche, die glaubten an keinem Gott! Im rechten Centrum sitzt der ehrwürdige Ernst Moritz Arndt, das Ideal eines deutschen Mannes, das „verkörperte gute, alte, deutsche Gewissen," wie man ihn treffend nannte, auch er dem Ziel der Jugendhoffnungen nahe, doch ungemein ernst und wenig an der Debatte sich beteiligend. Derselben Partei angehörend der vielgenannte Freund Gagerns, von Soiron, Advokat aus Mannheim, wegen seiner jetzigen Mäßigung Gegenstand heftiger Abneigung seines ehemaligen Freundes Hecker. Dann jener hervorragende Jurist Simson mit den scharfgeschnittenen Zügen seiner „Brüder nach dem Fleisch", ein eminent begabter, scharf und klar denkender Mann, nachmals Präsident des Parlaments, der einzige, der auch noch auf dem jetzigen Reichstag eine Bedeutung haben sollte, dessen Präsident er wiederholt gewesen ist, nachdem er auch jahrelang der preußischen Kammer präsidiert, jetzt Präsident des Reichsgerichts in Leipzig und ein kirchlich gesinnter Mann. Dann sein Stammesgenosse, aber nicht zur christlichen Kirche übergetreten, Gabriel Rieser, ein höchst ehrenwerter Israelit,

vortrefflicher Redner, ruhiger, klarer Charakter. Wäre nur die Hälfte der Juden diesem Mann etwas ähnlicher, es wäre nie eine Judenfrage aufgekommen. In derselben Gruppe weilte der Westfale Freiherr v. Vinke, Sohn des beliebten kernhaften Oberpräsidenten von Westfalen, ein echter Niedersachse, der ein großes Maß von Freimut mit einer sehr loyalen königstreuen Gesinnung verband, in der er einmal einen frivol vom König redenden Demokraten auf Pistolen forderte; deshalb in den Parlamentskarrikaturen von den Gegnern dargestellt als Bulle mit Pistolen als Hörnern auf dem Kopf.

Folgen wir nun den Parlamentsverhandlungen selbst. Im allgemeinen muß man sagen: In allen Sitzungen Einzelheiten vollauf, aber ohne beherrschende Gesichtspunkte; noch mehr aber: Redensarten vollauf, aber sehr wenig Eingehen auf den Gehalt der Dinge; solches fast nur auf der rechten Seite des Hauses. Eine beträchtliche Zahl von Rednern tritt offenbar nur auf, um sich hören zu lassen und die Versammlung — mehr noch die Gallerie — mit den üblichen liberalen Schlag- und Stichworten zu unterhalten und von da lautes Bravo zu ernten. Auch redete Mancher, damit doch auch seine Wähler einmal etwas von ihm hörten und nicht unzufrieden wären, daß sie einen stummen Menschen ins Parlament geschickt; denn von dem Landtage her gab's manche spöttische Anekdote, wie die, daß man einmal einen solchen Landboten daheim darüber zur Rede gestellt, daß er in den Verhandlungen ja keinen Laut von sich gebe, worauf er erklärte: Habt ihr noch nie in den Zeitungsberichten gelesen: „Allgemeines Gemurmel? Da habe ich mitgemurmelt." Es war des Redens viel, sehr viel, ja im Übermaß und wenn man nach dem Ursprung des Wortes Parlament fragen und es, wie ja etymologisch richtig, von parler reden ableiten wollte, sollte man fast meinen, es sei wesentlich eine Redeanstalt, die bisweilen zur Schwätzanstalt wird.

Als die durch Majorität herrschende Partei stellte sich bald das sog. linke Centrum heraus, ein wesentlicher Teil der altliberalen Partei; ihr Programm war: Einheitliche Verfassung Deutschlands mit einer monarchischen Spitze auf breitester demokratischer Grundlage.

Man muß wohl sagen, es war das Parlament in seiner Mehrheit mit Blindheit geschlagen, daß es zweierlei nicht beachtete, so oft es auch darauf aufmerksam gemacht wurde. Das eine, den Augenblick benutzend, bei der allgemeinen Auflösung und völligen Verblüffung aller deutschen Machthaber sofort ein Reichsoberhaupt mit einer starken Regierungsgewalt (etwa Hausmacht) zu beschaffen, ehe die Ernüchterung erfolgte, die Verblüffung sich verlor, worauf den kleinen Dynastieen der Mut wieder wachsen mußte, ihre alte unbeschränkte Souveränetät wieder zu erlangen; daß man echt deutsch-doktrinär die beste Zeit mit Beratung der sogenannten Grundrechte verbrachte, d. h. verschwendete. Sodann: daß man, wenn man nicht rasch eine starke Centralgewalt schaffen wollte, nicht wenigstens den Antrag annahm, die neue Verfassung, in Vereinbarung mit den deutschen Fürsten, resp. Einzelregierungen zu schaffen, darum etwa gleich eine Art Bundesrat nach der Weise des jetzigen ins Leben treten zu lassen, durch welchen die Einzelregierungen (oder Fürsten) ihre Ansichten, Forderungen ꝛc. geltend machen konnten. Hätte man's so gemacht, so wären die Fürsten nachher gebunden gewesen an ein Werk, das sie selbst mitgeschaffen, an dem sie wesentlich beteiligt waren und hätten nicht die fertige Verfassung ablehnen können mit der Erklärung, sie sei einseitig zustande gekommen und wo man nicht mit geraten, brauche man auch nicht mit zu thaten. Die Regierungen wären wohl im Anfang im ersten Feuer wahrscheinlich zur Herstellung eines ziemlich einheitlichen Deutschlands bereit gewesen, ehe das Begeisterungsfeuer im Volk ausbrannte und erlosch. Man mochte aber solche Verein-

barung nicht; das Parlament erkannte sich das Recht zu, souverän zu beschließen, ohne zu beachten, daß diese alten Staatenstände, die zum Teil schon seit Jahrhunderten existierten, und am allerwenigsten die alten, großen, mächtigen Dynastieen und Staaten, die durch eine großartige Geschichte geworden, wie Österreich und Preußen, die gewohnt waren, im Rat der Völker des ganzen Weltteils und weit darüber hinaus ein entscheidendes Wort mitzureden, doch nicht so ohne weiteres von einer solchen Versammlung sich ein Neues, wohl wider ihren Willen vorschreiben, und seither Besessenes abnehmen, ja sich am Ende gar zum Tode, zur Selbstauflösung verurteilen lassen würden. Wie wenig kannte man auch, oder hatte nur eine Ahnung von der Stärke des Stammesbewußtseins, der religiösen resp. konfessionellen Eigentümlichkeiten, Sympathieen und Antipathieen, sei's auch nur der Altbaiern, Tiroler oder Schwaben und Pommern, die allesamt so stark in Jahrhunderten mit ihren Fürsten verwachsen waren. Man hätte daran erinnert werden können schon durch den Umstand, daß die zum deutschen Bund gehörenden Slaven, die Czechen in Böhmen und Mähren, in Kärnthen und Krain, trotz allen Versicherungen, daß man ihnen ihre Rechte nicht antasten, sondern garantieren und schützen wolle, das Frankfurter Parlament gar nicht beschickten, jede Aufforderung zur Wahl von Abgeordneten entweder ganz ignorierten oder gar mit Hohn ablehnten. Haben sich doch selbst nicht einmal die Deutsch-Österreicher, so weit sie von der Wiener Aula beherrscht waren, daran beteiligt. Die slawischen Stämme, Böhmen, Mähren ꝛc. ꝛc., machten vielmehr entschieden Anstalt, sich nicht bloß von allem Verband mit Deutschland, sondern selbst mit Österreich loszureißen und ein Slawenreich zu begründen. Zu jener Verblendung gegenüber den Einzelstaaten und Stämmen kamen überdies die ärgsten Taktlosigkeiten, mit denen man auch die zugethanen Stämme und Staaten aufs tiefste beleidigte, verletzte, ja innerlichst empörte. So ward eine

Deputation der gegen Österreich und sein Kaiserhaus aufständischen, die Deutschen in ihrer Mitte auf's schändlichste mißhandelnden Ungarn vonseiten des Parlaments mit Freudenlärm empfangen, Österreich damit auf's tiefste verletzt; und obwohl man das wahrnahm, fuhr es fort, begrüßte auch die gegen die Deutschen aufgestandenen Italiener (Lombarden), wünschte den aufständischen Polen Glück, beleidigte damit auch Preußen. Der Kölner Cigarrenhändler Raveaux stellte sogar den Antrag, zu Ehren der französischen Republik sich zu erheben, eine Höflichkeit, die von den Franzosen gar nicht einmal erwidert wurde. Taktlosigkeiten folgten über Taktlosigkeiten, — die Bezeichnung ist noch die mildeste, die möglich ist. In Mainz ward ein Krawall gegen die preußische Garnison angezettelt; das Militär hielt sich zum Erstaunen ruhig und gemäßigt, das hatte den Mut des Pöbels gesteigert, man überfiel einzelne preußische Soldaten in den Straßen und schoß sie meuchlings nieder. Das Parlament hatte kein Wort an die Mainzer. Endlich drohte der Gouverneur (oder Kommandant?) der Festung Mainz mit Beschießung der Stadt und ließ vor den Augen der Mainzer die Brandkugeln zurüsten. Da stellte Advokat Zitz im Parlament den Antrag, einen Tadel über den Kommandanten und die preußische Garnison auszusprechen; damit war die ganze preußische Armee beleidigt. Wer wollte sich wundern, wenn sie die schwarz-rot-gelben Kokarden (Kuhblumen genannt) von den Helmen rissen, wegwarfen und nur die schwarz-weißen tragen wollten?!

Derselbe Zitz, wie in einem Anfall von Verrücktheit, stellte bald darauf den Antrag auf Umwandlung des Parlaments in einen regierenden Konvent (in der Weise des Konvents in der französischen Revolution) ja endlich auf Konstituirung einer allgemeinen europäischen Republik.

Diese wahnsinnigen Anträge wurden im Parlamente natürlich abgelehnt. Dagegen arbeitete man unausgesetzt für die

Republik von den Gallerieen der Paulskirche herab, auf denen sich eine Claque bezahlter Schreier gebildet hatte, wie in zahllosen großen Volksversammlungen außerhalb, auf welchen man das Parlament mit seiner Majorität auf das allerärgste herabsetzte, ja des „Verrats an der guten Sache der Freiheit" beschuldigte, daß es immer mehr an Ansehen verlor.

Der Bundestag, der bis dahin noch unter dem Parlament existierte, war allmählig ganz bedeutungslos und unhaltbar geworden; trotz der Purifikation, die man mit ihm vorgenommen, war das Institut zu sehr verhaßt und verachtet. Man erkannte die Notwendigkeit, eine neue, wenn auch nur provisorische Centralgewalt einzusetzen. Der Antrag, diese Centralgewalt dem König von Preußen zu übertragen, dessen Adler eben siegreich für Schleswig-Holstein in Jütland eingezogen war, ward mit Hohngelächter abgewiesen, das draußen ein gräuliches Echo fand in den wüstesten Schimpfereien über den König und das preußische Wesen. Die Centralgewalt an Österreich zu übertragen, war unmöglich, da dies Land an allen Ecken brannte, auch Preußen sich ihm nie würde unterworfen haben. Sollte man einen bürgerlichen Präsidenten wählen? Das hätte, zumal von den Großstaaten, nie Anerkennung gefunden. Da that Präsident v. Gagern den berühmten „kühnen Griff". Er schlug vor, einen Reichsverweser zu ernennen in der Person des Erzherzogs Johann von Österreich, „nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst" sei. Auch dies „nicht weil, sondern obgleich" ist eine Redeweise geworden. Gagern trat mit seinem Antrag wohl für das monarchische Princip ein, gab demselben aber durch das „obgleich" einen so starken Stoß, wie es von der gemäßigt liberalen Seite noch kaum einen empfangen. Das Fürstsein mußte danach ja zum mindesten eine sehr bedenkliche Eigenschaft sein. Der vorgeschlagene Erzherzog Johann hatte einst viel Mißgeschick in den Kriegen mit Frankreich gehabt, aber er war populär in

Österreich, auch bei den Liberalen im übrigen Deutschland, weil er einen Trinkspruch gethan haben sollte: Kein Österreich, kein Preußen mehr, sondern ein einiges freies Deutschland!" Die Wahl eines Fürsten sollte die Fürsten, das „obgleich" die Demokraten versöhnen; eigentlich war es doch ein zweideutiges Spiel. Aber es ward ein Ernst, eine Thatsache. Man wählte den Erzherzog zum Reichsverweser. Österreich ließ es sich natürlich gefallen, aber auch Preußen erhob keinen Einspruch, weil es Österreich in seiner damaligen Ohnmacht nicht zu fürchten hatte. Der Erzherzog übernahm die Reichsverweserschaft nur unter ausdrücklicher Voraussetzung der Zustimmung der deutschen Fürsten, blieb aber nur deren Mandatar. Und diese sandten mit Blitzesschnelle ihre Zustimmung, als die Wahl am 29. Juni mit 436 von 545 Stimmen vollzogen worden war. Bloß Hannover widerstrebte, doch ließ es sich beruhigen. Am 11. Juli hielt dann der Reichsverweser seinen Einzug in Frankfurt unter großem Jubel eines Teiles des herbeigeströmten Volkes. Doch vernahm man, wenn man, wie unsereins, nicht von einem Fenster oder gar Balkon der Zeil aus dem Einzug zuschaute, sondern auf der Straße unter der Volksmenge steckte, auch sehr viel höhnische und gar wütende Rufe und sonstige demokratische Kundgebungen. Der Erzherzog stand, als der veranstaltete Festzug — in ihm die alten Zünfte mit ihren Fahnen — vorüberzogen, auf dem Balkon des „Russischen Hofs", wo er Quartier genommen. Ganz nahe ist der „Römische Kaiser", der als Schild noch ein Bild eines alten Kaisers, freilich aus der Zopf- und Perrückenzeit, führt, der aber doch mit Krone und Scepter noch ein wenig einen kaiserlichen Eindruck macht. Es waren uns beim bloßen Namen „Reichsverweser" auch die Gedanken an etwas wie kaiserliche Herrlichkeit gekommen. Am Äußeren des Reichsverwesers, der entblößten Hauptes dastehend, seine grüne käppiartige Mütze mit dem Goldbörtchen in der Hand

drehte, war nicht gerade etwas majestätisches zu schauen. Auf die lauten Hurrahs der Vorüberziehenden erwarteten wir eine kräftige, schwungvolle Anrede. Sie erfolgte nicht. Zwar soll der Erzherzog etwas gesprochen haben, aber kein Mensch verstand's, sodaß man nachmals darüber stritt, ob er überhaupt etwas geredet. Auf demselben Balkon bemerkte man die stark in die Augen fallende schöne Gestalt des Parlamentsmitglieds Fürsten Lichnowski. Viele machten Bemerkungen über das Spiel seiner dunklen Augen und den telegraphischen Verkehr derselben mit etlichen Damen an den Fenstern gegenüber. Ich erwähne das wegen der später eintretenden tragischen Ereignisse. Andern Tags erfolgte die Einführung des Reichsverwesers in sein Amt in der Paulskirche. Sie hatte nun auch nicht die Spur von etwas Kaiserlichem, Majestätischem, sondern es ging ganz bürgerlich und dazu über die Maßen nüchtern und prosaisch zu. Der Erzherzog mit seiner großen Glatze, eine ziemlich unscheinbare Gestalt, mit dem länglichen, echt habsburgischen Gesicht, stand im schwarzen Frack und weißer Halsbinde vor dem Präsidentenstuhl, neben ihm die viel stattlichere Gestalt v. Gagerns, der mit sonorer Stimme eine Art Berufung und Verpflichtung des Reichsverwesers verlas, — es machte einen entschieden volkssouveränlichen Eindruck. Nun war ich wieder gespannt auf eine kräftige schwungvolle Herrscherrede, eine Art Proklamation an das deutsche Volk in seinen hier versammelten Vertretern. Aber der Reichsverweser zog einfach ein Papier aus der Tasche, reichte seinen Cylinderhut einem Diener, setzte sich bedächtig eine Brille auf und verlas kurz und trocken etwa zwei Zeilen, in denen er erklärte, daß er das Amt annehmen und treu verwalten wolle.

Am 6. August sollten die deutschen Heere dem Reichsverweser huldigen, aber es geschah nicht in Preußen, selbst auch nicht in Österreich, nur teilweise in Wien und auch da nur bedingungsweise. In den kleinen Staaten ward etwas veranstaltet,

das wie Huldigung sich ausnahm, aber keine war. So in Hessen-Darmstadt, wo man auf der Parade nur ein Hurrah ausbrachte und Bänder in den Reichsfarben, schwarzrotgelb, aber von erstaunlicher Kürze, fast nur wie studentische Bierzipfel, an die Spitze der Fahnenstange, auch wohl den Soldaten eine schwarzrotgelbe Kokarde an die Kopfbedeckung — damals noch meist die hohen kübelartigen Tschakos — anheftete.

Der Bataillonskommandant in unserm F. auf dem „Burgplatz" leitete die Sache mit einer überaus kühlen, stockend vorgetragenen Anrede an die Truppen ein, aus welcher man, so weit sie überhaupt verständlich war, entnehmen konnte, daß es auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs geschähe, der doch eigentlich oberster Kriegsherr blieb.

Das Ausland sah auf den ersten Blick, daß die deutsche Reichsgewalt bloß ein Schatten sei. Der König der Niederlande ließ im Limburgischen, der von ihm beherrschten Landschaft, die zum deutschen Bund gehörte, die deutschen Fahnen abreißen und — der Reichsverweser so wenig, wie das Parlament, vermochte, es zu hindern, oder zu ahnden.

Der Reichsverweser ernannte sich auch ein Reichsministerium. Präsident war der Fürst Leiningen, dann, als dieser bald abtrat, der Österreicher von Schmerling, der gewandteste Geist im ganzen Parlament, für das Innere, der jüdische Advokat Heckscher aus Hamburg für das Äußere, der württembergische Minister v. Mohl für die Justiz, der preußische Rheinländer v. Beckerath („deß Wiege neben des Vaters Webstuhl gestanden", was damals eine zeitlang ein geflügeltes Wort war, wie Gagerns „nicht weil, sondern obgleich") für die Finanzen, ein Herr Duckwitz für den Handel, der preußische General v. Peuker für den Krieg. Auch Gesandte an fremden Höfen rc. wurden ernannt, der Österreicher v. Andern in London, den die Engländer höflich behandelten, aber nichts mit ihm ver-

handelten, der Historiker Friedrich v. Raumer nach Paris, wo General Cavaignac, der eben den Sozialistenaufstand niedergeworfen, ihn viele Wochen auf Audienz warten ließ.

Die Verhandlnngen gingen unterdessen sehr langsam vorwärts. Die eitlen Menschen ließen sich ihre langen Reden nun einmal nicht nehmen. Dazu kamen die ewigen unnützen Interpellationen der Demokraten, auch der Liberalen, die alles nachäfften, was man so vom englischen Parlament hörte und las, unaufhörliche Ruhestörungen vonseiten der Demokraten. Die Arbeit der Versammlung war wie die der Penelope, die in der Nacht wieder auftrennte, was sie den Tag über gewebt hatte. Der erste und hauptsächlichste Gegenstand der Verhandlung, über welche Monate hingingen, waren die sogenannten Grundrechte, welche jedem Deutschen verbürgt werden sollten. Es waren so ziemlich dieselben Rechte, welche in der französischen Revolution im Jahre 1789 als die sogenannten „Allgemeinen Menschenrechte" proklamiert worden waren. Man könnte fragen, ob es denn eigentlich solche allgemeinen Menschenrechte giebt, die mit jedem Menschen geboren werden, und könnte das wohl mit Ja beantworten. Diese mit dem Menschen geborenen Rechte können aber sehr kurz zusammengefaßt und ausgesprochen werden. Sie sind das Recht: leben zu dürfen, sein Wohlsein zu schaffen mit allen sittlich nicht verwerflichen Mitteln, der anderen Wohlsein nicht zu beeinträchtigen, und da das höchste Wohlsein das der Seele ist, auch jeden seines Glaubens leben zu lassen. Man faßte aber auch unzählig viel Anderes unter diese angeborenen Grund- und Menschenrechte, wie z. B. die Teilnahme am Staatsleben und gewisse Thätigkeiten, Berechtigungen in der Leitung des Staatswesens, Gesetzgebung 2c. Da muß aber sehr bestritten werden, daß das so alles mit dem Menschen geboren wird, und weiter muß behauptet werden, daß unsagbar Vieles erst von den Menschen gemacht und nach Bedürfnis und Er-

fahrung festgesetzt wird. Warum denn eigentlich setzt man ein Lebensalter fest, mit dem der Mensch majorenn wird, bestimmt einen Termin für die Heiratsfähigkeit, entzieht der ganzen einen Hälfte, dem weiblichen Geschlechte, das Wahlrecht und die Wählbarkeit für das Parlament? Können sie nicht ebenso gut parlieren wie die Männer? Wenn man übrigens gleichwohl solche mit dem Menschen geborene Grundrechte oder allgemeine Menschenrechte annehmen wollte, konnte man wohl die französischen von 1789 en bloc annehmen und brauchte nicht noch einmal monatelang zu verhandeln, um schließlich zu demselben Resultat zu kommen und einfache Kopie zu liefern.

Zu den Grundrechten rechnete man vor allem auch: Gewissens- und Religionsfreiheit. Bei der Beratung über dieses Recht wurden der Herzen Gedanken recht offenbar. Ganz entschieden ward es ausgesprochen, nicht etwa bloß Freiheit des Glaubens und Gleichberechtigung der geschichtlichen Bekenntnisse und Religionen, sondern auch des Unglaubens; ja der bekannte Vogt verlangte Alleinherrschaft des Unglaubens, Verdrängung der Kirche aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens. „Die Kirche möge in den Himmel zurückkehren, aus dem sie gekommen ist", rief er laut in die Versammlung hinein. Als bei der Entlassungsfeier der Kandidaten des Predigtamts zu F. der die Abschiedsrede haltende Kandidat in seiner Rede über den guten Hirten und die die Herde bedrohenden Wölfe auch auf das Wolfsgeheul hindeutete, doch ohne es so zu nennen, und einfach die Worte aus der Paulskirche citierend, die Gefahr bezeichnete, die der Kirche drohe, erhob sich unter einem Teil der Kandidaten in der Kirche ein Murren des Unwillens wider den Abschiedsredner, und Zeichen des Beifalls für Vogt wurden laut. So weit war der antichristische Geist vorgedrungen bis in die Herzen künftiger Diener der Kirche. In dem Wahlbezirk aber, wo man Vogt gewählt, hauptsächlich auf Betrieb eines jungen vaterlands-

begeisterten Pfarrvikars, der bloß Vogts deutsche (?) Gesinnung im Auge gehabt, erschrak man doch über solche Äußerungen der Gottesfeindschaft und erließ eine Adresse an Vogt mit der Erklärung, man „wolle doch beim Glauben der Väter bleiben", worauf er die höhnische Antwort gegeben haben soll: „Das wolle er auch, aber seine Väter hätten eben nichts geglaubt," was übrigens bezüglich seines Großvaters, eines Pfarrers in der Wetterau, nicht gilt. Im Jahre 1854 aber, als Friedrich Wilhelm Krummacher bei Gelegenheit des Frankfurter Kirchentages in der dem Kultus zurückgegebenen Paulskirche predigte und auf jene Verhandlungen von 1848 in diesen Räumen zu reden kam, brach er plötzlich ab mit den Worten: „Doch ich will das nicht ausführlicher wiederholen; ich fürchte, diese Mauern, mit ihren gewaltigen Quadersteinen, würden sich schütteln!" Man mag sich's übrigens einmal ausmalen, wie's etwa geworden wäre, wenn jene Ansichten Vogts und seiner materialistischen Kollegen in der Paulskirche den Sieg davongetragen hätten. Die St. Paulskirche wäre dann wohl jetzt ein naturhistorisches Museum, dazu ein Ahnensaal des deutschen Volkes. Wo die Abgeordneten des Parlamentes säßen, hätte man, etwa nach den Gruppen der politischen Parteien geordnet, alle vorkommenden Arten von Affen in ausgestopften Exemplaren aufgestellt oder sonst in naturgetreuer Haltung angebracht, die geschwänzten Meerkatzen etwa auf der äußersten Linken, die Paviane 2c. im Centrum, Gorillas auf der äußersten Rechten, einen Orang-Utang auf dem Präsidentenstuhl.

V.

Septemberaufstand. Mordthaten.

Die Verhandlungen wurden bald durch entsetzliche Vorgänge unterbrochen. Auf Aufforderung des Parlaments hatte Preußen

eine Armee nach Schleswig-Holstein gesandt unter dem Oberbefehl des alten Wrangel. Sie hatte das Danewerk und dann die Düppeler Schanzen gestürmt; Freiherr von der Tann hatte kühne Streifzüge nach Jütland unternommen. Da drohte Rußland, in Preußen einzurücken, England und Schweden mit Blockade der deutschen Häfen. Dazu war Preußen im Innern tief erschüttert. Die Pflicht der Selbsterhaltung machte sich geltend. Man schloß den Waffenstillstand von Malmö (einer Stadt im südlichen Schweden). Der Reichsverweser wie auch das Parlament genehmigten denselben. Die Demokraten nahmen daraus Anlaß zu dem schrecklichen Aufstand am 17. und 18. September. Schon seit Wochen waren zahllose, in Straßburg gedruckte, auf gewaltsame Empörung zu Mord und Meuchelmord hinarbeitende Proklamationen ausgestreut worden. In diesen Proklamationen war es dem „edlen, großen deutschen Volke“ gesagt worden, daß es von seiner Nationalversammlung „betrogen, verkauft, gefoppt, genarrt, werde“. So beschloß denn das „große, edle, deutsche Volk,“ d. h. die Demokraten in der Paulskirche, und weiter in der Stadt Frankfurt und der näheren und ferneren Umgebung, dieser Nationalversammlung durch eine große Volksversammlung auf der „Pfingstweide“, da, wo jetzt der Zoologische Garten ist mit seinen Affen, Bären, Löwen, Tigern, Leoparden, Hyänen, Papageien 2c., eine Lektion zu geben. Geleitet wurde die Versammlung von den Herren Behaghel und Reinganum in Frankfurt. Die Mehrzahl der Redner waren Mitglieder von der äußersten Linken im Parlament. Viel ward zunächst dem Volk vorgeschmeichelt von seiner „Intelligenz“ gegenüber dem seitherigen rohen, brutalen Polizeistaat. Am meisten that sich der Advokat Zitz hervor. Er hielt die wildesten und anscheinend heroischsten Reden. Dem Vorschlag gegenüber, eine Monstre-Adresse an das Parlament zu richten, schrie er: zu Adressen sei keine Zeit mehr, man müßte „Fraktur reden“; wenn not, „aus den eigenen Leibern Barrikaden bauen“;

ja er selbst wünschte, „auf der ersten Barrikade von der ersten Kugel getroffen zu werden, worauf man seinen blutigen Leichnam durch die Straßen tragen und das Volk durch seinen Anblick zur Rache aufstacheln“ solle. Der Redner wurde von der Menge beantwortet und oft unterbrochen durch laute Ovationen, die man den Linksten darbrachte. Vivats, Hurrahs und namentlich lautes Gebrüll eines Liedes: Die Aristokraten wollen wir braten ꝛc. Endlich faßte man einen Beschluß: „Die 258 Mitglieder des Parlaments, welche den Waffenstillstand von Malmö genehmigt, seien Volksverräter, man erwarte, daß sie ihr Madnat niederlegten und zurückträten. Damit aber nicht genug. Es schritt die „Intelligenz“ der Pfingstweide alsbald zur brutalsten Gewalt. Am 18. September, vormittags 10 Uhr, machte man einen Versuch, die Paulskirche zu erbrechen und die Nationalversammlung zu sprengen. Aber man hatte so etwas gefürchtet und Schildwachen zunächst im Innern der Paulskirche aufgestellt, dann aber auch einen eisernen Ring von Preußen und Österreichern außen um die Kirche gelegt. Der Senat der Stadt, der sich nicht stark genug fühlte, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Versammlung zu schützen, hatte die Ergreifung energischer Maßregeln dem Reichsministerium überlassen. Schon nachts 3 Uhr waren die ersten Bataillone Preußen und Österreicher eingerückt, im Laufe des Tages folgte noch ein Bataillon des Erzherzogs Rainer. Man hatte im Anfang der Revolutionsstürme wohl viel auf die Gutmütigkeit der Österreicher gerechnet, hatte gesagt, namentlich in Mainz, sie „fraternisierten mit dem Volk“; auch war dort einmal die Frage an sie gerichtet worden: „Nicht wahr, Ihr schießt nicht auf das Volk?“ und war die Antwort erfolgt: „Nein, wir müßten denn holter's kommandiert werden.“ Jetzt empfing man sie mit Steinwürfen. Auch hatte man hessische ChevEauxlegers (Dragoner) in den Garnisonorten Darmstadt und Butzbach marschfertig gemacht, und eine Abteilung württem-

bergischer Artillerie und Lanciers, die auf dem Marsch nach Schleswig-Holstein vor kurzem Frankfurt passiert hatten und bis Marburg gekommen waren, zurückbeordert. Alles Militär war unter den Oberbefehl des österreichischen Generals Nobili gestellt. Unter dem Schutze dieser bewaffneten Macht, zum großen Teil fremder Nationalität, denn die Österreicher waren Czechen, Böhmen, Mähren, Italiener, unter dem Kommando eines italienischen Generals — tagte das deutsche Parlament, bedroht vom „edlen, großen, deutschen Volk“ in der alten Kaiserstadt! Es verhandelte über den von der Linken gestellten Antrag: — sich selbst aufzulösen und ein anderes Parlament zu berufen! Man wagte das nicht einmal kurz und energisch mit gebührendem Unwillen abzuweisen, sondern half sich damit, den Antrag als „nicht dringlich“ zu bezeichnen, somit zu verschieben. Es lag ein weiterer Antrag vor, „die Reichstruppen zurückzuziehen“, das hieß mit anderen Worten, sich vom fanatisierten Pöbel abschlachten zu lassen; das lehnte man ab und trat dann in die Tagesordnung ein, die Beratung der Grundrechte, hielt die gewohnten langen doktrinären Reden; der Gegenstand war gerade der denkbar doktrinärste, die Schule; denn so eminent praktisch die Schulfrage ist, hier war sie nur Anlaß, die abstrakten Theorieen breitzutreten. Und mittlerweile, was that draußen die „Intelligenz“, von der man auf der Pfingstweide mit so hohen Worten geredet?

Wir sollten die ganze entsetzliche Geschichte miterleben. Es war am Tage zuvor unser Seminar-Kursus geschlossen worden. Nach der kirchlichen Feier, in der das erwähnte Murren sich erhoben, war ein Abschiedsmahl gehalten worden, bei dem einige demokratische Kandidaten, jetzt Oberste des Protestantenvereins, den guten sanften Professor S., der an Stelle des vom Schlag getroffenen Direktors C. dirigierte, zum Abschied in der empörendsten Weise beleidigt hatten; es war alles aus Rand und Band. Wir hatten unsere sieben Sachen gepackt, die Ausbildung für

einen Lebensberuf war nun vollendet, es ging nach Hause mit gemischten Empfindungen, Wehmut des Abschiedes von jahrelang verbundenen Freunden, doch mehr noch freudiger Hoffnung für die Zukunft, die eigene wie die des Vaterlandes. Der Weg führt durch Frankfurt; da war es ausgemacht, daß man ein paar Stunden bleibe und das Parlament besuche. Der altgewohnte Omnibus (Familienwagen, auch Blamage genannt), in dem man so vielmal den Weg auf der uralten Heerstraße durch die Wetterau zurückgelegt, erst zum Gymnasium und in die Ferien zurück, dann auf die Universität und wieder in die Ferien zurück, zuletzt zum Seminar und in die Ferien jetzt für immer nach Hause. (?) Der langsam schleichende Omnibus, aus dem man bei jedem Berglein ausstieg und ein Stück vorausging, der in jedem Dorfe anhielt, einen Auftrag zum Mitbringen aus der Stadt Frankfurt zu empfangen, hatte uns bis zur Höhe der Frankfurter Warte gebracht, drunten lag die alte, schöne Stadt, zu der man nie gekommen, ohne der alten Geschichte des Vaterlandes zu gedenken, die hier zum teil abgespielt, im schönen Mainthal, von den blauen Taunusbergen begrenzt, in der Ferne am Horizont der Donnersberg, Hardtgebirg und links hinüber der Spessart und die sehnsüchtig aufsteigenden Berge des Odenwaldes, festlich und feierlich war es uns ums Herz; noch schwellte die Hoffnung das Herz, daß da unten bald wieder des Reiches Pracht ihren Mittelpunkt habe, ein Kaiser gekrönt werden würde. Rasch ging's den Berg hinab nach den vor dem Friedberger Thor liegenden Landhäusern.

Es war ein milder, schöner Herbsttag; an der Straße links nach Bornheim hin standen noch die Weiden mit den schönen silberfarbigen Blättern. Ein milder Atem zog durchs Land. Alle die freundlichen Gartenhäuser waren mit Reben bewachsen bis unter's Dach. Trauben hingen daran in ungewöhnlicher Fülle, schon goldig leuchtend, weich und süß; Himmelsluft, weich

und warm, daß es einem selbst auch weich und warm in der Seele ward und süß wie die Trauben. Die Natur voll Segen und Frieden, voll Gottesatem und Gottesnähe. Aber die Menschen, die sich in der Stadt angesammelt und noch auf dem Zug dahin begriffen waren, — voll Haß und Blutgier. Wir sind am Hessen-Denkmal am Bethmannschen Landhaus vorüber, wo die schöne Kunstsammlung, die weit berühmte Ariadne, von wildem Panthertier zahm und sanft getragen; es geht in die Bilbeler Gasse hinein und es überkommt uns, ohne daß wir noch wissen, was es im Laufe des Tages geben wird, eine Gewitterschwüle. Wir stellen ein in der „Reichskrone", in der Friedberger Gasse, dem alten Gasthaus, wo die Fuhrleute von allerlei Art, Frachtfuhrleute, Omnibusführer, Hauderer seit Jahrzehnten in ungezählter Menge eingestellt. Erst gegen Abend geht die neu eröffnete Main-Neckar-Bahn nach Darmstadt und zwar drüben von Sachsenhausen aus, da die Main-Neckar-Brücke noch nicht ganz vollendet ist. Wir haben ein paar Stunden, die wir natürlich nirgends zubringen mögen, als in der Paulskirche. Der Wirt nimmt unser Gepäck in Verwahrung, resp. gewährt ihm einen Platz im Hausgang vor der Gaststube, zwei Koffer und den Guitarrenkasten von Freund R., der sein Lieblings-Instrument enthält, dann geht es durch die Zeil nach der Katharinenpforte hin zur Paulskirche. Schon auf der Zeil begegnet uns im schnellen Lauf eine „Bassermannsche Gestalt", ein untersetzter Mensch mit großem schwarzem Bart, in blau und weiß gestreifter Bluse, wie man sie den Pariser Ouvriers nachgeäfft, mit schwarzem Schlapphut und dem lauten Ruf: „Waffen, Waffen! Man schießt auf das Volk!" Eine zweite „Bassermannsche Gestalt" sagt uns mit wutschnaubendem Auge: „Ein Bürger ist erstochen!" was aber nur erlogen war, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten oft geschehen. Von Schießen hörten wir jedoch nichts. In der kleinen Sandgasse rufen uns wohlwollende Frankfurter

zu: „Bleiben Sie zurück! Sie können doch nicht hinein, die Paulskirche ist gesperrt!“ Wir gehen dennoch vorwärts, sehen aber bald den doppelten Ring von Soldaten, die um die Kirche aufgestellt sind. So kehren wir nach der Reichskrone zurück. Schon auf dem Wege sehen wir in der Hasengasse, mehr noch am Anfang der Allerheiligen- und Fahrgasse vor der Konstabler-Wache eine Anzahl jener Gestalten das Straßenpflaster aufreißen. Omnibusse, Droschken werden angehalten und umgestürzt. Das ist Barrikadenbau! So viel hatte man gehört und gelesen von den Pariser Barrikaden, daß man fast ein Interesse empfand, auch einmal Barrikaden in der Nähe zu sehen. Den soliden Frankfurter Bürgern mag das Blaumontags-Vergnügen fremden zugezogenen Volkes vielleicht wenig gefallen haben, als es so ein blutiger Ernst ward. Zunächst kam es uns vor, als sähen selbst die uniformierten und bewaffneten Bürgerwehrmänner in ihren grünen Fräcken mit orangerotem Aufschlag die Sache nur als ein interessantes Spiel an. Denn sie ließen den Barrikadenbau ruhig geschehen, standen wohl gar dabei, Gewehr bei Fuß, wie Schildwachen vor den Barrikaden. Als wir in die Reichskrone zurückkamen, drang gleichzeitig mit uns ein Volkshaufe hinein, um alle im Hof stehenden Fuhrwerke, Gepäck, Fässer 2c. heraus zu holen und zum Barrikadenbau zu gebrauchen. Auch nach unsern Koffern griff man. Ich faßte den meinen an dem eisernen Griff und zog ihn in die Gaststube, dann auch den von Freund R., aber sein pappdeckelner Guitarrenkasten ward weggenommen und zum Barrikadenbau benutzt. Im Wirtszimmer, wo wir nur bis zum Abgang des Zuges verweilen und Hunger und Durst stillen wollten, lärmte ein Homburger Bürgerwehrmann in grün-roter Uniform mit zwei Reihen gelber Knöpfe, von Stand und Beruf ein Schneider. Er schimpfte über die Aristokraten, die Fürsten, das Parlament, die Volksverräter und war sehr blut-dürstig, trank aber zunächst eine Flasche Wein nach der andern,

was seinen Blutdurst noch vermehrte. Das kleine vierjährige Bübchen, das er mitgebracht, dauerte mich in die Seele, es sah immer so besorgt und angstvoll auf seinen Vater. Der Unglückselige, er hatte seine Teilnahme am Aufstand zugesagt und hatte sich Courage trinken wollen. Jetzt hörte man schießen, er wankte hinaus; nach einer halben Stunde brachte man ihn tot herein. Eine Kugel hatte ihn getroffen, als er eben mühsam auf eine Barrikade klettern wollte. Der Kampf war losgebrochen, wir eilten hinaus auf die Straße. Eine beträchtliche Zahl von verschiedenen Seiten herbeigezogener Aufständischer hatte Waffenläden erbrochen, hatte sich „bevolkswaffnet" und stand, — was etliche Redner der Pfingstweide bedauert, daß es bis jetzt noch nicht geschehen, — auf den Barrikaden, wie die Franzosen. Die wenigen Bürgerwehrmänner, die auf ein Allarmzeichen erschienen waren, waren völlig verschwunden, nur die berittene Bürgerwehr, die sogenannten Weißhaarbüsche in dunkelgrünen Kolletts mit lederbraunen Hosen und weißen Roßhaarbüschen auf den Helmen (Kasketts) waren in voller Zahl erschienen, und patrouillierten, ohne jedoch den Bau und die Besetzung der Barrikaden hindern zu können. Unser Weg ging durch die Fahrgasse nach der alten Mainbrücke, die nach Sachsenhausen führt. Über zwei Barrikaden kletterten wir hinweg. An allen — geschlossenen — Läden in der Fahrgasse stand mit Kreide geschrieben: „Heilig ist das Eigentum." (Beim nächsten Aufstand, wenn es zu einem solchen kommt, wird diese Inschrift fehlen). Nahe an die Stätte gekommen, wo die Töngesgasse in die Fahrgasse mündet, hörten wir aus ersterer eine Gewehrsalve, zischende, pfeifende Kugeln wie Sperlingsgezwitscher, dann ein rasselndes Einschlagen der Kugeln in die Läden an der Ostseite der Fahrgasse, dazwischen einen gellenden Schmerzensschrei, dann Totenstille. Drei Mann trugen einen Toten rasch weg, der in der Töngesgasse gefallen war. Sechs Schritte weiter vor und wir wären in den Kugel-

regen gekommen. Wir eilen rasch vorüber, werfen einen Blick in die Töngesgasse: da stand über die ganze Straßenbreite eine Abteilung Österreicher in den weißen Röcken, wo blauer Pulverdampf sich noch nicht verzogen hatte; sie luden von neuem und klirrend fielen die Ladestöcke in den Flintenlauf. An der Barrikade, vor der Mehlwage, vorübereilend, erreichten wir das Main-Ufer. Gerade jetzt bezeugt ein kaum unterbrochenes Schießen, daß der Kampf an allen Punkten begonnen. Um 2 Uhr war die Nationalversammlung geschlossen worden, die Truppen um die Paulskirche her waren disponibel geworden und hatten den Kampf begonnen; die erste Barrikade am Türkenschuß war von den Österreichern leicht genommen worden. Härter war der Kampf am Liebfrauenberg, am härtesten nachher in der Friedberger-, Allerheiligen- und Fahrgasse. Am Main-Ufer angekommen, gingen wir über die alte Sachsenhauser Brücke; wir gerieten in eine todesgefährliche Lage. Auf der Frankfurter Seite standen Aufständische; in der Mitte der Brücke, an der alten Brückenmühle, angekommen, sahen wir am Ende der Brücke, auf der Sachsenhäuser Seite, am deutschen Haus, Österreicher stehen, zum Kampf bereit gegen die Aufständischen hinter uns, schon vorgehend. Wir hätten zwischen zwei Feuer geraten können und wären verloren gewesen, wenn nicht die Aufständischen noch einen Versuch gemacht hätten, durch einen Parlamentär die Österreicher zu gewinnen, daß sie „mit dem Volk fraternisierten".

Von der Sachsenhauser Brücke aus sahen wir, wie gerade weit unten über die neue Brücke der Main-Neckarbahn ein hessisches Regiment (das zweite Infanterieregiment) von Darmstadt kommend, den Main überschritt; der erste Gebrauch der Brücke, über die nachmals so viele Hunderttausende, ja wohl Millionen im Frieden hinüber- und herüberfuhren. Diese unsere Darmstädter Landsleute zogen dann am Ufer des Mains hinauf nach der schönen Aussicht, bogen in die Fahrgasse ein, teilten sich da

in zwei Linien, die einen rechts an den Häusern hingehend und nach links hinüber nach den von Aufständischen besetzten Fenstern und Dächer schießend, die anderen umgekehrt. Ein hessischer Scharfschütze erhielt nachher eine besondere Belohnung. Auf einem Dach in der Nähe der Mehlwage hatte sich ein Aufständischer postiert, ein guter Schütze, hinter einem deckenden Schornstein, hinter dem er etwas hervorkam, wenn er einen Mann aufs Korn nahm, der dann auch regelmäßig getroffen niederstürzte und hinter den er sich rasch wieder zurückzog. Viele Kugeln der Hessen waren vergeblich hinauf geflogen und hatten nur den Schornstein getroffen. Unser Scharfschütze legte an und verharrte im Anschlag nach der Stelle am Schornstein, wo der gefährliche Feind zum Vorschein zu kommen pflegte, und als er wiederkam, traf ihn die hessische Kugel und er stürzte übers Dach von der fürchterlichen Höhe aufs Straßenpflaster herab. In diesem Kampfe in der Fahrgasse verloren die Hessen zwei brave Offiziere (Zimmermann und Linker).

Auf der Zeil war mittlerweile die hessische Artillerie unter Hauptmann Becker herangerasselt, die größte aller Barrikaden am Eingang der Allerheiligengasse, an der Löwenapotheke, anzugreifen. Eine Aufforderung, sich zu ergeben oder ruhig abzuziehen, ward von den Aufständischen trotzig abgewiesen. „Wir wollen sterben für die Freiheit!" hörte man noch. Da erfolgte der erste Kartätschenschuß; — ein gräßliches Jammergeschrei! Mit zerrissenen Eingeweiden, zerrissen von Holzsplittern, welche die Kartätschen von den Wagen und Rädern, die man zu Barrikaden benutzt, losgerissen, wälzten sich ein paar blutjunge Leute am Boden. Die anderen waren im Nu verschwunden, namentlich die Führer. Noch nach Jahren sah man die Spuren der eingeschlagenen Kartätschen in der Giebelseite der Löwenapotheke, die aussah, wie ein blatternarbiges Gesicht. Hauptmann Becker aber hieß von da an der Kartätschen-Becker. Die Anstifter und An-

führer waren wie gewöhnlich verschwunden, unter ihnen der damals vielgenannte ehemalige hessische Artillerie-Lieutenant Germain Metternich, Bruder unseres ultramontanen Freundes, des Architekten Metternich, mit dem wir die A—er Volksversammlung gehalten. Andere hatten gar nicht am Kampf teilgenommen, sondern hatten, Cigarren rauchend, auf der Zeil und aus den Fenstern der Nachbarschaft zugesehen. Nach dreistündigem Kampfe hatte man eine List versucht, wie in Paris in den Junitagen. Man hatte Waffenruhe verlangt, angeblich um die Barrikaden abzutragen. Mitglieder der Linken führten die Verhandlungen, voran der Reichskanarienvogel, der gewiß sehr froh war, daß er sich nicht während des Schießens auf eine Barrikade gesetzt, und noch froher, daß man jetzt nicht seinen von einer Preußenkugel getroffenen blutigen Leichnam durch die Straßen schleifte, das Volk zur Rache zu rufen, und ihn dann etwa nebst dem Leichnam seines Freundes Zitz zum Barrikadenbau benutzte. Leichtgläubig ging man auf die Verhandlungen ein. Eine Stunde lang ward nicht gekämpft, dann begann der Kampf wieder. Um 6 Uhr hatte die erwähnte Beckersche Artillerie in der Löwenapotheke das stärkste Bollwerk der Aufständischen zerstört. Nachts elf Uhr waren sie meist zur Stadt hinaus (oder in Schlupfwinkel) getrieben; die letzte Barrikade ward am Dienstag früh genommen.

Das Entsetzlichste war unterdessen am Friedberger Thor geschehen. Der greise General von Auerswald und Fürst Lichnowski, beide Abgeordnete im Parlament, hatten einen Spazierritt unternommen, man vermutet, um auszuschauen, ob die von Norden her erwartete militärische Hülfe (die Württemberger, die nach Schleswig-Holstein marschierend, von Marburg zurückbeordert worden waren) nicht bald käme. Vor dem Friedberger Thor in der Richtung nach Bornheim waren sie auf einen zahlreichen Haufen bewaffneter Aufrührer gestoßen. Bockenheimer und Ginnheimer Turner und Sensenmänner, geführt von Schuster Georg

aus Ginnheim. Sofort hatten einzelne aus diesen Haufen den Fürsten Lichnowski erkannt. Er war durch seine äußere elegante, aristokratische Erscheinung eine der bekanntesten Persönlichkeiten im Parlament. Er soll etwas locker gelebt haben, aber selbstverständlich nicht deshalb war er den Aufrührern verhaßt, deren verhältnismäßig sittenreinster wohl ein moralischer Cyniker war gegenüber dem Fürsten; auch wohl nicht wegen seines Stolzes, sondern einfach als Mitglied der rechten Seite des Hauses und wegen seiner geistigen Überlegenheit über die Phrasendrescher der linken Seite, die er, obwohl nie in einer den ritterlichen Anstand mißachtenden Weise, oft geltend gemacht hatte. Auerswald war ein Ehrenmann, an dem auch der bitterste Feind keinen Makel finden konnte. Die beiden Reiter nahmen beim Anblick des bewaffneten Haufens eine andere Richtung, von der Friedberger Landstraße ab, rechts hinüber in der Richtung nach Bornheim. Man hat sie darum getadelt und hat gesagt: Wären sie in den Haufen hineingesprengt, er würde sich geteilt und sie durchgelassen haben, ja der Haufen sei durch das fluchtartige Seitwärtsreiten erst recht aufmerksam gemacht und ermutigt worden. Aber an Mut und Ritterlichkeit fehlte es gewiß keinem von beiden, Auerswald war preußischer General und Lichnowski hatte als Karlistischer Offizier jahrelang in Spanien tapfer gekämpft, — es haben doch wohl die beiden völlig recht gehabt, wenn sie zunächst einem Konflikt lieber auswichen. Auch war der Haufe so groß, daß das Hindurchsprengen schwerlich geglückt wäre. Man hat lange gemeint, das Zusammentreffen sei nur ein zufälliges gewesen; aber es liegen Thatsachen vor, daß wenigstens Lichnowski nach einem bestimmten Plane vorzugsweise ins Auge gefaßt worden war, als einer, der gemordet werden müsse, und daß man ihn den ganzen Tag beobachtet und umlauert hatte, gerade wie den Abgeordneten Heckscher vom rechten Centrum, in Wiesbaden, Soden, Höchst, und den alten Turnvater Jahn, den früheren

Abgott der liberalen Turner, den man von der Westendhalle herabstürzen wollte, welchem Schicksal er durch göttliche Bewahrung entging. Ursprünglich bestand der Aufrührerhaufe, dem die beiden Reiter begegneten, nur aus etwa 20 Mann; bald waren es über 100, ja 150 wie aus der Erde gewachsen, während man vorher keine umherschweifende Banden wahrgenommen hatte. Die beiden Abgeordneten wurden mit Flintenschüssen und Steinwürfen verfolgt; ein Steinwurf traf und lähmte Auerswald am Arm. Bald zeigte sich auch eine planmäßige Umzingelung der Verfolgten. Der Weg, den sie eingeschlagen, war anscheinend eine Sackgasse, ging zwischen den Gärten hin bis zu dem Hause des Kunstgärtners Schmidt, wo er anscheinend ein Ende hatte. Beide sprangen vom Pferde und suchten in dem Hause Schutz. Durch eine Hinterthür des Gartens ließ man sie herein. Auerswald suchte Schutz auf dem Bodenraum des Gewächshauses, Lichnowski im Keller hinter einem Brettergerüst. Die Aufrührer drangen hinein, und die stehengebliebenen Pferde zeigten ihnen den Ort, wo man die Reiter zu suchen habe, und durchsuchten alle Räume. Zuerst entdeckten sie Auerswald, schleppten ihn unter Knüttelschlägen und Kolbenstößen durch den Garten, warfen ihn zuerst in einen Graben und erschossen ihn danach. Lichnowski war bei zweimaligem Durchsuchen unentdeckt geblieben. Man durchsuchte die Räume zum dritten Mal, wobei der Gärtnerbursche, den man heftig bedrohte, in die dunkelen Räume leuchten mußte. Auch bei diesem dritten Mal wäre L. beinahe unentdeckt geblieben; leider schaute ein Zipfel seines Rockes unter dem Brettergerüst hervor, daran wurde er erkannt, hervorgezerrt, mit Sensen gehauen, durch den Garten nach der Straße geschleppt und da noch erschossen. Er soll im letzten Augenblick noch, dem Beispiele des Erlösers folgend, betend und für seine Mörder fürbittend die Hände erhoben haben. Aber auf die Wütenden machte das keinen Eindruck. Man mußte auf deutschem Boden

auch erleben, was Schiller von der französischen Revolution sagt: „Da werden Weiber zu Hyänen", — eine solche Hyäne war unter den Aufrührern, eine Frau Zobel aus Ginnheim, die auf den fast Toten noch mit ihrem Regenschirm losschlug und ihm mit der Spitze ein Auge ausstach. Unwillkürlich übrigens dachte man bei dieser Augen ausbohrenden Megäre an die Sirenenaugen, mit denen der Unglückliche früher verkehrt. Auch den Vornehmen und Großen dieser Welt gilt das Wort des Herrn: Matth. 5, 28. 29. Die Art seines Todes machte übrigens einen versöhnenden Eindruck.

Die Aufrührer und Mörder waren übrigens trotz ihrer großen Zahl und noch größeren Wut über die Maßen feig. Als nach einiger Zeit ein paar preußische Bajonette über den Hecken sichtbar wurden, stob die ganze Bande auseinander. Zehn Mann Militär zur rechten Zeit zur Stelle hätten die ganze entsetzliche That verhindern können. Aber wie sollten sie zur Stelle sein, da man von dem Schrecklichen nichts wußte? Es sollte wohl einmal, vielen zur Belehrung und Ernüchterung, an den Tag kommen, was für Teufel die Revolution entfesselt hatte, was für höllische Leidenschaften in gewissen Schichten des „edeln deutschen Volkes" die Herrschaft führten.

Grauen und Entsetzen ergriff alle Bessergesinnten. Schande über Deutschland! ewige Schande! Wohl rief ein Fremder, der zugeschaut: „Die letzte Schande! der letzte Mord! Deutschland werden die Augen aufgehen, es wird den Abgrund sehen, dem es seither zugetaumelt; wird sehen, was hinter dieser „Freiheit" steckt, welche mit blutiger Hand die wahre Freiheit erwürgt mit elendem, feigem Meuchelmord!" Ja das war er; zweihundert Bewaffnete zogen gegen zwei Unbewaffnete! Und warum hat man sie gemeuchelt? Weil sie von der gesetzlichen Freiheit eine Meinung zu haben und solche auszusprechen, Gebrauch gemacht! Ja es sind manchem damals die Augen aufgegangen, mancher

hat damals seinem abstrakten, doktrinären Liberalismus Valet gesagt, es war ein Wendepunkt für seine politische, auch wohl religiöse Richtung; man erkannte die böse Art des Menschenherzens, die Notwendigkeit einer Erneuerung durch Kräfte von oben. Aber der „letzte Mord" war's nicht und nicht die letzte Schande! Wenige Tage darauf ward der österreichische Graf Lamberg in Pest gemeuchelt und wieder wenige Tage nachher der Kriegsminister Graf Latour in Wien. Jener Mord an der Bornheimer Heide war nur der Anfang einer Reihe dunkler Thaten, die bis zum Fürstenmord schreitend, noch nicht zu Ende sind.

Am 19. September fand die Beerdigung der gefallenen Truppen statt. Auerswald und Lichnowski wurden mit ihnen nach dem schönen Friedhof, ihre Leichen aber nachmals je in ihre Heimat in die Familiengruft gebracht. Am Grabe sprach Heinrich v. Gagern ein Wort ehrenden Gedächtnisses den braven Männern. Dann ein protestantischer Geistlicher, das Parlamentsmitglied Dekan Zittel aus Heidelberg; seine Rede hatte leider weder Kraft noch Saft. Zum dritten trat ein katholischer Geistlicher auf. Er sprach ein ernstes und mutiges Wort. Nicht die Mörderbande, die Anstifter klagte er öffentlich an, jene Redner der Pfingstweide und Genossen, die dem Volke die Gottesfurcht und fromme Scheu aus dem Herzen gerissen. Es war der schon genannte westfälische Pfarrer, Wilhelm Immanuel Freiherr v. Ketteler, aus altem niedersächsischem Adelsgeschlecht, aber ein einfacher Dorfpfarrer. Damals machte sein mutiges Wort die Wohlgesinnten beider Kirchen auf ihn aufmerksam, seine Grabrede ging von Hand zu Hand — ich erhielt sie nachmals aus der Hand eines Arztes, der ganz davon erfüllt war, des ehrwürdigen Obermedizinalrats L. in D., mußte sie aber rasch weitergeben. Jeder wollte sie lesen. Die römische Kirche aber, die von jeher Geschick hatte, ihre Kräfte zu verwerten und die rechten Leute an die

rechten Plätze zu stellen, gab diesem Manne bald darauf den Bischofsstuhl zu Mainz, von dem aus er lange Jahre großen Einfluß ausgeübt auf kirchlichem wie auf socialem Gebiet, als der „Streitbare", der aber nicht bloß das Schwert, sondern auch die Kelle führte.

Die Aufrührer begruben ihre Gefallenen auch in einem großen gemeinsamen Grabe und setzten ihnen ein Denkmal. Noch jedes Jahr, bis auf den heutigen Tag, am Gedächtnistag des traurigen Aufstandes, findet man es geschmückt mit blutroten Blumen und Bändern. Sie sagen damit: Wir sind immer noch da und der Kampf hat noch kein Ende. Uns zur Mahnung! Das Denkmal trägt als Inschrift den Schillerschen Vers: „Und setzt Ihr nicht selber das Leben ein, Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!" Ein arger thörichter Mißbrauch! Man fragt billig: Was für ein Leben wollt ihr gewinnen? Das ihr habt, verliert ihr so wie so; ein anderes giebt's nicht für euch! Aber Christenmenschen mögen sich wohl ein solches Wort zur Losung erwählen, mögen und sollen das Leben einsetzen im Sinne eines höheren Wortes, das der Höchste geredet, der selbst das Leben ist: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden."

VI.

Frankfurter Parlament. Frankfurt im Belagerungsstand. Aufstand in Wien.

Wir waren Zeuge entsetzlicher Vorgänge zur Zeit des Frankfurter Parlaments am 17. und 18. September 1848. Eine, von Parlamentsmitgliedern selbst aufgeregte, wüste Menge hatte den Versuch gemacht, die vom deutschen Volke selbst gewählte, mit der Neuordnung der vaterländischen Verhältnisse betraute Versammlung in der Paulskirche zu sprengen. Es war das

mißglückt. Die Aufregung der Massen hatte sich aber nicht gemindert, sondern bis zur blinden Wut gesteigert. Die Wut war hervorgebrochen, einmal in offenem Aufruhr, in Barrikadenbau und Straßenkampf, dann auch in persönlichem Meuchelmord. Männer, mit denen die sogenannten Freigesinnten ehemals Abgötterei getrieben, Märtyrer aus der Zeit der Demagogenhetze, waren diesen in rasendster Eile zum extremsten Radikalismus fortgeschrittenen Massen bereits Reaktionäre geworden, die man mit Mord beseitigen zu müssen glaubte. Selbst dem alten Turnvater Jahn war der Tod zugedacht; man wollte ihn von der Westendhalle hinabstürzen. Er entging dem aber durch Gottes Bewahrung. Zwei andere Mitglieder des Reichstages jedoch wurden, wie wir hörten, Opfer kommunistischer Mordsucht, der General von Auerswald und Fürst Lichnowski; zwei Mordthaten, die zu den niederträchtigsten gehören, die jemals in Deutschland vorgekommen. Hunderte standen gegen zwei, hunderte Bewaffneter gegen zwei Unbewaffnete. Und diese beiden deutschen Ehrenmänner, dazu gewählt und gesandt, um eine freie Überzeugung durch freies Wort in der Nationalversammlung geltend zu machen, wurden um dieser Freiheit der Überzeugung und des Wortes willen ermordet. Auerswald hatte nie ein anderes Wort, als das des Friedens gesprochen. Lichnowski, wohl nicht makellos wie jener, war einer der geistig Überlegensten in der Paulskirche, vielleicht nur deshalb von der Linken gehaßt, nie aber hatte er die Schranken des Anstandes, wie sie in öffentlichen Beratungen gezogen sein müssen, überschritten, dazu hatte sein Charakter viele Züge von Edelmut. Vielen, vielen, die damals, oder bis dahin für eine weitgehende, freilich ganz abstrakte Freiheit geschwärmt, das Volk für mündig zur Selbstregierung gehalten, sind damals die Augen aufgegangen, sie haben andere Anschauungen gewonnen, andere Bahnen eingeschlagen, haben vor allem die Überzeugung gewonnen, daß diese Freiheit

ohne Gottesfurcht zur blutigsten Tyrannei führt, daß namentlich aber die intellektuellen Urheber jener Gewaltthaten, wie überhaupt die Vertreter jener angeblichen Freiheit so abscheuliche Tyrannen sind, als sie jemals die Geschichte verzeichnet hat, daß zwischen ihnen und den gebrandmarktesten Tyrannen bloß der eine Unterschied ist, daß diese eben Tyrannen sein wollten und nichts weiter, jene aber sich Freiheitsmänner nannten. Man hätte das alles schon aus der französischen Revolution lernen können, aber man hielt gutmütigerweise das deutsche Volk für besser, als das französische, hatte namentlich keine Ahnung davon, wie weit sich in unserem Volke, dank der Freigeisterei seiner Führer, schon die heiligen Bande frommer Scheu gelöst hatten. Daß solche mordlustigen Tyrannen nicht bloß nach wie vor sich Freiheits- und Volksmänner nennen konnten, sondern auch als solche in weiten Kreisen galten, zeigte auch die ungeheure Macht der Phrase und der Lüge, unter deren Bann unser Volk stand und — leider teilweise noch steht. Daß es nicht bloß Ausschreitungen der rohen Menge waren, daß das damalige Parlamentsmitglied, der westfälische Pfarrer, nachmalige Bischof von Mainz, Ketteler, vollständig recht hatte, wenn er am Grabe der Ermordeten die Partei der Linken im Parlament mit verantwortlich machte, zeigte, wenn nicht schon die Reden auf der Pfingstweide, welche den Mordthaten vorangegangen waren, den Beweis geliefert hätten, das Verhalten der Linken nach denselben. Die Aufrührer, namentlich die rasch verdufteten Führer, verkündigten den gelungenen Mord mit großer Freude und überall erregte die Nachricht von diesem Gräuel bei der Partei der Revolutionäre nicht allein eine wenig verheimlichte Freude, sondern an vielen Orten lauten Jubel. Und selbst in den Sitzungen des Parlaments hat's nachgehallt.

Besuchen wir es gleich in einer der ersten Sitzungen nach jenen Vorgängen. Ich meinesteils kam mit meinen Erinnerungen

von Darmstadt her, das wir am Abend des blutigen Tages, nachdem wir über die Barrikaden der Fahrgasse geklettert, noch ehe die Darmstädter diese Straße kämpfend durchzogen, von Sachsenhausen aus, wo damals die Endstation der Main-Neckarbahn war, erreicht. Wir hatten unser Gepäck, die Koffer und die Guitarrenschachtel, zurücklassen müssen. Die Guitarrenschachtel war als Baustein einer Barrikade verwendet worden und wohl nicht mehr ganz heil, aber die Koffer vielleicht noch in der „Reichskrone“ zu haben. Schon war die Nachricht nach allen Richtungen hin verbreitet: Frankfurt ist in Belagerungszustand erklärt! Man hat von dem Aufstand des 17. und 18. September gesagt, er sei, wie das so oft geht, zu früh losgebrochen; noch sei der von außen versprochene Zuzug nicht in genügender Menge vorhanden gewesen. Und in der Thal, man konnte diesen Schluß ziehen aus dem Umstande, daß noch am folgenden Tage alle Eisenbahnen ungewöhnlich viel Menschen nach der Stadt brachten, unter denen allerdings wohl sehr viele bloß aus Neugier dahin eilten. Wie man früher mit einer gewissen Neugier die Barrikaden gesehen, so wollte man jetzt einmal die Spuren des stattgehabten Straßenkampfes besichtigen, auch einmal sehen, wovon man von auswärts schon so viel gehört: eine Stadt im Belagerungszustand; das ist der Zustand, in dem alle öffentlichen Behörden der Militärbehörde unterstellt, das Kriegsgericht verkündigt ist, so daß vorkommenden Falles nicht auf dem gewöhnlichen Rechtswege, sondern nach dem sogenannten Standrecht verfahren wird. Dabei genaueste Überwachung der Aus- und Eingehenden, Ablieferung aller Waffen oder waffenähnlicher Werkzeuge. Unter das Kriegsrecht also war Frankfurt gestellt worden. Wie wird es sich da ausnehmen, das freundliche, heitere, behagliche, sonst so sorglose, bequeme, freie Frankfurt? Wir dachten uns einen düsteren Ernst, eine finstere Stille über der ganzen Stadt schweben; an bange Gesichter und öde Gassen, an den Thoren

Examinieren, Pässe visieren, Visitieren, vielleicht gar an Arretieren und Füsilieren. Und in der That hörte man schon unterwegs von mitreisenden Demokraten die Reden, die nachher in der Paulskirche selbst laut wurden und in zahlreichen Zeitungen nachhallten von „Reaktion, Kanonenherrschaft, Säbelregiment". Von dem allem aber war wenig oder nichts wahrzunehmen. Wohl fand man etwas von einem bunten Kriegslager. Auf dem sogenannten Affenthorplatz lagerte eine Schwadron württemberger Lanziers, mit hohen, roten Käppis, die Pferde mit den Köpfen zusammengebunden, die Reiter in den lederbesetzten Hosen über und über bestäubt, auf dem blanken Erdboden, bis auf wenige eingeschlafen, todmüde. Sie waren auf dem Marsch nach Schleswig-Holstein in Marburg eingeholt und zurückbeordert worden, hatten einen ungeheuren Marsch gemacht. In den Straßen der Stadt überall Piketts ausgestellt. Preußen, Österreicher, Hessen-Darmstädter, Kurhessen; vor der Konstabler-Wache ein erlöschendes Biwakfeuer, von Österreichern in weißen Röcken umlagert. Über die Zeil eine Abteilung Frankfurter reitender Bürgerwehr patroullierend. Am Ausgang der Hasengasse nach der Zeil ein Piket Hessen-Darmstädter mit den hohen, kübelartigen Tschakos, die rote, blaue oder grüne Kokarde in Zwiebelform darauf gesteckt, auf der Post das Passagierzimmer zur Wachtstube eingerichtet und von Frankfurter Bürgerwehr besetzt. Weiter hinab auf der Zeil am linken Trottoir viel Stroh, auf dem die Soldaten nachts geschlafen. Weiter unten an der Hauptwache Wachtfeuer und auf dem Roßmarkt kurhessische Artillerie, auf dem Paradeplatz preußische; vor dem englischen Hof zwei Kompanien des 35. preußischen Infanterie-Regiments; auf dem Goetheplatz kurhessische Husaren, die später zu längerem Verweilen ein Blockhaus aufschlugen, unmittelbar vor dem Angesicht oder der Nase des alten Dichterfürsten, von dem fast nur noch der Rücken sichtbar blieb und der sich aus-

nahm, als schäme er sich seiner Vaterstadt, in die er einst so stolz und frei hineingeschaut, daß auch sie ergriffen sei vom Zeitfieber der Barrikadenkämpfe. Von irgend welchen Plackereien des Fremden war gar nicht die Rede. Niemand von den zahllosen Fremdlingen, die sich nach und nach einfanden, ward nach einer Legitimation gefragt. Haufenweise umstanden sie die Soldaten, beschauten sich ihre Pferde, Uniformen und ihr Treiben, ihr Pferde- und Waffenputzen. Im übrigen schien es, als ob die hereingebrochene Reaktion der Bevölkerung gar nicht so unwillkommen gewesen sei, als ob es in diesem Belagerungszustand dem ruhigen, ordentlichen Bürger viel behaglicher wäre, als in den vorausgegangenen Tagen. Die Stadt hatte wesentlich eine andere Physiognomie. Man merkte: die Herrschaft des Souveräns der Gasse, des Pöbels, der schmutzigen Kerle und Gassenjungen, die in den letzten Wochen sich geltend gemacht und selbst das Parlament beeinflußt, waren verschwunden; Lieder wie: „Die Aristokraten wollen wir braten,“ oder das Heckerlied: „Hecker, freier deutscher Mann!“ hörte man nicht mehr, so wenig wie rohe Ungebärdigkeit und das Schimpfen auf den Straßen und in den Wirtshäusern. Ja es waren sogar der größte Teil der Demokratenbärte, die roten Tücher, Federn und Kokarden, die Sinnbilder der Republik, der socialen, völlig verschwunden, selbst Turnerkleidung nur bei Knaben. Vor allem fehlten die abenteuerlichen Demokratenhüte, graue Schlapphüte oder hohe cylinderförmige, aber weiche, weiße oder gelbgraue Filzhüte; statt ihrer tauchte der steife schwarze Cylinder wieder auf, den man damals „Angströhre“ nannte. Noch stand an den Läden mit Kreide: „Heilig ist das Eigentum“; bald öffneten sie sich, der Verkehr begann wieder, Fiaker fuhren hin und her, die Gemüseweiber, die klassischen Sachsenhäuserinnen, saßen wieder am alten Markt und am Dom, so ruhig im unruhigen neuen deutschen Reich, wie in dem ruhigen und an seiner Ruhe zu grunde gegangenen

alten deutschen Reich. Die ganze, rasch veränderte, Physiognomie der alten schönen Stadt gab ein Zeugnis, wie das deutsche Volk trotz seiner bösen Elemente doch noch zu lenken und zu leiten ist, wenn man gegen die bösen Elemente Energie entfaltet.

Nun aber zur Hauptsache, nach dem Parlament. Wir gehen an einer Abteilung Österreicher vorüber, es sind die schon einmal erwähnten Czechen, Böhmen, czechische Lieder singend; das that dem deutschen Herzen noch einmal weh, daß seine abgesandten Vertreter durch Czechen vor deutschen Mörderhänden gerettet werden mußten. Und nun am Paulsplatz? Der erste Anblick wieder eine Compagnie Österreicher, welche eben ihre Gewehre luden. Wie weit war es beim treuen, edlen, deutschen Volk gekommen, daß seine Reichsversammlung dnrch geladene Gewehre geschützt werden mußte! Ein Freund meinte in dem Klirren der Ladestöcke nicht bloß den vorhandenen, sondern auch den in der Zukunft drohenden deutschen Bürgerkrieg zu hören. In die Reichsversammlung selbst trat man mit einem Gefühl der Trostlosigkeit; fünf Monate hatten sie bereits beisammen gesessen. Was aufrichtige Patrioten, die unter der alten Misere der Zerrissenheit am meisten gelitten, am meisten gewünscht, am sehnlichsten erwartet mehr noch als in den Tagen ihrer Jugend, den einheitlichen Zusammenschluß der deutschen Lande und Stämme in einer einheitlichen Verfassung — mit einem Wort: ein neues deutsches Reich, wo war es geblieben? Noch war man dieser Frage gar nicht nahe getreten. In endlosen Beratungen über die sogenannten Grundrechte· — 92 Sitzungen waren darüber hingegangen — waren die meisten in eine gewisse Abspannung geraten; man hätte hoffen dürfen, daß die blutigen Ereignisse des 18. September der Versammlung mit einem Schlag eine andere Stimmung und Haltung geben würden. Aber nein, dasselbe endlose Gerede, derselbe Wortschwall, dieselbe Phrasendrescherei, dieselben rhetorischen Künste, auf den Beifall der Galerie be-

rechnet, dieselbe kleinliche Eitelkeit und Sonderinteressen der Parteien. Eigentümlich, daß man so eine Versammlung ein Parlament nennt — nach englischem Muster kommt's her von parler, reden, und bedeutet also, wie früher bemerkt, eine Redeanstalt — sie war nun völligst zur Schwätzanstalt geworden; bald ward sie zur Schrei- und Brüllanstalt. Man überkam eine Ahnung, daß unter diesem Gerede und Geschrei das deutsche Reich schon in der Geburt erstickt werden müsse.

Es lag ein Antrag vor auf Beschränkung der namentlichen Abstimmungen, eines ungeheuer zeitraubenden Verfahrens, das von der Linken und äußersten Linken beantragt und durchgesetzt worden war. Man wolle nämlich wissen, wie jeder Einzelne stimme, damit er darnach unter die öffentliche Kritik der Gallerie und der radikalen Presse wie aller politischen Schriftsteller und Kannegießer komme. Sonst begehrte man ja immer geheime Abstimmung, wo es der demokratischen Partei Nutzen zu bringen schien. Nach langer Beratung ward der Antrag mit 8 Stimmen Majorität für „nicht dringlich“ erklärt, mußte demnach seinen Weg durch die Abteilungen nehmen, abermals ein Zeitverlust; dann gings wieder an die Grundrechte. Und wiederum trotz der furchtbaren Ereignisse Redensarten vollauf, aber kein Eingehen auf den Gehalt der Dinge, Stich- und Schlagworte, Phrasen und Trümpfe, die Gallerie zu unterhalten; Deklamationen gegen Dinge, Notstände, die eigentlich so gut wie spurlos verschwunden waren. Meinte man doch bei diesen Reden z. B. über das Jagdrecht, als ob es noch alle Tage vorkomme, daß irgend ein Bauer von einem Junker zu Tode gepeitscht oder von Jagdhunden zu Tode gehetzt werde; ein Kampf mit Windmühlen und Gespenstern, von dem man auch heute noch nicht lassen kann. Trotz aller ausgespielten Trümpfe, wie z. B. der des Parlamentariers Rösler von Öls, bei Gelegenheit der Beratung über das Verfahren gegen Wildfrevel: „Wenn man es

auf lange Prozesse ankommen lassen wolle, werde das Volk kurzen Prozeß machen", — ein Trumpf, der noch zehnmal nachher übertrumpft wurde, — sah man doch bald in den meisten Angesichtern der Versammelten den Ausdruck der größten Langeweile; und es blieb nicht bei den Gesichtern, auch die Reihen lichteten sich, zumeist wenn einer der eigentlichen Rhetoren die Tribüne bestieg. Man hatte sich offenbar überschrieen und übertrumpft. In einer kurz nachher erschienenen Schrift: Novae epistolae obscurorum virorum vom Buchhändler Schwetschke in Halle, auch Parlamentsmitglied, klagt Karl Vogt, Professor in naturalibus: „Nil juvat vox tremulans, nil oculus rotans" („Nichts hilft mehr die tremulierende, bebende Stimme, nichts das rollende Auge"). Wahrhaft erquicklich waren die sachlichen Reden, wie man sie von dem Herrn v. Vincke hörte, nachdem man so viel Nichtssagendes, Triviales, Ungehöriges, Phrasenhaftes gehört; man hörte einen Geschäftsmann, einen Staatsmann, nachdem man nur Sprecher gehört.

So abgespannt die Versammlung war, geriet sie doch nochmals in eine furchtbar wilde, ja entsetzliche Bewegung, als die Ereignisse vom 18. September zur Sprache und ein Antrag auf ein Gesetz zum Schutz der Nationalversammlung zur Beratung kam.

Der Vicepräsident Gabriel Riesser, ich erwähnte ihn schon als einen höchst ehrenwerten Rechtsanwalt israelitischer Herkunft und israelitischen Glaubens, begründete den Antrag in einer der vortrefflichsten Parlamentsreden, die überhaupt gehalten worden sind, ein wahrer Lichtpunkt in den Verhandlungen, ein Ausdruck tiefen sittlichen Ernstes, tiefer, warmer Überzeugung und edler politischer Gesinnung, die aus jedem Wort, jedem Ton, jeder Gebärde des Redners sprach. Gerade darum erregte sie den Zorn der Linken. Zunächst hielten sich ihre Reden noch gemäßigt, obwohl im höchsten Maß zweideutig. Mölling, Fahrenbach, Schoder, Venedey, Vogt, mißbilligten in einzelnen Worten den Aufstand

nahmen ihn aber doch im ganzen wieder in Schutz. Bald traten andere offen für ihn ein, und zwar, als einmal gegen den Abgeordneten Simon von Trier die Anklage auf Anreizung zum Aufruhr ausgesprochen wurde, geschah es mit einem wahrhaften Fanatismus aufrührerischer Gesinnung. Eine wahrhaft kochende Leidenschaft der seither nur mühsam verbissenen Zerstörungs- und Vernichtungslust, ja Vernichtungswut brach wie eine Feuersflut hervor. Der zweite Vicepräsident Simson, nachmals Präsident des preußischen Landtages und deutschen Reichstages, jetzt Präsident des Reichsgerichts in Leipzig, hatte damals zum ersten Male den Präsidentenstuhl bestiegen und man merkte bald eine starke Tendenz, seine Autorität gleich von vornherein zu knicken, ihn zu reizen, aus dem Geleis zu bringen, ihn unmöglich zu machen. Von vornherein machte man wiederholte Angriffe auf die parlamentarische Ordnung, auf die Stellung der Fragen, die ihm doch 'allein oblag. Die Ruhe und Festigkeit des Neulings auf dem Präsidentenstuhl war bewundernswert, steigerte aber nur den Zorn der Umstürzler. Bald kam's zu herausforderndem, drohendem Gebärdenspiel, Faustballen, auf Tisch und Bänke schlagen, heftiges, wildes Anschreien, ja Andrängen und Heranspringen an den Präsidentensitz. Ein Redner nannte das ungebührliche Verfahren einmal den „Zornmut des jüngsten Deutschlands". Aber wäre es nur ein solcher gewesen; es kann ja wohl einen solchen Zornmut geben, der die Ordnung einmal durchbricht und selbst wenn er zur furchtbarsten Leidenschaft sich steigert, — es kann die Leidenschaft etwas Erhabenes haben, vor dem man bei allen politischen Antipathieen in der Sache doch mit dem Träger derselben eine gewisse Sympathie hat; aber dieser Zornmut des jüngsten Deutschlands in der Paulskirche hatte, man kann nicht einmal sagen: Bitterkeit, sondern nur Gift, hämisches Wesen, etwas zwischen dem Zorn des Mannes und dem Erbostsein des Knaben Schwankendes und darum etwas Ohnmächtiges

und bloß um sich Schlagendes, nicht eine Spur von Würde, ohne auch nur einen einzigen idealen Zug. In einzelnen Momenten glich es dem Gebahren einer sich prügelnden Bande in einer Schnapskneipe. Die Rede des Simon von Trier auf die gegen ihn erhobene Beschuldigung, in größter Heftigkeit vorgetragen, bestand zwar nur aus Phrasen, war aber voller giftigster Bosheit, und konnte bei jedem ehrlichen Menschen, welcher Richtung immer, nur Widerwillen, die grimmigen Drohworte des in Zorn kochenden Wesendonks nur Abscheu erregen.

In dem wilden Tumult und Durcheinanderschreien trat Gagern auf die Rednerbühne. Er hatte ein hohes Ansehen und seine ganze Haltung machte den Eindruck, als ob in seinen von allen in plötzlich eintretender Ruhe mit Spannung erwarteten Worten ein Blitz sich entladen werde, durch welchen wenigstens die erstickendsten giftigsten Dünste der unheilvollen Atmosphäre zerstreut werden würden. Und er sprach allerdings Worte, welche mit Felsenlast auf vieler Herzen lagen, Worte des gerechten Zornes über die Inschutznahme der Aufrührer und Meuchelmörder, die er als eine Frechheit bezeichnete. Zum ersten Male hörte man ein lautes Zeichen der Zustimmung von seiten der Ordnungsliebenden, auch von der Galerie herab, wo bisher nur das linke Extrem geherrscht und unzähligemale eingegriffen hatte. Vielhundertstimmiges Bravo ertönte, Zurufen und Händeklatschen; viele Zuhörer schienen sich gar nicht mehr fassen zu können. Aber nun entflammte die Rachsucht der Linken, unten und auf der Galerie, darüber, daß die Rechte auch einmal gewagt, was die Linke als ihr Privileg angesehen. In das Bravo der Rechten mischte sich ein wütendes Geschrei der Linken samt Galerie. Man denke sich 15—1600 Kehlen meist aus allen Kräften: Bravo! oder: Herunter! Zur Ordnung! rufend, schreiend, brüllend; man denke sich das Klatschen, Pochen, Stampfen von 3000 Händen, 3000 Füßen neben diesem entsetzlichen Geschrei, welches die ganze

Kirche bis zum Ohrenzerreißen erfüllte. Die Linkste stand auf wie Ein Mann, stand auf den Bänken, umdrängte die Rednerbühne, den Präsidentenstuhl und die stärksten Rufer in Streit: Wesendonk, Schlöffel, Rösler rc. donnerten ihr: Zur Ordnung! den Abgeordneten v. Gagern! dem Vicepräsidenten Simson mit wahrer Löwenstimme ins Gesicht. Lange dauerte es, bis dieser nur die Glocke ergriff. Endlich brach sich diese auf einen Augenblick, aber auch nur auf einen Augenblick die Bahn. „Ich werde den Abgeordneten v. Gagern nicht zur Ordnung rufen!" war die scharf gesprochene Antwort Simsons und das Geschrei begann von neuem noch weit ärger als vorher. Neues Anstürmen mitten unter dem Rufen, Schreien, Pochen, Stampfen. „Nein! nein! nein!" war die wiederholte Antwort mitten unter dem Toben, mit dem Gebärdenspiel der allerfestesten Entschiedenheit. Und an diesem Felsen brachen sich wirklich, wenn auch nur allmählich, die hochaufschlagenden Wogen der Zerstörungswut. Diese Versammlung mit ihrem Skandal war wohl ein Zeichen, wie wenig unser Volk selbst in höheren Schichten, der sogenannten Intelligenz, reif war zur Freiheit und Selbstregierung. Ob es heute weiter gekommen, müssen wir wohl bezweifeln, wenn wir an so manche Wahlagitation denken. Viel mehr Anstand ist allerdings im gegenwärtigen Reichstag, und ähnliche Dinge würden wohl durch den gewaltigen Mann von Eisen niedergedrückt werden. Damals mußte man sich einer solchen Reichsversammlung schämen, so schön und erhebend das Auftreten einzelner Manneścharaktere war. Das Parlament grub übrigens an seinem eigenen Grab durch Abweisung der Anträge; es erklärte sich damit für eine Art Privatgesellschaft. So heftige Scenen kamen übrigens nicht mehr vor, als man österreichische, preußische, hessische Soldaten auch auf der Galerie zuließ.

Das Parlament, seine Arbeit am Bau der deutschen Einheit ist wohl, während sie im Gange war, von ruhigen Männern

mit dem Turmbau zu Babel verglichen worden. Zutreffend ist der Vergleich jedenfalls insofern, als eine unsägliche Verwirrung herrschte, in der, wenn man sich auch verstand, man sich doch nicht verstehen mochte.

Etwas mehr Plan und Ordnung, wie auch ruhigere, die praktischen Bedürfnisse ins Auge fassende Bauarbeit kam mit der plötzlich eintreffenden Nachricht von der Erstürmung Wiens durch das österreichische Heer unter dem Fürsten Windischgrätz. Ganz parallel mit der Verwirrung in Frankfurt war die Verwirrung in dieser österreichischen, damals noch zu Deutschland gehörigen Kaiserstadt gegangen, eine Verwirrung, die aber noch viel blutigere Kämpfe im Gefolge hatte und bei der nicht etwa eine bloße Versammlung wie das Parlament, sondern die ganze Monarchie, das ganze Reich in Verwirrung gekommen, aus Rand und Band geraten, der völligen Auflösung nahe war. Was in Frankfurt und Wien sich zugetragen, stand aber in nahem Zusammenhang und deshalb haben wir unser Augenmerk noch einmal dorthin zu richten, umsomehr als aus jenen Vorgängen in Österreich sich die nachmalige Politik der Mehrheit des deutschen Parlamentes und sein schließliches Programm, das sogenannte Gagernsche Programm, auch das Programm der Gothaer genannt, erklärt.

Es ist wohl niemals, in allen Jahrhunderten, ein Staat so völlig aus allen Fugen gegangen, dem völligen Zerfall, der Auflösung so nahe gewesen, und so tief in Not, ja fast völlige Hoffnungslosigkeit weiteren Bestandes geraten wie die österreichische Monarchie im Jahre 1848. Ihr sich wieder Auf- und Zusammenraffen zu neuem festem Bestand ist aus menschlichem Thun, menschlicher Klugheit, Staats- und Feldherrnkunst — von welchem leider wenig vorhanden war — so wenig zu erklären, daß man nur an providentielles Walten und mit ihm an eine besondere

Aufgabe denken kann; die diesem Staat mit seinem Kern deutscher Bevölkerung für Gesamt-Europa noch gestellt ist.

Die erste Folge der 48er Revolution in Österreich, die recht eigentlich mit dem Sturz des alten Metternich, des „Napoleons des Friedens" vollendete Thatsache war, war der Abfall von Ober-Italien, des lombardisch-venetianischen Königreichs, dem bald der Abfall von Ungarn und Böhmen folgte, so daß von der alten ungeheueren Monarchie eigentlich nur Ober- und Nieder-Österreich, Salzburg, Tirol und etwa Kärnthen und Krain blieben. Und dieser Rest war so gut wie ohne alle Regierung und überdies das, was vorhanden, war von Fremden beeinflußt und in steter fieberhafter Unruhe erhalten. Man hatte ein neues Ministerium unter Graf Colowrat gebildet, das aber nur wenige Wochen bis in den April sich halten konnte und bald von einem neuen gefolgt war, das dasselbe Schicksal hatte, eins aufs andere, alle gleich ratlos und thatenlos, alle ohne Ausnahme unaufhörlich bedrängt und verhöhnt von tumultuarischen Klubs und Rotten, deren Leitung die unreifen, freiheitstrunkenen, vom Pöbel angebeteten Studenten in der Aula übernahmen, weshalb man auch von der Aula einfach als von der österreichischen Regierung redete. Diese Aula aber selbst war beeinflußt und geleitet von frechen Juden und ungarischen Wühlern, denen die vom zweitfolgenden Ministerium unter Graf Ficquelmont am 18. April erteilten Freiheiten, wie Aufhebung der Frohnden und aller bäuerlichen Lasten, sowie die am 25. April erteilte Reichsverfassung nicht genügte. Eine Unzahl schamloser Hetzblätter brachte es Tag für Tag zu nächtlichen Katzenmusiken, Fenstereinwerfen und greulichem Tumult. Diese Demonstrationen erfuhren namentlich der Erzbischof, der päpstliche Nuntius und die Klöster der Liguorianer und Redemptoristen, die gestürmt und geplündert wurden. Ficquelmont selbst, bei Nacht überfallen, rettete mit Mühe sein Leben. Sein Nachfolger Pillersdorf that alles, was die Studenten und

Juden haben wollten, doch genügten auch die weitgehendsten Konzessionen nicht; man stürmte sein Palais, nöthigte ihn, die neue Verfassung nach dem Zweikammersystem aufzuheben und eine Konstituante in Einer Kammer zu berufen. Gleichzeitig drang ein wilder Haufe, vom Polen Burian geführt, in die Hofburg, den Kaiser zu schrecken, der nach dem allein treu gebliebenen Tirol floh. Pillersdorf schloß die Universität. Darauf erfolgte die Auflösung der akademischen Legion, um der Schreckensherrschaft der Aula ein Ende zu machen. Die Studenten widersetzten sich; die Soldaten, die man zur Exekution beordert, wurden in blinder Schwachheit sofort zurückberufen. Nun heller Triumph der Aula. Die Wirtschaft war toller denn zuvor. Obwohl die Soldaten gar keinen Angriff machten, ward doch die ganze Stadt mit Barrikaden erfüllt, die zum Teil aus festem Mauerwerk aufgeführt, auf denen aber nicht gekämpft, sondern schamlose Orgien gefeiert wurden, zahllose liederliche Dirnen trieben sich mit unerhörter Frechheit umher. Die ordentlichen Bürger verloren allen Mut, doch bildete sich ein „Sicherheitsausschuß" von Bürgern und Studenten. Präsident desselben war der Jude Fischof, der die Frechheit hatte, die Frohnleichnams-Prozession anzuführen. Die „Forderungen des Volkes" wurden in einem großen Plakat an die Straßenecken angeschlagen. Minister v. Pillersdorf dankte ab. Es war ein kluger Gedanke, den Erzherzog Johann an die Spitze des Ministeriums zu stellen. Seine Stellung als Reichsverweser hatte ihn populär gemocht, mehr noch als er es vorher gewesen. Er berief den Rechtsanwalt Bach in's Ministerium und übertrug das Kriegsministerium dem Grafen Latour, einem tüchtigen Manne, der sein Hauptaugenmerk aufs Heer und dessen Stärkung richtete und so die Rettung anbahnte.

Mittlerweile fand ein großer Slavenkongreß in Prag statt. Die Böhmen hatten die Teilnahme am Frankfurter Parlament abgelehnt und ein Nationalparlament von Slaven berufen,

in dem aber die Polen die Czechen, die Dalmatiner die Ruthenen nicht verstanden, so daß sie die deutsche Sprache als die wählen mußten, in welcher die Verhandlungen allen verständlich geführt werden konnten. Danach beurteile man den neuesten Panslavismus als einen rechten Schwindel. Das Slavenparlament ging übrigens so weit, eine provisorische Regierung in Prag einzusetzen. Man sandte den Fürsten Windischgrätz, der die Ablieferung aller Waffen fordert. Man antwortet mit Barrikadenbau. Windischgrätz will friedlich schlichten, da trifft ein meuchlerischer Schuß seine neben ihm am Fenster stehende Gemahlin, sein Sohn wird im Straßenkampf verwundet. Der Fürst zeigt eine unerschütterliche Ruhe. Er zieht nachts mit seinen Truppen aus der Stadt, den Sarg seiner Gemahlin vor sich, seinen verwundeten Sohn hinter sich. Laut frohlocken in trunkner Freude die Czechen über seinen feigen Rückzug. Aber morgens blitzen seine Waffen von Hradschin herab; er hat seine Mannschaft, wie die Prager selbst, in den engen Straßen schonen wollen. Einige Bomben, die brummend über die Stadt fliegen, erregen einen Todesschrecken. Man kapituliert. Die Kompromittiertesten fliehen. Fürst Windischgrätz verfährt mild und gnädig. Von da an sind die Czechen für die Erhaltung der Monarchie gegen die Ungarn und das deutsche Parlament eingenommen. Eine Kammer, die in Wien zusammengetreten war, zeigte sich als ziemlich unbedeutend. Es waren viele bäuerliche Abgeordnete, die, um Geld zu sparen, bei ihren Söhnen in irgend einer Kaserne logierten. Während der Dauer der Reichstagsverhandlungen war einige Ruhe eingetreten. Reichstag und Ministerium machten übrigens gleicherweise den Eindruck großer Energielosigkeit. Das benutzte der ungarische Agitator Advokat Kossuth. Unter seiner Leitung ertrotzte eine ungarische Deputation in Wien ein eigenes Ministerium für Ungarn, an dessen Spitze Graf Batthiany trat, forderte sogar völlige Trennung auch der Finanzen und des Heerwesens Ungarns von den Finanzen

und dem Heer der Gesamtmonarchie. Hierin gab jedoch der Kaiser nur teilweise nach, verstand sich jedoch dazu, einen besonderen ungarischen Reichstag in Pest in Person zu eröffnen. Das liberale Ungarn zeigte sich, wie das erfahrungsmäßig zum Wesen des Liberalismus gehört, im höchsten Grade tyrannisch, Recht fordernd für sich selbst, aber anderer Rechte mit Füßen tretend. In Ungarn wohnen bekanntlich noch andere Nationalitäten, Kroaten, Serben, Deutsche in großer Menge, deren Sprachen im öffentlichen Leben durch die ungarische verdrängt wurden. Das rief große Erbitterung hervor. Am 23. April, als an einem Ostersonntag, kam es zu einem blutigen Zusammenstoß der Serben und Magyaren im sogenannten Banat. Ein eigenes serbisches Nationalkomitee trat in Karlowitz, ein kroatisches in Agram zusammen. An der Spitze des letzteren stand Jellachich, Ban von Kroatien, ein von den Ungarn besonders gefürchteter und darum auch verhaßter Mann.

In Italien war gleichfalls der offene Aufruhr ausgebrochen unter dem Einfluß des alten Verschwörers Mazzini. Man begann mit Neckereien der österreichischen Soldaten, riß ihnen die (Monopol-)Cigarren aus dem Munde. Etliche Soldaten machen einmal von ihren Waffen Gebrauch. Täglich kam's nun zu blutigen Auftritten; besonders in Pavia war zuerst die Drohung erschollen: Tod den Deutschen! Das Militär behielt die Oberhand. Der alte 82jährige Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in Italien, Radetzky, sah übrigens mit klarem Auge das Wachstum der revolutionären Bewegung und bat in Wien um Verstärkung. Umsonst. Statt Verstärkung kam die Nachricht von dem Aufstand in Wien und gleichzeitig die Kriegserklärung von Seiten des Königs von Sardinien, Karl Alberts, la spada d'Italia, das Schwert Italiens, von den Liberalen genannt. Andere nannten ihn: il re perfide, den treulosen König. In seiner Jugend hatte er es mit den Karbonaris (den

Revolutionären, besonders im Neapolitanischen) gehalten, die er später dem Henker überlieferte, war dann als Kämpfer für den Absolutismus in Spanien aufgetreten und stand jetzt an der Spitze des liberalen Italiens. Kaum war die Kriegserklärung kund geworden, als ein Aufstand in Mailand erfolgte. Radetzky mit seinen wenigen Truppen mußte diese Hauptstadt der Lombardei räumen. Viel hat uns bald unser alter Freund v. B., ehemals Pfarrer und Konsistorialrat in Mitau, zuletzt in Weinheim an der Bergstraße davon erzählt, der damals, als der Aufstand losbrach, Pfarrer einer kleinen deutschen Gemeinde in Mailand war. Er schwebte mit seiner Familie in größter Gefahr. Den Italienern war er verhaßt als Tedesco (Deutscher), den Österreichern war er verdächtig als Protestant. Vor beiden mußte er sich mit den Seinen verbergen. Trotz der langdauernden Gefahr hatte er ein gewisses Ergötzen an dem Benehmen der Mailänder Revolutionäre. Als die Österreicher abzogen, kamen sie tausendweise säbelrasselnd aus ihren Häusern; als einmal das Gerücht sich verbreitet, die Österreicher seien zurückgekehrt, verschwanden die Helden in Häusern und Kellern, um, als die Nachricht kam, daß die Österreicher doch abgezogen, sofort wieder als Helden säbelrasselnd und wütend drohend die Straßen zu durchziehen. In Venedig ward der treue Oberst Martinowich grausam ermordet und der elende Gouverneur Zichy übergab die Stadt den Demokraten. Radetzky übrigens sammelte aus allen den kleinen österreichischen Garnisonen Oberitaliens am Gardasee ein Heer von 40 000 Mann. 20 000 Lombarden waren aus dem österreichischen Heere desertiert. Karl Albert kam mit 60 000 Mann, doch hatte er unter diesen etwa 8000 jener desertierten Lombarden. Die übrigen italienischen Staaten unterstützten ihn mit 45 000 Mann. Ein Teil dieses Heeres drang in Tirol vor. Sie wurden von den tapferen Tirolern zurückgeschlagen. Nach kleinen Gefechten kam es zu einer Hauptschlacht bei Custozza.

Der greise Radetzky war vor Alter und Aufregung so schwach, daß er nur stehen konnte, wenn er sich auf die Lehne eines Stuhles stützte. Aber sein Heldenmut hatte ihn nicht verlassen. Die Italiener hatten die Übermacht, und die eigentlichen Piemontesen waren gut geübt nach preußischem Muster und schlugen sich gut. Dazu war, in dem ungewöhnlich heißen Sommer, eine ungeheure Hitze, daß viele Soldaten am Sonnenstiche starben. Dennoch gelang es dem alten Helden Radetzky durch heldenmütigen Angriff und kluge Leitung des Heeres die Piemontesen vollständig zu schlagen. Durch den Sieg bei Custozza war Österreich gerettet. Mailand ergab sich sofort und ward gelinde behandelt. Venedig ergab sich nicht; es wußte, daß es schwer belagert werden konnte, da es vom Lande aus mit Kugeln kaum zu erreichen war, die Sumpfluft vom Ufer überdies die Belagerer mit Krankheit und Tod bedrohte. Später ward es doch zur Übergabe gezwungen, durch Aushungerung; auch hatte man dabei den Versuch gemacht, es aus Luftballons aus der Vogelperspektive herab mit herabgeworfenen Bomben und Granaten zu bombardieren. In allen italienischen Kämpfen gegen Österreich hatten übrigens die Engländer die Hand im Spiele, welche hofften, aus den einzelnen Teilen österreichischen Besitzes in Italien würden sich kleine Republiken bilden, über die sie dann die Protektion erhielten.

Nach dem Sieg seiner Truppen in Italien kehrte Kaiser Ferdinand aus Tirol nach Wien zurück, vertrauend auf Radetzky und Windischgrätz. Kossuth bereitete Ungarn zum hartnäckigsten Widerstand und suchte die Revolution in Wien in Brand zu erhalten. Eigenmächtig machte er Papiergeld und ließ 200,000 Soldaten ausheben, schuf eine neue Art Truppen, die sogenannten Honveds (eine Art Landwehr), die nicht unter des Kaisers, sondern unter seinem, des Kossuths Befehl standen. Auch gelang es ihm, die wichtigsten Festungen Ungarns für sich zu gewinnen und

das Kommando in denselben in seine, resp. seiner Anhänger Hand zu bringen. Der eigentliche Gouverneur von Ungarn, der alte Sponheim, der sich so große Verdienste um Ungarn erworben, und nun sein Verderben kommen sah, dem die schwache österreichische Regierung nicht zu wehren vermochte, ward wahnsinnig. Endlich wird auch der schwache Kaiser einmal ungehalten, ermannt sich, ernennt den Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber, erklärt Kossuths Anordnungen für ungiltig, verbietet sein Papiergeld. Lamberg sollte und wollte des Kaisers Befehle dem Kossuth persönlich überbringen. Auf der Donaubrücke zwischen Ofen und Pesth ward er plötzlich, nach vorbedachtem und wohlangelegtem Plane, vom Pöbel überfallen und ermordet. (Der Frankfurter Mord auf der Pfingstweide, — Auerswald-Lichnowski — war nicht der letzte geblieben und es sollten noch mehr Mordthaten kommen.) Bald darauf ließ Arthur Görgey, Unter-General Kossuths, den Grafen Zichi, Kaiserlichen Administrator zu Stuhlweißenburg, hängen. Jetzt endlich versuchte man energische Maßregeln. Ungarn ward in Belagerungszustand erklärt. Van Jellachich sammelt ein Heer und überschreitet die Donau. Doch läßt man ihn zunächst nicht in Ungarn weiter vordringen, sondern beruft ihn zunächst nach Wien, den revolutionären „Sicherheitsausschuß“ zu beseitigen. Kossuth verdoppelt seine Anstrengungen, die Wiener in Aufruhr zu erhalten und läßt sich's, bez. die Ungarn, die größten Geldopfer kosten. Massenweise wurde Geld unter den Wiener Pöbel verteilt. Hauptagent Kossuths in Wien war ein polnischer Edelmann Pulsky und der Jude Tausenau. Zu ihnen gesellte sich auch ein Parlamentarier aus der Paulskirche, der bekannte Robert Blum, der von Frankfurt nach Wien geeilt war, „für die Freiheit zu kämpfen“, und ein Berliner Demokrat Fröbel. Zunächst suchten die beiden mit dem Schwert ihrer Zunge zu wirken. In großen Volksversammlungen suchten sie die Sympathieen für Kossuth — den Todfeind Österreichs

und schließlich auch Deutschlands — zu mehren. Merkwürdige Unklarheit, in der der Zauber oder das Wahngebilde einer vermeintlichen Freiheit, richtiger vielleicht noch die Furcht vor einer alle Hoffnungen auf freiheitliche und einheitliche Gestaltung Deutschlands vernichtenden Reaktion uns damals noch erhielt. Trotz der schrecklichen Erfahrungen in Frankfurt begleiteten wir den Robert Blum noch mit Sympathieen nach Wien, hoffend, wenn den Ungarn Sieg werde, werde Österreich zerfallen, also sein deutscher Teil frei werden von den anderen fremdartigen Teilen und werde dann ins neue deutsche Reich sich einfügen lassen, was mit der Gesamtmonarchie, mit ihrem fremdartigen Völkergewimmel doch nie geschehen konnte. Auch in Wien sollte unser Enthusiasmus niedergeschlagen werden durch eine Mordthat. Die Sympathieen, die Robert Blum für Kossuth erwirkt, — tausende von Menschen, auch Bauern aus Niederösterreich erschienen in den großen Volksversammlungen — waren zugleich eine Wut auf den österreichischen Kriegsminister Latour, der das Heer Radetzkys verstärkt und nun auch das Heer Jellachichs verstärken wollte. Man gab die Losung aus: Latour muß hängen!

Am 6. Oktober ward ein Bataillon Grenadiere und eine Abteilung Reiterei von Wien nach Ungarn abgesandt. Unter diesen Soldaten, die durch Wein und liederliche Dirnen bearbeitet und im Gehorsam wankend gemacht worden waren, brach eine Art Meuterei aus. Sie weigerten sich, zu marschieren. Der Pöbel zerstörte die Eisenbahn, erschoß den General Brody, umzingelte das Kriegsministerium. Latour befand sich in demselben, doch verhehlte man seine Anwesenheit. Der Jude Goldmark verriet ihn. Latour ging den Rebellen nun mannhaft entgegen; sie mordeten ihn, zerfleischten seine Leiche auf kannibalische Art, schleiften ihn an den Füßen durch die Straßen und hingen ihn an eine Laterne. Der Frankfurter Mord war nicht der „letzte.“ Der elende Reichstag nannte diese Greuel eine „Art schrecklicher

Selbsthilfe" und verkündigte allgemeine Amnestie. Der Kaiser floh in der Nacht. Windischgrätz und Jellachich rückten heran. Panischer Schrecken ergriff die Schreier. Tausenau floh mit vielem Geld. Das Frankfurter Parlament hielt nun die Zeit gekommen, wo es auch ein Wort mitzureden habe und sandte die Professoren Welcker und Mosle zur Vermittlung zwischen den österreichischen Heerführern und den Aufständischen nach Wien. Windischgrätz empfing die beiden höflich, ohne sich jedoch weiter in Verhandlungen mit ihnen einzulassen; Jellachich verhöhnte die beiden „deutschen Schulmeister"; in Wien aber von den Aufständischen wurden sie mit Hohngelächter abgewiesen. Das allmählich herangerückte Heer begann die Beschießung Wiens. Auf den Barrikaden standen Robert Blum und Fröbel, mit feurigen Reden zum Kampf aufmunternd. Die zahlreichen Freischärler und die Wiener Bürgerwehr wurden von dem Polen General Bem kommandiert. (Später floh dieser nach der Türkei, schwor den Christenglauben ab, ward Muselmann und Pascha.) Ein anderer Führer, Messenhauser, erkannte bald, daß man einem regelrechten Angriff und Sturm nicht widerstehen werde. Man wartete auf ungarische Hilfe und schaute lange darnach aus, merkwürdiger Weise von der Warte des Stephansdoms, von der man einst bei der Belagerung Wiens durch die Türken nach der Hilfe Johann Sobieskis von Polen ausgeschaut. Die Ungarn standen auch ganz nahe an der deutschen Grenze, aber sie kamen nicht, sie wagten die deutsche Grenze (des ehemaligen Bundesgebietes) nicht zu überschreiten. Es wäre das ein casus belli gewesen, der alle zum deutschen Bund gehörenden Staaten zum Schutz des deutschen Bundesgebietes gegen fremde Invasion verpflichtet hätte. Windischgrätz schreitet bald zum Sturm auf die Stadt. Es kostet nicht viel Blut. Die Führer der Aufständischen — wie gewöhnlich — machten sich bald aus dem Staube, das teure Leben dem Vaterland und der Sache der Freiheit bewahrend; Pulsky voran;

ebenso ein gewisser Fenneberg. Messenhauser, Robert Blum und Fröbel werden gefangen und standrechtlich zum Tode verurteilt. Fröbel errutscht sich Begnadigung auf den Knieen und wird nachmals Journalist in österreichischen Diensten. Blum bot seine breite Brust in der Brigittenau den Kugeln dar. Man hat ihn von da an als Märtyrer für die Volksfreiheit gepriesen, als eine Art Heiligen der Demokratie, den man auch in Liedern feierte, des Todestag alljährlich mit einer Gedächnisfeier begangen wird. Das Volk, auch das demokratische, bedarf solcher Heiligen; da es den lebendigen Gott nicht verehrt, muß es einen Menschenkultus haben, wie die Socialdemokratie in Lassalle. Ohne allen Kultus kann der Mensch nicht leben. Kennt er nicht den wahren Gott, macht er sich einen Götzen.

Mit der Bewältigung des Aufstandes in Wien war die Ordnung in Deutschösterreich hergestellt. Ungarn kostete noch viel Kampf und Blut. Ein neues Ministerium ward eingesetzt unter Fürst Schwarzenberg. Er war ein bedeutender Mann, geistreich, umsichtig und ein Staatsmann ersten Ranges. Er verlegte den Reichstag aus dem unruhigen Wien nach dem ruhigen Kremsier. Kaiser Ferdinand aber dankte ab zu gunsten seines Neffen Franz Joseph, dessen jugendliche Persönlichkeit begrüßt ward als eine Vorbedeutung der Verjüngung Österreichs.

VII.

Frankfurter Parlament — Kaiserwahl.

Der Aufstand in Wien war niedergeworfen durch die Energie des Fürsten Windischgrätz. An der Stelle der sogenannten Aula, der von ungarischen Emissären und Juden beeinflußten Studentenschaft, die eine Art revolutionärer oder „provisorischer" Regierung gebildet, d. h. die Stadt und den Staat tyrannisiert hatte, war

eine geordnete Regierung getreten, ein Ministerium unter dem Fürsten Schwarzenberg, und die Herstellung der Ordnung im größten deutschen Staat übte einen weitgehenden Einfluß auf alle deutschen Lande, in denen es bis dahin, wenn auch nicht so blutig, doch nicht weniger bunt und kraus durcheinander gegangen war, wie in Österreich. Der Tumult, der im März des Jahres 1848 nach der Pariser Revolution und Verjagung Louis Philipps begonnen, hatte ja auch während der Beratungen des Frankfurter Parlaments, in dem doch das deutsche Volk sich selbst ein Organ zur Neugestaltung seiner Verhältnisse geschaffen, durchaus nicht aufgehört. Unausgesetzt hielt die demokratische Partei neben dem Parlament in allen deutschen Landen Volksversammlungen ab, begründete Vereine; außer den, auch den Namen politischer Vereine tragenden, noch andere, wie Turnvereine, in denen wenig oder gar nicht geturnt, sondern auch nur politisiert ward, Arbeitervereine, die ebenfalls die Arbeit gründlich beiseite ließen und Politik trieben, alle, um das Parlament in ihrem Sinne zu beeinflussen mit unausgesetzten Eingaben, Forderungen, Protesten, nicht selten auch durch den Ausbruch wüster Tumulte, um das Parlament, wie die einzelnen Landes- und Lokalbehörden zu erschrecken, in Furcht zu erhalten, die wenigen Konservativen einzuschüchtern, Soldaten zu verhöhnen, Gefangene zu befreien, sie als Bestandteile künftiger demokratischer Armeen zu verwenden. Solche Tumulte in größerem Maßstabe, — die kleineren waren gar nicht zu zählen, — fanden statt in Dresden, Leipzig, Köln, Offenburg, Altenburg, wo die Herzogin Therese durch Verhöhnungen der Demokratie so schwer gekränkt wurde, daß sie erkrankte und starb, worauf der Herzog in tiefem Kummer abdankte und die Regierung seinem Bruder Georg übertrug, dann in Kassel, Landau, Worms, Gießen, Wiesbaden, Gera, Göttingen, Nordhausen, Hamburg, dann noch einmal in Gießen, in Zwickau, Chemnitz, Arolsen, Mainz, Lübeck, Hildburghausen, auch auf dem

Lande, unter den Bauern, wie im Odenwald, im Nassauischen, in Mecklenburg, wo sie das Schloß Morgelow, in Sachsen, wo sie das Schönburgische Schloß Moldenburg, in Schlesien, wo sie das Rothschildsche Schloß Tütschen verbrannten.

Im Bereich meiner Erinnerung liegen vorzugsweise die Ereignisse in Gießen, dessen Universität ich schon verlassen hatte, dahin ich aber vom nahen Friedberg (Seminar) öfter zum Besuch zurückkehrte. Beim Beginn der revolutionären Bewegung schon hatte man dort eine „kirchliche" Feier veranstaltet, die wohl eine arge Kirchenschändung war, doch nur der Anfang viel ärgerer Schändungen, wie sie nachmals auch in Dorfkirchen vorkamen, wo man Volksversammlungen in den Kirchen hielt, bei denen die Cigarrenstummel der betrunkenen Volksmänner auf den Altären herumfuhren. Zu dieser Gießener Feier hatten die Führer der Fortschrittspartei das Programm entworfen, dem sich alle fügen mußten: die Bürger, sie mochten einer politischen Gesinnung sein, welcher sie wollten, die Lehrer mit der Schuljugend, die weltlichen Beamten aller Grade, die Professoren der Universität, die Lehrer am Gymnasium und der Realschule, wie die Geistlichen. Wehe dem, der sich ausgeschlossen hätte. Vom „Brand", dem freien Platz an der (damaligen) Aula, ging der Zug nach der Kirche, geführt von der „Bürgerwehr", die mit Ober- und Untergewehr, die „Offiziere" mit blankem Säbel, sich neben dem Altar aufstellten und Gewehr im Arm, bedeckten Hauptes während des ganzen Gottesdienstes (?) in dieser Stellung beharrten, bis sie unter lautem Kommandoruf im Parademarsch die Kirche verließen. Die Predigt hielt der verstorbene Kirchenrat Engel, der diesmal „das ganze Krämche los ließ", d. h. die ganze Gewalt seiner Posaunenstimme entfaltete. In einem später veranstalteten zweiten Gottesdienst, resp. Volksversammlung in derselben Kirche, hielt der bekannte Affenmensch Vogt eine Rede, in der er über den seitherigen Gang der Parlamentsverhandlungen Bericht erstattete,

in welcher die fulminanten Redensarten, Witze und Späße mit Händeklatschen, Bravoruf und Vivat hoch! reichlichst gelohnt wurden, während der damals in Hessen allbekannte Vollblutdemokrat (ehemalige Theologe) August Becker in seiner Bluse, mit dem mächtigen struppigen Bart auf den steinernen Stufen des Altars saß, oder vielmehr ausgestreckt lag und bisweilen Vogts Rede mit wilden Zornesrufen unterbrach, und weithin hörbar sein Messer auf den Stufen des Altars wetzte. Was für ein Geist- resp. Ungeist von da an geraume Zeit in Gießen Einfluß und Herrschaft übte, ergiebt sich aus den Reden einer Versammlung, die nahe der Superintendentur in einer an des Superintendenten Hausgärtchen stoßenden Wirtschaft von den Bierbänken herab gehalten wurden. Der nunmehr selig heimgegangene ehrwürdige (General-) Superintendent Dr. Simon mußte sie von seinem Arbeitszimmer aus anhören und hat sie nachmals in seiner Selbstbiographie mitgeteilt. Es wurde die Frage verhandelt, was man wohl mit den Fürsten anfangen wollte, wenn sie demnächst alle abgesetzt und gefangen wären. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht. Einer meinte, man solle sie in Käfigen im Lande herumführen und wie wilde Tiere zur Schau stellen. Ein anderer (Student der Medizin) schlug vor, sie zu töten und ihre Skelette in Naturalienkabinetten aufzustellen; ein dritter hielt es für das leichteste und kürzeste, sie ohne weiteres ins Wasser zu werfen. Gegen diesen letzten Vorschlag erhob sich nun aber eine Stimme mit dem Bemerken, das halte er für durchaus schädlich, denn wenn man sie im Wasser ersäufe, so würden ihre Leichname von den Fischen gefressen und wenn man nachher diese Fische finge und verzehrte, so bekäme man das Aristokratenfleisch in den Leib. Das wirkte. Mit gewaltigem Applaus und Gelächter wurde die Beratung geschlossen. Die Redner, welche sich besonders hervorthaten, waren: ein expreß von Heidelberg gekommener junger Mann, ein Gießener „Bürger“,

der später im Armenhaus ernährt wurde, und Studiosus Büchner aus Darmstadt, der nachmalige Kraft- und Stoff-Büchner. So lächerlich, salz- und witzlos, ja fade jene Reden waren, sie zeugten doch von dem Geiste, der nicht lange nachher einen öffentlichen Aufstand erregt hat, bei dem ein Student erschossen ward.

Noch schlimmer waren die groben Soldatenexcesse, infolge demokratischer Verführung, wie sie besonders in Württemberg und Bayern vorkamen, wo von der strammen Disciplin, wie sie bei den Preußen seit alter Zeit herrschte, nichts vorhanden war, ja bis dahin und noch lange nachher ein recht lottriges und schlottriges Wesen herrschte. In Heilbronn und Ludwigsburg hatte man ganze Regimenter entwaffnen müssen, auch in Regensburg und München waren große Militärexzesse vorgekommen. In letzter Stadt gab es auch noch einmal einen Pöbeltumult, veranlaßt durch das falsche Gerücht, der König habe sich den Kronschatz als Privatbesitz aneignen wollen und ihn schon in Sicherheit gebracht; ein andermal ging's etwas harmloser gegen die Bierbrauer, in deren Brauereien und Häusern man eine große Zerstörung anrichtete. Am Mittelrhein, zwischen Mainz und Koblenz, zerstörte man die Eisenbahn und schoß auf die Waggons. Ganz Deutschland lag monatelang wie im Fieber, ja wie im Delirium, bisweilen in förmliche Raserei ausbrechend. Nicht selten traten auch politische Zwecke und Ziele vollständig in den Hintergrund; es war lediglich eine blinde Zerstörungswut, die sich auch aussprach in der Losung, wie sie oft hier im mittleren Deutschland gehört ward: „Es muß alles verrungeniert werden!" Socialdemokratische, richtiger kommunistische Teilungsgelüste spielten meist eine große Rolle dabei. Am blutigsten ging es in Mainz her, wo man aus den Eigentümlichkeiten des leichten Mainzer Blutes und aus katholisch-konfessionellen Gründen von jeher auf die, wie man sie nannte, steifen, oft wohl auch etwas stolzen und anmaßenden Preußen seit lange einen grimmigen Haß hatte, der sich beim

ultramontanen Pöbel, dessen ganze Religion oft nur im Katholisch-sein besteht, wohl gar, weil gegen protestantische Ketzer gerichtet, als eine Tugend vorkam. Am meisten aber war der preußische Royalismus verhaßt bei einer Bevölkerung, die noch halb französisch, teilweise in Napoleonischen Traditionen lebte, teils mit der benachbarten französischen Republick sympathisierte, mit der sie ja einstmals verbunden gewesen. Die Verführungskünste, die man machte, glitten an diesen pommerschen und brandenburgischen Regimentern ab. So fing man an, die preußischen Soldaten auf der Straße zu schimpfen, zu verhöhnen. Trotz aller Zurückhaltung und Mäßigung von seiten der Preußen, die oft vielleicht weiter ging, als das militärische Ehrgefühl erlaubte, vielleicht auch gerade wegen dieser Mäßigung, die dem feigen Pöbel als Feigheit vorkommt und ihm Mut macht, kam es endlich zu einer förmlichen Metzelei, bei der mit heimtückischster Hinterlist und Bosheit die einzelnen Soldaten niedergeschossen wurden, während der Pöbel, wo ihm auch nur ein kleines geschlossenes Pikett entgegentrat, auseinanderstob. Die Sache nahm ein Ende, als der preußische Generalgouverneur vor den Augen der Mainzer auf der Citadelle die Kugeln glühend machen ließ, mit denen die Stadt jeden Augenblick in Brand geschossen werden konnte; — doch ich habe das ja schon früher erwähnt. — Die Mainzer Affaire wurde aber noch durch das überboten, was in Berlin vorging, das sich überhaupt nur mit den Vorgängen in Wien vergleichen läßt.

In Berlin waren mit Beginn der revolutionären Bewegung im März einige hundert Polen, die in dem Aufstand des Jahres 1846 als Rädelsführer gefangen genommen worden waren und gerade gerichtlich abgeurteilt werden sollten, freigelassen worden. Sofort hatten sie sich bewaffnet unter dem Jubel der Berliner und waren, geführt durch einen gewissen Mieroslawski, den echten Typus des vertriebenen Polen, der die Revolution wie ein

Handwerk betrieb, nach Posen gezogen. Die Berliner meinten naiver Weise, er werde mit diesem Häuflein dann weiter gegen Rußland ziehen und dies Bollwerk des Absolutismus und der Despotie über den Haufen werfen. Er blieb aber in Posen. Dies war nebst der anderen, nicht zum „deutschen Bund“ gehörenden Provinz Preußens (Ost- und Westpreußen) ins neue Deutschland eingetreten. Wohl die Hälfte seiner Bewohner, und zwar die wohlhabendsten und geistig regsamsten waren deutsch; die Polen aber verlangten das ganze Posen für ein wiederherzustellendes Polen und sie fanden ihre eifrigsten Fürsprecher dafür auf der linken Seite des Frankfurter Parlamentes. Man hörte da wieder fulminante Reden über den „Völkermord“, wie man die Teilung Polens nannte; Reden, wie man sie früher unzählige Male in Zeitungen und Broschüren gelesen. Im Parlament saß ein ultraliberaler, ja ultraradikaler Geist, W. Jordan mit Namen. Er hatte sich bekannt gemacht auf einer Schriftstellerversammlung in Berlin durch einen Toast auf die „Freiheit von aller Gewalt, nicht bloß der wirklichen auf Erden, sondern auch der eingebildeten Spukgewalt im Himmel“, einen Toast, bei dem es auch die kältesten Freigeister überrieselte. Im Parlament stimmte er stets mit der äußersten Linken. In der Debatte über die Rückgabe ganz Posens ans künftige Polen vernahm man aber seltsame Worte. Man sollte, sagte er, doch endlich einmal aufhören, die Teilung Polens als einen Völkermord zu bezeichnen, sie sei kein Mord gewesen, sondern nur die Bestattung einer Volksleiche. Ein ungeheurer Sturm der Entrüstung erhob sich auf der Linken, die ihn für einen Abtrünnigen erklärte. Jordan war mit fliegender Fahne und klingender Fanfare ins konservative Lager übergegangen, ward nachmals Reichsmarinerat, dann einziger Pensionär des nicht zu stande gekommenen Reichs, entsagte der Politik völlig, widmete sich der Dichtkunst, bearbeitete die „Nibelungen“ und lebt als „Nibelungen-Jordan“ still und

harmlos in Frankfurt a. M. bis auf diesen Tag. Für Posen aber war der Ausgleich getroffen worden, daß man es in einen deutschen und polnischen Teil schied; nur der erste sollte zu Deutschland gehören. Der hessische General, nachmals Kriegsminister, von Schäffer-Bornstein war beauftragt worden, die Grenzlinie (Demarkationslinie) zwischen Deutsch- und Polnisch-Posen festzustellen, daher Demarkations-Schäffer genannt. Nach diesem Posen begab sich also Mieroslawski mit seinen hundert freigelassenen Polen, wollte aber auch Deutsch-Posen in Besitz nehmen, vertrieb die preußischen Beamten, mißhandelte, den Frankfurter Polenfreunden zum Dank, die Deutschen, so daß die preußischen Truppen einschreiten mußten, die nur nach äußerst blutigem Kampfe unter General von Wedell über die Polen Meister wurden. Mieroslawski entkam, um bald nachher, wie gewöhnlich begleitet von einem Harem liederlicher Dirnen, als Führer der Aufständigen in Baden in dem angeblichen Kampf für die deutsche Reichsverfassung aufzutauchen.

In Berlin hatte die vom König berufene sogenannte konstituierende Versammlung, die eine Verfassung für Preußen herstellen sollte, ihre Beratungen etwa in derselben Weise geführt, wie das Frankfurter Parlament, sie hatte ungefähr dieselbe Anzahl von Schwätzern und Schreiern in ihrer Mitte und stand fast noch mehr unter dem Einfluß des Straßenpöbels, der jedesmal tumultuierte, sobald ein Beschluß gefaßt wurde, der ihm nicht gefiel. Am 8. Juni hatte es der Prinz von Preußen, den man den Kartätschenprinzen schimpfte, weil er im ersten Aufstand zu Berlin mit den Truppen energisch vorgegangen war, dem man sein Palais abgenommen und es zum „Nationaleigentum“ erklärt, auch solches durch eine Inschrift angezeigt, der dann nach England hatte fliehen müssen, gewagt von dort zurückzukehren, um einmal einen Augenblick seiner Pflicht, seinem Mandat als Abgeordneter zu genügen, das er nicht etwa durch den König, seinen Bruder,

sondern durch fast einstimmige Wahl eines preußischen Wahlkreises bekommen hatte; aber man brachte ihm einen solchen Haß entgegen, daß er sofort die Versammlung verließ, um sich wieder nach England zu begeben. Dieser Prinz war kein anderer, als unser jetziger geliebter Kaiser. Dem gegenüber wollte es noch wenig heißen, wenn der Minister Graf Arnim auf der Straße vom Pöbel gröblich insultiert ward. Tags darauf brachte man dem französischen Gesandten Arago einen solennen Fackelzug unter dem tausendstimmigen Ruf: Vive la république! Zuletzt stürmte der Pöbel das Zeughaus und plünderte die Trophäen von hundert ruhmreichen Siegen. Da alles Militär entfernt und die Bürgerwehr ermüdet, entmutigt und zuletzt ganz verbummelt war, eine über alle Maßen freche Judenpresse unausgesetzt die staatlichen und kirchlichen Autoritäten höhnte, verdächtigte, verleumdete, beschimpfte und die Massen aufhetzte, hatte zuletzt der süße Pöbel die Alleinherrschaft und übte diese besonders in der konstituierenden Versammlung aus, in der jeder, der noch einigermaßen für Mäßigung war, aufs ärgste verhöhnt und bedroht ward, in die schließlich, was noch das traurigste war, die Schandsprache des Preß- und anderen Pöbels auch eindrang. Das Maß, längst voll, sollte aber noch zum Überlaufen kommen. Am 21. Oktober belagerte der Pöbel geradezu den Sitzungssaal, wüste Kerle pflanzten sich am Eingange auf und hielten jedem Abgeordneten, der hinein ging, einen Strick vors Gesicht mit der Drohung, ihn daran aufzuknüpfen, wenn er nicht stimme, wie der Pöbel es wollte. An demselben Tage kam die Nachricht von der Erstürmung Wiens. Da ermannte sich der König, ernannte ein energisches Ministerium, an dessen Spitze der Graf von Brandenburg und Freiherr v. Manteuffel standen. Diese verlegten den Sitz der Versammlung nach Brandenburg. Die Versammlung weigerte sich dessen. Die „Stadt", wie man sagte, oder die „Bürgerschaft" nahm eine drohende Haltung an, aber es war

mittlerweile der General Wrangel, der die Dänen siegreich bis in den Norden Schleswigs gejagt, mit den Garden zurückgekehrt und hatte sich der Stadt genähert. Da beschloß die Stadt großmütig, um Blutvergießen zu vermeiden, bloß passiven Widerstand zu leisten. Wrangel rückte ein. Die konstituierende Versammlung ließ sich von einem Sitzungslokal ins andere treiben, faßte noch einen Beschluß, alle Steuern zu verweigern, womit sie die Massen in der ganzen Monarchie zu gewinnen hoffte, wurde dann aber auseinander gesprengt. Die Bürgerwehr ließ sich entwaffnen und auflösen. Die Hauptwühler flohen. Die besonnenen Elemente der Versammlung fanden sich in Brandenburg zusammen. Da erschienen auch die Demokraten, um sie zu stören und durch mutwilliges „Austreten für heute" beschlußunfähig zu machen. Da ward die Versammlung aufgelöst. Eine neue Verfassung ward octroyiert, eine neue Versammlung berufen, welche aber dieselbe Sprache führte und darum auch wieder heimgeschickt wurde, bis erst 1850 eine Verfassung octroyiert werden konnte, die wesentlich noch jetzt besteht. Während all dieser widerlichen Kämpfe war auch einmal ein Attentat auf den König gemacht worden. Ein gewisser Sefeloge hatte ihn mit einem Pistolenschuß im Wagen am Arme verwundet.

Im allgemeinen kann man sagen, daß mit der Besiegung des Aufstandes in Wien wie mit der Einsetzung des Ministeriums Manteuffel und Brandenburg in Berlin für das politische Leben von ganz Deutschland ein Wendepunkt eintrat. In den politischen Mordthaten auf der Pfingstweide resp. an der Bornheimer Heide in Frankfurt (Auerswald-Lichnowski), auf der Donaubrücke in Pest (Lamberg), im Kriegsministerium zu Wien (Latour) und zu Prag (Gemahlin des Fürsten Windischgrätz) hatte das Fieber, in dem Deutschland monatelang delirierte, einen Höhepunkt erreicht; es kam ein Rückschlag. Nicht bloß, daß das Sichaufraffen der Regierungen, namentlich der deutschen Groß-

mächte das öffentliche Leben wieder in einen ruhigen Gang brachte, es regten sich auch die konservativen Kräfte in der Bevölkerung. Konservative Vereine wagten es, neben den demokratischen, nicht bloß zu existieren, sondern auch redend und handelnd auf den Plan zu treten, sich zu größeren Kongressen zusammenzuschließen und Interessen geltend zu machen, die man wohl für immer verschwunden halten mochte, die aber eben einmal unaustilgbar sind. Während man siegesgewiß und höhnisch in der Paulskirche zu Frankfurt der Kirche Christi zugerufen: sie möge in den Himmel zurückkehren, von dem sie gekommen, trat sie in einer Weise in das öffentliche Leben, wie lange nicht, und beides im katholischen wie im protestantischen Gebiet.

Sei es auch hier an der Hand persönlicher Erinnerungen, vielleicht unscheinbarer Art, an der eine geschichtliche Wendung und geschichtliches Werden zu Tage tritt, das, bis auf diesen Tag im Wachsen begriffen, in den Riesenkampf der Zeit, der wie der Kampf aller Zeiten und der ganze Verlauf der Weltgeschichte, nach Goethes Wort, ein Kampf zwischen Glauben und Unglauben, Reich Gottes und Reich der Welt, Christus und Belial ist, zu unaufhaltsamem Sieg eingetreten ist.

Im bescheidenen Seminarstädtchen hatten wir, eine kleine Anzahl von Kandidaten, 4—5 an der Zahl, mit einem Blinden- und Taubstummenlehrer unter allen politischen Debatten und Kämpfen, in die wir hineingezogen wurden, doch auch unseres theologischen Studiums nicht so ganz vergessen und hatten auch im Seminar manche theologische und kirchliche Debatte führen müssen, in denen man uns von Seiten der wohl achtmal so großen Zahl theologischer Gegner sehr von oben herab als halb verrückte Menschen, als solche, die lächerlicher Weise für eine abgethane, völlig verlorene Sache kämpften, spöttisch und höhnisch behandelte. Man nannte uns wohl die Augustinerbrüder, und wir selbst nannten uns auch so, denn die theologische Debatte

war veranlaßt hauptsächlich durch die Lehre von der Sünde, wie sie der Kirchenvater Augustin ausgebildet, in dessen Studium, wenn auch auf einigen Umwegen, wir hineingezogen worden waren. In einem Kolleg, dessen Aufgabe die Vergleichung verschiedener gedruckter Predigten war, hatte mir der Seminardirektor C. die Aufgabe gestellt, zwei Predigten über das Adventsevangelium, eine von Hofacker und eine von Uhlich mit einander zu vergleichen. Es war dies eine schwere Aufgabe, da jeder der beiden Prediger sich in ganz anderer Luft, auf anderem Boden, in anderem Element sich bewegt. Man könnte wohl eher einen Adler mit einer Schnecke, eine in den Lüften an ihren goldenen Liedern zum Himmel kletternde Lerche mit einer in einer Stubenecke pfeifenden Maus vergleichen. Eine Vergleichung Hofackers mit Uhlich mußte sofort den fundamentalen Gegensatz herausstellen, der sich so formuliert: Hofacker kennt eine sündige Verderbnis der Menschennatur, als Folge davon ein Gefühl des Elends, eine Sehnsucht nach einem neuen Wesen, nach Versöhnung, Erlösung, Heiligung, die in Christo, dem zweiten Adam, dem neuen Menschen und Anfang und Haupt eines neuen Geschlechts, Gottes- und Menschensohn, geschehen ist. Uhlich erklärt den Menschen für gut von Hause aus und stellt ihm die Aufgabe, durch Übung seiner guten Anlagen nur immer besser zu werden. Bis dahin selbst ganz rationalistisch geschult, konnte ich doch nicht umhin, infolge eigenster Erfahrung und im Angesichte der ganzen Menschheitsgeschichte, in welcher die Sünde eine so fürchterliche Rolle spielt, der langen Reihe von Frevelthaten, tyrannischen Gewaltthaten und wieder Aufruhr und Empörung, Treubruch und Verrat u. s. w., welche die Menschheit wie eine schwere Kette durch alle Jahrhunderte hinter sich herschleppt und wie sie gerade in der von uns erlebten Revolution vorgekommen, und wesentlich unter deren Eindruck — mich für die Ansicht Hofackers zu entscheiden. Darüber entbrannte der Kampf, in dem dann vor allem der Ursprung des

Bösen zur Sprache kam. Ein halbes Jahr zuvor war das Thema schon einmal besprochen worden, aber in einer wenig ernsten Weise. Ein Kandidat, K. O., ein eminent begabter Mensch, der, leider ohne tieferen sittlichen Halt, nachmals zur äußersten Linken überging, als Prediger des Aufruhrs auf der noch zu erwähnenden Oberlaudenbacher Volksversammlung, auf der ein politischer Mord geschah, zum Tode verurteilt, nach der Schweiz und dann nach England geflohen, als Zeitungsschreiber den verschiedensten Parteien gedient, in England in einem Irrenhaus gestorben ist, hatte damals, in genauer, aber nur verstandesmäßiger Kenntnis der kirchlichen Lehre, in der dogmatischen Debatte über den Ursprung der Sünde, den alten Direktor C., der eine dem Menschen neben vielen guten auch anerschaffene böse Anlage behauptet hatte, mit sehr gewandter Dialektik in zwingenden logischen Schlüssen so weit gebracht, daß er bekennen mußte, daß nach seiner Behauptung Gott selbst — der größte Sünder sei, wogegen der Alte sich jedoch gewaltig sträubte, aber mit allen mühsamen und peinlichen Windungen sich doch nicht der letzten Konsequenz entziehen konnte, worüber denn K. O. sich — amüsierte! Die Sache ward jetzt ernster genommen.

In dem beschämenden Gefühl der erlittenen schweren Niederlage bot jetzt unser Direktor allen Scharfsinn auf, seine immer noch festgehaltene Behauptung zu verteidigen, brachte eine Menge rationalistischer Bücher mit in das Kolleg, wie namentlich eins vom alten Professor David Schulz in Breslau, in denen die kirchliche Lehre von der Erbsünde teils in einigermaßen würdiger, teils aber auch in höchst unwürdiger frivoler, bisweilen auch süßlich sentimentaler Weise bekämpft wurde. Ich mußte meine Position verteidigen, sah mich auch nach Hilfstruppen in Büchern um, und kam so zum ersten Male auf das Buch von Professor Müller in Halle: Über die Sünde. Ich hatte bis dahin von meinen akademischen und seminaristischen Lehrern nur mit großer

Geringschätzung und spöttisch vom „Sündenmüller“ in Halle reden hören und mir vorgestellt, in seinem Buche müsse viel verkehrtes und dummes Zeug stehen. Jetzt las ich es und hatte bald den Eindruck: „Das ist ja alles ungeheuer gescheit,“ ja was noch mehr: „ganz unwidersprechlich wahr“. Müller führte uns auf Augustin, den wir daheim, am liebsten aber in dem benachbarten Offenheimer Wäldchen, im Hause des Försters Oehle mit einander lasen, daher unser Name Augustinerbrüder. Aus dem dialektischen Kampfe aber kam eine tiefe, feste Überzeugung und aus der gewonnenen tiefern Kenntnis der Menschennatur eine Revision und Emendation der politischen Ansicht, die, wesentlich rationalistisch und liberalistisch, dazu höchst abstrakt und doktrinär, von einer einfachen Beseitigung hemmender Schranken eine herrliche Entfaltung der ja wesentlich aufs Gute angelegten und mit einer Fülle guter Anlagen begabten Menschennatur und mit ihr des gesamten Volks- und Menschheitslebens erwartet. Beruht doch der ganze Liberalismus in allen Gebieten des Lebens auf jener Unkenntnis der Menschennatur, einer Verkennung jenes furchtbaren Faktors der Sünde, des Egoismus im Menschen, und sind alle seine Verfassungstheorieen eigentlich nur auf das Wahngebilde eines vollkommenen guten Menschen zugeschnitten. Unsere Erkenntnis erhielt aber damals eine gewaltige Bestätigung eben in allen den blutigen Greueln, die die entfesselte Menschennatur in wenig Monaten des Revolutionsjahres verübt hatte. Wir gaben dem Liberalismus den Abschied, behielten nur das Ideal des unter einem Kaiser geeinigten deutschen Vaterlandes, galten natürlich sofort als Renegaten, Abfällige, und mußten uns auch den ebenso unsinnigen als boshaften Vorwurf gefallen lassen, wir strebten nach Gunst der Fürsten und Junker, nach der guten Pfründe eines Standesherrn, in einer Zeit, wo alle Vorrechte derselben, vorab ihre Patronatsrechte, und zwar diese für ewige Zeiten, zertrümmert und beseitigt erschienen und wo man für

„reaktionäre" Ansichten und Bestrebungen hundertmal eher den Strick als eine gute Pfründe zu erwarten hatte. Ein Referat über Schenkels (!) „Zweiundzwanzig Reden über Fragen der Zeit", in welchem Referat ich Schenkels Behauptung zugestimmt, daß Ronge kein zweiter Luther sei, hatte mir sofort den Schimpfnamen Mucker eingetragen, der den Gliedern unseres kleinen Kreises von Kollegen über die Straße nachgerufen wurde. Das alles war zuerst sehr bitter, aber heilsam. Es ist gut, wenn man bei der liberalen Welt erst einmal im Banne ist, auf ihre Gunst absolut nicht mehr rechnen kann. In Hessen sagt man wohl: „Er heißt einmal Bläß, dagegen kann er nichts mehr machen." Also nur vorwärts, zurück kann man nicht mehr, auch aus höheren, ja den höchsten Gründen; die Schiffe sind hinter uns verbrannt, die Brücken abgebrochen, also hinein in den Kampf für die Sache Gottes, die auch die heiligste Sache des Vaterlandes ist. Kaum hatte unser kleiner Kreis das Seminar verlassen und sich in erwünschtester Weise in Darmstadt in Hauslehrer- oder Institutslehrerstellen wieder zusammengefunden, als wir sofort ein politisch-kirchliches Blatt begründeten: „Politisch-kirchliche Blätter" genannt, und damit, wenn auch noch nicht ganz los von liberalistischen Theorieen, doch im wesentlichen einen entschiedenen Kampf begannen für einen Neubau des Vaterlandes auf christlicher Grundlage". Leider mußten wir den Kampf wesentlich auch gegen unsere Staats- und Kirchenobrigkeit führen, die liberal zum Exceß waren; wohl war's respektswidrig, wir sagen wohl gar, wider das vierte Gebot. Es waren die Flegeljahre unseres jungen Konservatismus. Noch aber lesen die Leute von damals ab und zu gern einmal wieder einen Artikel aus den zwei Jahrgängen jener Blätter. Mag man tadeln, so viel man will, jugendlicher Kampfesmut und frohe Siegeszuversicht, wie sie nur die Gewißheit einer guten Sache einflößen kann, ist darin zu verspüren. Möchte es aber heute wohl kaum nur beachtet werden, wie schwere

Kämpfe es damals kostete, zur Erkenntnis von Wahrheiten zu gelangen, die jetzt jedermann so einfach, leicht und klar dargeboten werden, wie es schwer war, als verschwindende Minorität für Wahrheiten einzutreten, die, wie jene Lehre vom sündlichen Verderben der Natur damals von ungeheuren Majoritäten mit Hohnlachen abgewiesen, jetzt aber doch wohl von den meisten Dienern der Kirche anerkannt werden.

In jener Zeit trat einmal ein junger Mann in unsern Kreis, den wir hoch verehrten und herzlich lieb gewannen, den Dichter Oskar von Redwitz; durch seine „Amaranth“, „den ersten Harfenstein“ am Bau des Domes christlich deutschen Volkstums war er uns bekannt geworden. In schönem Einband hatte sie schon der eine oder andere dem Mägdlein geschenkt, das zum ersten Mal einen tiefen und dauernden Eindruck auf das jugendliche Herz gemacht, dem er auch später fürs Leben angehörte. Man erkannte ja bald die großen Mängel dieser Dichtung in poetischer wie auch selbst religiöser Hinsicht. Aber es war ein Grund, eine Gesinnung, ein Streben, das uns wohlgefiel. Dazu ließ sich der strenge Katholik uns Protestanten wohl gefallen, verweilte acht Tage lang unter uns mit großer Freude, wohnend im Hause eines lutherischen Theologen, des seligen Professors Dr. Lucius in Darmstadt, machte Ausflüge nach der Bergstraße, die dichterische Kollegin, die selige Frau Luise von Plönnies zu besuchen, die später auch nicht lange nachher ihre Harfe zur Ehre Gottes stimmte. Was nun an der „Amaranth“ besonders gefiel, war die poetische Vorrede, die Klage, daß so gar sehr das Lied verstummt sei zur Ehre dessen, der doch Herr des Klanges und Lichtes ist, während sie als verwirrte Baugesellen am Turm zu Babel bauten.

Während man unter gewaltigem Gehämmer, Gelärm, Geschwätz, Geschrei, Gezänk und pathetischen Reden an dem stolzen Bau beschäftigt war, ward in aller Stille unbemerkt, oder, wenn

bemerkt, unter dem geringschätzigsten Hohn, der Grundstein zu manchem kirchlichen Liebes- und Friedenswerk gelegt, das den stolzen Babelsbau von damals überdauerte, und noch manchen anderen überdauern wird. Gleich nach Beginn der großen Umsturzbewegung zog, 3 Meilen nördlich von Frankfurt, eine kleine Gesellschaft, bestehend in einem Pfarrer, dem alten „Mystiker von Hainchen", nebst Frau, den Taubstummenlehrern Sp. und S., dem nachmaligen „Blindenschäfer", zwei Kandidaten des Predigerseminars und zwei armen verwahrlosten Kindern, einem Mädchen und einem Knaben in ärmlichster Kleidung in einem „Familienwagen" nach dem alten Kloster A. in der Wetterau, wo der edle Graf zu S. L. einen abgelegenen Pavillon nebst Garten zu einer Erziehungsanstalt für arme Kinder eingeräumt, um hier das erste sog. Rettungshaus im mittleren Deutschland zu eröffnen, nachdem es durch den mannhaften Pfarrer B. in L. nach glaubensstarker und hoffnungsfreudiger Rede eingeweiht war. Ein erstes lebendiges Steinchen, zu dem nachher noch hunderte in allen Teilen Deutschlands kamen, Anstalten christlicher Barmherzigkeit für Verwahrloste, Verirrte, Gefallene, Gefangene, Kranke, Hungernde, Entblößte, Wandernde, Fremdlinge, Obdachlose u. s. w. Die ersten Anfänge, der ins weite gehenden inneren Mission nach dem Vorgange der gesegneten Arbeiter in Gottes Weinberg, Falk, Wichern, Fliedner &c.

Vielleicht noch unscheinbarer als so ein Rettungshäuschen war eine Versammlung, die sich halbjährlich einmal nahe bei Frankfurt auf dem hinter Fichten und Tannen still versteckt liegenden sog. Sandhof (jetzt geht der neue hohe Damm der Main-Neckarbahn dicht an ihm vorüber) zu gemeinsamer Besprechung und Beratung über religiöse und kirchliche Fragen und Angelegenheiten vereinigte. Es war eine kleine Zahl als Pietisten verrufener und verspotteter Geistlichen, deren Namen von aufgeklärten Leuten damaliger Zeit kaum genannt werden konnte, ohne daß

sich der Mund zu mitleidigem oder spöttischem Lächeln verzogen hätte. Wir halten sie jetzt als unsere geistlichen Väter hoch in Ehren; seien mit herzlichem Dank wenigstens die Namen derer genannt, die jetzt eingegangen sind zu ihres Herrn Freude: Pfarrer Zimmer und Gymnasialdirektor Bömel in Frankfurt; Gymnasiallehrer Wackernagel (damals in Wiesbaden, nachmals in Elberfeld, Dresden, der Germanist und Hymnologe); Pfarrer Huth aus Seeheim; Heber aus Offenbach; Reallehrer Reich, nachmals Pfarrer in Reichelsheim im Odenwald zum Doctor theologiae honoris causa von der Rostocker Fakultät ernannt; Pfarrer Helferich, der feurige Prediger der Glaubensgerechtigkeit, aus der römischen Kirche herübergekommen, damals Pfarrer in Dolgesheim in Rheinhessen, gestorben zu Beedenkirchen im Odenwald; Richter aus Praunheim, Professor — damals Kandidat — Lucius aus Darmstadt. So viel verspottet und verdächtigt diese Konferenz war, sie bildete einen Anziehungs- und Sammelpunkt für viele, die aus dem herkömmlichen öden Rationalismus zu vollerem Leben sich sehnten. Scheu und schüchtern ist mancher junge Kandidat dorthin gegangen, wie Nikodemus in der Nacht zu Jesu kam. Jedesmal aber sah man neue Mitglieder, alte Bekannte, von denen man's nie geglaubt, daß sie auch noch diesen Weg gehen würden. „Du auch hier?! das ist schön!" wie oft hörte man diesen Begrüßungsruf.

Gerade als man in der Paulskirche jene Ausbrüche eines wütenden Hasses gegen die Kirche vernahm, die man gern von der Erde vertilgt hätte, tauchte, angeregt durch den damaligen Pfarrer im Dörfchen Rimhorn in der Grafschaft Erbach im Odenwald, Dr. Haupt, jetzt in Gießen, der Gedanke auf, alle noch am Bekenntnis evangelischer Wahrheit hangenden Christen deutscher Zunge zu einer großen Versammlung nach Wittenberg an Luthers Grab zu berufen, Luthers Glauben laut und bestimmt vor aller Welt zu bekennen und über Neubau der Kirche zu be-

raten, über die jetzt die Fluten des Hasses gingen, die aber doch auch, wenn es Gottes Wille war, von der neuen Freiheit einen Gewinn haben konnte, in der Freiheit, sich, los vom bureaukratischen und knechtenden Staat, selbständig aus ihrem eigenen innersten Leben zu gestalten. Es entstand der sog. deutsche Kirchentag, vielfältig noch mit unklaren Anschauungen bezüglich des Wesens der Kirche, auch nicht frei von menschlicher Macherei, auf Union hinzielend, nachmals durch des seligen Stahl Einfluß sich zur „Konföderation" hinwendend, in der doch schon die Anerkennung einer Eigenart und Berechtigung der seitherigen Konfessionskirchen lag. Immerhin war es ein Großes, in jener Zeit einmal von 1000, 1500, 1800, ja 2000 Männern, Geistlichen, Weltlichen, Männern der Wissenschaft wie der Praxis, Künstlern, Beamten, Kriegsleuten, Staatsmännern, Kaufleuten, Industriellen &c., mit Einem Munde den Glauben an den dreieinigen Gott und das Heil in Christo bekennen zu hören, und mächtig fortwirkend bis auf unsern Tag war die Bewegung, die von dem Kongreß für innere Mission ausging, der nach Wicherns gewaltiger, die entsetzlichsten Schäden unseres Volkslebens bloßlegender und zur helfenden Arbeit auffordernder Rede zu Wittenberg sich konstituierte und an den Kirchentag anschloß, um später selbständig zu werden. Der Kirchentag hatte seine Aufgaben, auch seine Zeit. Er mußte zurücktreten vor den klareren und entschiedeneren Überzeugungen und Bestrebungen der, der Wahrheit des Bekenntnisses deutscher Reformation sich mehr bewußt werdenden Christen; aber er bildete doch den Anfang der großen Gemeinschaften, Konferenzen, Kongresse, die seitdem auch vor den Augen der Feinde gezeigt, daß die Kirche noch lebt, und absolut nicht mehr im Winkel bleiben, sondern das Volksleben erfrischen, bilden, heiligen, die wahren Fundamente wahren Wohles legen, und dies Wohl und Heil darauf bauen will, auch wirklich viel gebaut hat und noch baut und bauen wird. Was man damals einen

„Unken- und Eulenruf“ nannte, war ein gewaltiger Weckruf, die totgeglaubte Kirche, von der man meinte, man habe nur vergessen, sie zu begraben, wozu man sich nun anschickte, ja, womit man bereits eifrigst beschäftigt war, stand wie ihr gekreuzigter Herr wieder mitten im Leben, lebendig und lebenerweckend da. Das lärmende Parlament mit seinem Babelbau ist spurlos verschwunden. Das kirchliche Werk ist geblieben, gewachsen, ja ist das einzige, das stetig wächst, hat sein Arbeitsgebiet erweitert und wirksam nach allen Richtungen hin ins Volksleben eingegriffen. Wohl ein halbes Tausend Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder sind in allen Teilen Deutschlands entstanden, sittliche Pflege der Handwerkerjugend in Jünglings- und Gesellenvereinen, in christlichen Herbergen, Dienstbotenanstalten, Volksbibliotheken; Sorge für Auswanderer, Fabrikarbeiter, Eisenbahnarbeiter, Gefangenpflege, Krankenpflege durch Diakonissen und Diakonen, Sonntagsschulen, Kampf gegen Sonntagsentheiligung, Spielhöllen, öffentliche Unzucht, Rettung der Gefallenen, sog. Stadtmission zur Abhilfe verschiedenartigster Notstände in der verkommenen Bevölkerung der großen Städte, sind lauter Thätigkeiten, die, von Jahr zu Jahr wachsend, damals unter den heftigsten und kirchenfeindlichsten Stürmen ihren Anfang nahmen und durch die Stürme wie junge gesunde Bäume nur fester einwurzelten. Im katholischen Gebiet bildet die Versammlung katholischer Bischöfe in Würzburg am 23. Oktober 1848 den Anfang wachsender Machtstellung der römischen Kirche. Was damals ein „Professorenparlament“ in Eisenach mit vielem Lärm zur Reform der Wissenschaft und der Hochschulen versucht, hat sich im Sande verlaufen. Doch wir haben noch den Verlauf der politischen Entwicklung zu betrachten.

Die beiden deutschen Großstaaten hatten aus ihrer tiefen Zerrüttung und Ohnmacht sich selbst geholfen und den Vollbesitz ihrer Macht wieder erlangt. Vom Parlament in

Frankfurt und der sogenannten Reichsregierung hatten sie Hilfe weder erlangt noch begehrt; zeigten auch ebenso wenig Lust, sich nur irgend wie unter das Parlament zu stellen und von ihm oder der Reichsregierung sich irgendwelche Weisung und Direktive zugehen zu lassen; was sie nicht einmal im Zustande tiefster Ohnmacht thaten, viel weniger jetzt im Vollbesitze ihrer Macht. Mehr oder weniger klar erkannten die ruhigen Elemente in der Paulskirche die Bedeutung solcher historisch gewordenen Staaten, mit denen man jedenfalls als Bausteinen für ein neues Reich rechnen müsse, erkannten die Vergeblichkeit des Beginnens, ein ganz neues nach allerhand politischen Theorien zu konstruieren. Daß man sich an irgend einen der bestehenden festen Staaten anlehnen müsse, wurde den ruhiger Denkenden immer klarer. Und es war nur die Frage: an welchen? Eine Partei, geführt von dem Parlamentspräsidenten Heinrich von Gagern, die einen mehr einheitlichen Bundesstaat, nicht einen Staatenbund erstrebte, einen Bundesstaat, der bei dem Dualismus der beiden Großmächte nicht zustande kommen sollte, bezeichnete Preußen als das Centrum, an das man sich anschließen müsse, weil es der größte rein deutsche Staat sei. Diese Partei nannte man die kleindeutsche. Ihr stand gegenüber die großdeutsche, vertreten durch den Reichsminister von Schmerling, welche Österreich als Centrum ansah, und zwar als ein noch viel mächtigeres, und deren Wunsch und Streben war: Ein Eintritt Gesammtösterreichs mit Ungarn, Venetien, Lombardei, Galizien, Dalmatien in den deutschen Bund. Dieser Gedanke war ein geradezu ungeheuerlicher, denn mit Slowaken, Panduren, Italienern konnte man ja doch kein gemeinsames Parlament haben, und ohne ein solches, meinte man, ist doch ein freiheitliches Staatenleben nicht möglich; hatten ja doch auch selbst die Czechen in Böhmen, die zum deutschen Bund gehörten, die Aufforderung, das Frankfurter Parlament zu beschicken, mit Hohn und Entrüstung abgewiesen. — Da die klein-

deutsche Partei die Übermacht hatte, brachte sie gerade in den Tagen der größten Ohnmacht Österreichs, während der Herrschaft der Aula in Wien, einen Beschluß zustande, daß ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen nie zu einer staatlichen Einheit verbunden werden, sondern nur in einer Personalunion zu ihm stehen, d. h. durch die Person des Monarchen mit ihm vereinigt sein könne. Durch diesen Beschluß wurde Österreich nur in bezug auf seine deutschen Provinzen als zu Deutschland gehörend erklärt, der österreichische Kaiser aber mit seinen außerdeutschen Staaten vom deutschen Reiche ausgeschlossen. Fürst Schwarzenberg, der neue Leiter des durch die Überwindung des Aufstandes in Wien wieder gekräftigten Österreichs, erklärte dem Frankfurter Parlament, daß Österreich sich nie werde aus Deutschland hinausdrängen lassen. Desto eifriger arbeitete nun die kleindeutsche Partei an der Verwirklichung ihrer Idee eines deutschen konstitutionellen Bundesstaates mit einem Volkshaus und einem Reichsoberhaupt, zu welchem sie sich den König von Preußen ausersehen hatte, und als Heinrich von Gagern in die Stelle des aus diesem Grunde abtretenden Schmerling in das Reichsministerium eintrat, machte die Parlamentsmajorität das gegnerische Programm zu dem ihrigen. Preußen selbst, d. h. der König und der Minister erklärten nun wohl, an die Spitze eines engeren Bundesstaates treten zu wollen, aber dieser engere Bundesstaat sollte mit Österreich in einem weiteren Staatenbund vereinigt bleiben. Auch sollte der König von Preußen nicht den Kaisertitel führen. Man könnte diese billige Rücksicht auf den Nebenbuhler Österreich wohl aus Klugheit erklären, die wohl erwog, daß es sonst mit Österreich zu einem heftigen Konflikt, einem furchtbaren Kampf auf Leben und Tod kommen würde, aber wir haben fast noch mehr Grund, die Ursache jener Rücksicht in der persönlichen Ehrenhaftigkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu suchen.

Österreich wollte weder das eine, noch das andere, verwarf ein gemeinsames deutsches Volkshaus und schlug ein Zusammentreten der deutschen Staaten nach Gruppen und die Errichtung eines von allen deutschen Staaten zu bildenden Staatenhauses vor. (Das wäre der alte Bundestag gewesen, ein wenig verändert.)

Die kleindeutsche Partei beeilte sich nun, das Eisen zu schmieden, so lange es glühte, und rasch die Gesamtverfassung durchzuberaten und zu beschließen. Mit den Grundrechten war man endlich fertig geworden, sie waren in der Tat, wie schon früher angedeutet, ganz dasselbe abstrakte Gemächte, wie die in der französischen Konstitution von 1791 proklamierten, als Einleitung und Basis der Konstitution vorangestellten „allgemeinen Menschenrechte." Man hätte sich die ganze lange Arbeit, die Opfer an Geld und Zeit &c. sparen und einfach jene französischen allgemeinen Menschenrechte acceptieren können. — Die Grundrechte wurden feierlich in der Paulskirche verlesen und als Gesetz proklamiert. Die Einzelstaaten sollten sie in ihren Regierungsblättern und Gesetzsammlungen bekannt machen; es thaten's aber nicht alle. Übereifrige verlangten, daß sie in der Kirche verlesen und darüber gepredigt werde. Es fanden sich Pfaffen, die beides thaten. Die ordentlichen Geistlichen lehnten es ab. Sehr bald schon zeigte sich ein großer Mangel an Respekt vor diesem Gemächte des modernen Zeitgeistes; statt Grundrechte, sagte man wohl: Grundschlechte.

Nun ging's an die Gesamtverfassung. In getreuer Nachäffung der französischen Konstitution von 1791 wurden die Grundrechte vorangestellt. Dann kam die Konstitution in sechs Hauptabschnitten. Sie enthielten Bestimmungen über das Reich, die Reichsgewalt, das Reichsoberhaupt, den Reichstag, das Reichsgericht. Dem Reichsoberhaupt sollte die erbliche Kaiserwürde zugesprochen und es sollte aus der Zahl der deutschen Fürsten

gewählt werden. Der Reichstag sollte aus einem Staatenhaus und einem Volkshaus bestehen; ersteres zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch die deutschen Kammern zu erneuern. Das Volkshaus sollte rein demokratisch durch Urwahlen nach der Kopfzahl mit allgemeinem Stimmrecht bestellt werden. Die Kaiserliche Gewalt war ein reiner Schatten. Am 28. März 1849 fand die Kaiserwahl statt. Etliche wenige Stimmen erhielt der Kaiser von Österreich. Man hörte den Ruf: „die Kron-Insignien liegen in der Hofburg in Wien!" Etliche Stimmen bei der namentlichen Abstimmung lauteten: Ich bin kein Kurfürst! Endlich fiel die Wahl mit 290 gegen 248 Stimmen auf den König von Preußen. Die Wahl war nur durch Konzessionen an die Demokratie möglich geworden.

Der Reichsverweser Erzherzog Johann verhielt sich bei der ganzen Sache absolut passiv. Das Parlament aber ordnete eine Deputation aus seiner Mitte ab, welche dem König Friedrich Wilhelm die Krone, will heißen die Nachricht von dem Parlamentsbeschluß überbringen sollte. In unserer Begeisterung für die Wiederherstellung des deutschen Reichs und Kaisertums (?) ward uns jungen Leuten, trotz aller ernüchternden Erfahrungen, noch einmal ganz romantisch altdeutsch zu Mute. Wir begleiteten die Deputation mit größter Aufmerksamkeit, lebhaftestem Interesse, heißen Wünschen, ja mit — Gebet, von Station zu Station. Ach, daß nun alles zustande käme, der König annähme, das Ziel unserer patriotischen Sehnsucht erfüllt wäre! Die Deputation ging den Rhein hinab auf festlich geschmücktem Dampfer. Man dachte, sie werde mit hellem, lautem Jubel an allen Orten, da sie vorüberzog oder gar anhielt, begrüßt und aufgenommen. Aber dem war nicht so. Begeisterung ward nur hier und da in einigen ganz dünnen Stimmen laut. Kühl war der Empfang in Mainz, noch kühler in Köln und den altkatholischen Städten. In Elberfeld und Barmen brach wohl eine Flamme der Begeiste-

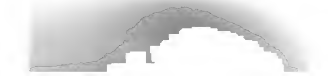
rung hervor, die jedoch im Münsterlande matt in sich zusammenfiel, noch einmal aufloderte im altpreußischen Minden-Ravensberg, um in Hannover wieder ganz klein zu werden, mit Brandenburg wieder aufschlug und einen gewissen Höhepunkt, doch auch nicht in der Stärke, wie man erwartet und vermutet, erlangte. Auffallend war den Abgesandten, wie den sie im Geiste begleitenden, daß von einem eigentlich feierlichen, oder wohl gar gemütvollen Empfang absolut nicht die Rede war. Der König selbst empfing die Deputation höflich, aber kühl. Die Reichsverfassung, die das Parlament im Bewußtsein voller Volks-Souveränität als Grundgesetz vollgiltig beschlossen, bezeichnete der König als einen bloßen „Entwurf", der erst noch mit den anderen deutschen Fürsten zu beraten sei. Nur im Einverständnis mit diesen sei die Schaffung und Ausübung einer Centralgewalt möglich. Trug doch auch die Reichsverfassung einen völlig demokratischen Charakter und konnte, wenn sie ins Leben trat, kaum etwas anderes sein, als ein Übergang zur vollständigen Republik. Die Deputation drang in den König, sie nur einmal anzunehmen, es könne ja vieles noch nachträglich geändert werden, man dachte wohl an einen Staatsstreich, wie der Präsident der französischen Republik Louis Napoleon ihn nachmals vornahm. Zu so etwas wäre der König nie fähig gewesen. Er blieb fest bei seiner Ablehnung und bat begütigend um ein wenig Geduld. „Bedenken Majestät", — soll da H. v. Gagern gesagt haben, der die Deputation führte, — „bedenken Majestät, was Faust sagt: Fluch vor allem der Geduld!" — „Das sagt Faust in demselben Augenblick, wo er seine Seele dem Teufel verschreibt!" war des geistvollen Königs schlagfertige Antwort. Noch einmal, wie damals erzählt ward, drang der ebenfalls in der Deputation befindliche Parlamentsabgeordnete von Hamburg, Heckscher, in den König — charakteristisch: Heckscher war ein Jude, ein sehr ehrenwerter Charakter, aber die deutsche Kaiserkrone aus der Hand eines Juden

zu nehmen, war doch eine seltsame Zumutung. Hekscher drang nochmals in den König, die Krone anzunehmen. „Herr Hekscher, nehmen Sie beschnittene Kronen?" soll der König ihm erwidert haben.

Enttäuscht kehrte die Deputation nach Frankfurt zurück und erstattete Bericht über den Erfolg ihrer Sendung. Er war wohl im ganzen wahrheitsgemäß, aber bezüglich der Aufnahme in den Städten unterwegs etwas schön gefärbt. Man hätte nun denken sollen, den Demokraten innerhalb und außerhalb des Parlamentes sei die Ablehnung des Kaisertums von seiten des Preußenkönigs im höchsten Grade erwünscht und willkommen gewesen, sie hätten triumphiert und sofort den Versuch gemacht, der demokratischen Verfassung auch eine formell demokratische Spitze in einem Präsidenten zu geben. Aber sie thaten es nicht, im Gegenteil, sie drangen jetzt auf Durchführung der Verfassung, die sie früher bekämpft. Warum? das ist leicht einzusehen. Man hatte ja in der Verfassung mit einem Scheinkaiser im wesentlichen eine Republik. Mit der Forderung der formellen Republik hätte man die monarchischen Elemente, deren mächtiges Vorhandensein im Volke man doch wahrgenommen, stutzig gemacht, den Widerstand aller Fürsten bis zum kleinsten herab wachgerufen, neue Kämpfe heraufbeschworen, in denen ganz gewiß eine äußerste Reaktion gesiegt hätte. Wozu solche Kämpfe um etwas, das unter diesem Namen nicht zu erlangen war, wenn man dasselbe unter anderm Namen haben konnte, dazu mit dem Schein der allergrößten Loyalität. Das Parlament, das man früher sprengen wollte, mußte jetzt die höchste Autorität haben. Das Eintreten der Demokraten für die Reichsverfassung war übrigens das stärkste Zeugnis dafür, daß König Friedrich Wilhelm IV. sie klar durchschaut und richtig gewürdigt. Die späteren blutigen Kämpfe der Demokratie für die Reichsverfassung waren eine perfide Heuchelei, wie sie nur auf dieser Seite der politischen Parteien vorkommen kann.

Am 11. April traten alle österreichischen Deputierten aus dem Parlament aus, der Reichsverweser blieb, bis die neue Centralgewalt in Kraft treten würde. Noch hatte die Gagernsche Partei die Hoffnung nicht aufgegeben, den König von Preußen doch noch zur Annahme bewegen zu können. Fortgesetzt wurden Verhandlungen mit Berlin geführt. Der König kam einigermaßen entgegen, als er die Erklärung abgab, daß er an die Spitze eines Bundesstaates treten wolle, der aus den Staaten bestehen werde, die sich freiwillig anschließen wollten. Dazu waren aber nur die kleineren und kleinsten bereit; Bayern, Sachsen, Hannover weigerten sich entschieden. Eine andere entgegenkommende Erklärung ging darauf hinaus, daß die Verfassung noch einmal von den Fürsten beraten und dann mit dem Parlament vereinbart werden sollte, das zu diesem Zweck noch fortbestehen möge. Auch dieser letzte Hoffnungsstrahl entschwand vor dem Trotz des Parlaments auf seine Eigenmacht.

Als nun Preußen erklärte, jedem anarchischen Versuch entgegentreten und eventuell die kleinen Regierungen schützen zu wollen, ward das für eine Anmaßung erklärt und feierlichst Protest erhoben. (4. Mai 1849.) Auch H. von Gagern protestierte zuerst, riet aber hernach doch, an Preußen festzuhalten als der einzigen festen Macht in Deutschland, und den anderen Staaten Zeit zu lassen, sich zu besinnen. Wenn das Parlament eine Anarchie veranlasse, dann sei alles verloren. Auf diese Erklärung resp. Bitte antwortete man mit einem wilden Toben. Vogt schimpfte wie ein Rohrspatz über Preußen; rief zur Selbsthilfe! Das Volk solle aufstehen in seinem Zorn! Die Fürsten seien Rebellen! Als Gagern ruhig seine Ansicht verteidigen wollte, unterbrach man ihn mit einem wilden schallenden Hohngelächter. „Buben lachen!" rief er in gerechtem Unwillen. Nun aber brach ein Schreien und Toben los, wie man's auch bei dem erregtesten Auftreten früherer Zeit nicht gehört. Aus dem wilden



Geschrei und Toben unverständlicher Stimmen hörte man nur immer und immer wieder die Worte: Fürsten Rebellen! Fürsten absetzen! Die konstitutionelle Mehrheit aber blieb standhaft. Die Weigerung des Reichsverwesers, den Parlamentsbeschluß vom 4. Mai zu billigen, — wie hätte er auch dem gewappneten Preußen gegenüber ihn durchsetzen können? — führte zu einem Konflikte, infolge dessen Gagern seine Entlassung aus dem „Reichsministerium“ nahm. Bald kamen Schlag auf Schlag Nachrichten von Volksaufständen von allen Seiten. Angeblich wollte man die Reichsverfassung durchführen, in Wirklichkeit die Throne stürzen. Den eigentlichen Führern der Aufständischen war der Inhalt der Reichsverfassung, weil undurchführbar und lebensunfähig, völlig gleichgültig. Man hatte ja einen Grund, Aufruhr zu predigen, das war genug.

Aufstände gab es vor allem in Preußen selbst; in Breslau, Düsseldorf, Krefeld, Iserlohn, am heftigsten in Elberfeld, wo die Sache stark socialistische Beimischung hatte; es gab da einen heftigen, langen, blutigen Straßenkampf. (Als später Friedrich Wilhelm IV. einmal bei einer persönlichen Anwesenheit in Elberfeld einer Deputation Elberfelder Bürger gegenüber darüber klagte, daß auch Elberfeld im Aufstand gewesen sei, gab ihm ein Elberfelder die Antwort: „Entschuldigen Majestät! Nicht Elberfeld war im Aufstand, sondern der Aufstand war in Elberfeld.“ Es waren ja in der That wohl meistens fremde Elemente, die sich empört hatten.) Die heißesten Kämpfe gab es in Sachsen. Die Demokraten, unterstützt von Bergleuten aus dem Erzgebirge und fremden Zuzüglern unter Führung des russischen Nihilisten Bakunin begannen den Aufstand in Dresden, vertrieben den König, der nach der Bergfeste Königstein flüchtete, setzten eine provisorische Regierung ein: Tschirner, Heubner, Todt, die den Staat tyrannisierten, wie er kaum je tyrannisiert worden war, und suchten mit Barrikaden an allen Ecken und Enden den zur

Herstellung der gesetzlichen Ordnung heranrückenden Preußen den Einzug zu wehren. Sie leisteten auch heftigen Widerstand, wurden aber durch zwei Bataillone Preußen, die der schwachen sächsischen Besatzung zu Hilfe kamen, überwältigt; die meisten Führer waren, wie gewöhnlich, am Schluß verduftet. Ein Aufstandsversuch in Leipzig, durch Arnold Ruge angezettelt, ward einfach durch Leipziger Kaufleute im Entstehen unterdrückt. — In Württemberg blieb's ruhig, da man dort die Reichsverfassung anerkannt hatte. Am ausgedehntesten und am meisten organisiert war der Aufruhr zur angeblichen Durchführung der Reichsverfassung, in Wirklichkeit Einführung der Republik, in Baden und der bayerischen Pfalz, worüber später noch ein ausführliches Wort.

Am 14. Mai rief Preußen seine Abgeordneten aus dem Parlament; bald folgten die Bayern und Sachsen. Bloß die Demokraten aus genannten Ländern blieben zurück und faßten nur noch revolutionäre Beschlüsse. — Der Reichsverweser ernannte noch einmal ein Reichsministerium, an dessen Spitze, wie zum Hohn, ein österreichischer Bureaukrat alten Schlags, Namens Gräwell. Bei seinem ersten Erscheinen hörte man einen Schrei der Entrüstung. Gräwell aber erklärte mit dürren Worten: das Spiel sei aus; der Reichsverweser warte nur, bis der alte Bundestag wieder zusammentrete, um das Mandat zurückzunehmen, das er ihm erteilt. Gagern, Arndt, Beseler, Dahlmann, Simson, Droysen, Welcker, Bassermann, Biedermann — übrigens alle Biedermänner altliberaler Richtung — traten aus. Bassermann, von dem infolge eines in einer seiner Reden gebrauchten Ausdruckes gewisse verkommene Persönlichkeiten mit struppigem Haar und Bart, schmutziger, zerrissener Kleidung, Kalabreserhut, klaffenden Stiefeln, sonst auch Strolch, Stromer genannt, die sich bei Aufruhr und Empörung sofort als Freiheitskämpfer einzustellen pflegten, den klassischen Namen „Bassermann'sche Gestalten"

erhielten, nahm ein beklagenswertes Ende. Er war ein aufrichtiger Patriot; infolge des traurigen Ausganges des Parlamentes, in dem seine Jugendhoffnungen zu Grabe getragen wurden, verfiel er in Schwermut, in der er seinem Leben mit eigener Hand ein Ende machte. — Fast nur Demokraten blieben im Parlament der Paulskirche zurück. Als sich nun in der Umgegend von Frankfurt ein Heer sammelte, das gegen die Rebellen in Baden ziehen sollte, bekamen sie Angst; in Frankfurt schien es ihnen nicht mehr geheuer. Die Pfiffigsten schlugen vor, sich nach Stuttgart zu begeben und dort das Parlament fortzusetzen und vor allem Württemberg in die in hohen Wogen gehende badische Revolution hineinzuziehen. Man beschloß, daß 100 Mitglieder zu einem vollzähligen Parlament ausreichen sollten. So eröffnete man das Parlament in Stuttgart, das das „Rumpfparlament“ genannt wurde und das eine traurige Rolle spielte. Leider befand sich auch der ehrwürdige greise Dichter Uhland in diesem Rumpfparlament. Er sah wohl von einem romantisch-dichterischen Standpunkte die Sachen in idealerem Lichte, als sie waren. Mit seinem bekannten Ausspruch, ' es werde wohl kein Kaiser mehr werden können und überhaupt kein Fürst, der nicht wenigstens mit einem Tropfen demokratischen Öles gesalbt sei, dachte er wohl an die alten Volkskönige der Deutschen, die Wahlkönige, die man auf den Schild erhob. Die Zeiten aber waren und sind für immer vorbei. Das Rumpfparlament that noch einen „kühnen Griff“. Den Reichsverweser, der einst seine Erwählung dem „kühnen Griff“ Gagerns verdankte, setzte es mit einem kühnen Griff ab und eine neue Reichsregierung ein. Mitglied derselben war: der Kölner Zigarrenhändler Raveaux, der einst bei Eröffnung des Parlaments in der Paulskirche dem Antrag gegenüber, das Parlament mit einer religiösen Feier zu eröffnen, die Losung ausgegeben: Aide toi même et Dieu t'aidera. Dann der frivole Spaßmacher Vogt, der „lahme Schüler“, Simon aus

Breslau und ein Advokat aus Stuttgart, dessen Name mir entfallen ist, und der auch schwerlich in der Geschichte verzeichnet werden wird. Dem Affenvogt ward der Oberbefehl über das gesamte deutsche Reichsheer übertragen, also, da kein Reichsheer bestand, über die österreichische, bayerische, württembergische, sächsische, hannoversche und preußische Armee. Gießener Studenten schickten ihm eine Schachtel mit Bleisoldaten. Das waren in der That die einzigen, über die er verfügen konnte. Man ließ diese Reichsregierung mit ihrem Rumpfparlament eine Zeit lang ruhig gewähren. Als sie aber Miene machten, den württembergischen Staatsschatz anzutasten, schloß ihnen der württembergische Minister Römer ihr Sitzungslokal. Am 18. Juni 1849 zog das Parlament, den letzten Präsidenten Löwe-Kalbe, an dessen Seite der Prokurator Schott und Uhland (!) gingen, an der Spitze, zum letzten Male zu einer Sitzung nach dem Fritzschen Reithaus. Sie fanden es von Soldaten besetzt und mußten auseinandergehen. So jämmerlich hat das Parlament geendigt, das so große Erwartungen erweckt, nach jener Inschrift an der Orgel der Paulskirche „des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück dem Volk schaffen und zurückbringen" sollte, dazu aber den Segen Gottes verschmähte, ja sogar abwies. Wenn irgendwo, so hat sich hier das Wort bewährt: „So der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen!"

VIII.

Die badische Revolution.

Das Unionsparlament zu Erfurt. Olmütz.

Das Werk der Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes, das man im Frühling des Jahres 1848 mit so zuversichtlichen Hoffnungen in der Frankfurter Paulskirche begonnen, war kläglich

gescheitert. Die deutsche Reichsverfassung, die man zustande gebracht, war ein totgeborenes oder doch absolut lebensunfähiges Kind. Als ein ohnmächtiger Strohmann an die Spitze des bis dahin doch immer nur noch auf dem Papiere stehenden Reiches zu treten, hatte der zum Kaiser erwählte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durchaus keine Lust; lag ihm ja doch das klar vor Augen, daß entschieden die meisten Fürsten von Deutschlands, zumal die größeren der vier Königreiche, die sich von dem Schrecken der Revolution wieder erholt hatten, sich nicht ohne weiteres unter seine Oberhoheit stellen würden; daß das wiedererstarkte Österreich dies neue deutsche Kaisertum niemals anerkennen, sich selbst nicht durch bloße Parlamentsbeschlüsse aus Deutschland würde hinausdrängen lassen; daß die nächste Folge der Annahme dieser machtlosen Krone ein fürchterlicher Bürger- und Bruderkrieg sein müsse, den man am allerwenigsten mit gebundenen Händen siegreich hinausführen könnte. Nicht minder aber, daß das neue Reich mit seiner doch nur scheinbar monarchischen Spitze notwendig sehr bald in eine und zwar ultrademokratische Republik sich verwandeln und nach vorliegenden Thatsachen, Verhältnissen und Zuständen in Anarchie sich auflösen müsse, wenn nicht etwa der neue Kaiser auf seine Hausmacht gestützt, sich zum Diktator machend, die Verfassung auflösen, eine andere oktroyiren, mit Gewalt ein- und durchführen, mit einem Wort: das vornehmen wollte, was drei Jahre nachher der Präsident der französischen Republik Louis Napoleon unternahm und was man nach seinen Maßnahmen vom 2. Dezember 1852 den Staatsstreich nannte, der ein Kaiserreich zustande brachte, das nach kurzem Glanz 18 Jahre später jämmerlich zusammenstürzte. Zu alledem hatte der König, dem man ja ähnliches nahe legte, keine Lust, und hätte er sie gehabt, sein christliches Gewissen verbot es ihm. So lehnte er ab. Nicht leicht mochte man sich in die traurige Thatsache finden, die langersehnte, so nahe geglaubte

deutsche Einheit, Macht und Größe wie ein Schemen, eine fata morgana verschwinden zu sehen. Sollte nicht doch noch etwas zustande zu bringen sein, nachdem sich das deutsche Volk doch einmal einigermaßen als Einheit gefühlt, nachdem die Haltlosigkeit der alten Bundesverhältnisse selbst von den Regierenden erkannt und zugestanden waren? Hatte man doch auch Erfahrungen gemacht, die man verwerten konnte; war doch der Rausch vorüber, daß man mit größerer Ruhe, Klarheit und Mäßigung, mit gründlicherer Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse und Faktoren an einen neuen Plan und Bau gehen konnte! Der König von Preußen war recht gerne zu solchem Versuch bereit, wie er der Deputation, die ihm die Kaiserkrone überbrachte, gesagt, die Reichsverfassung als einen bloßen Entwurf noch einmal in Vereinbarung mit den Fürsten durchzuberaten oder auch wohl einem neu zu berufenden Parlament einen neuen Entwurf vorzulegen. Dazu veranlaßte er den Zusammentritt des sogenannten Unionsparlamentes zu Erfurt, dem aber Sachsen, Baiern und Württemberg das sogen. Dreikönigsbündnis entgegensetzten mit einem anderen Plane, dem auch Österreich zustimmte, so daß auch der neue Erfurter Versuch scheiterte und mit dem Vertrag zu Olmütz der alte Bundestag samt allen früheren Verhältnissen, so gut oder so schlecht sie waren, wieder eingeführt wurde. „Der Bundestag ist eine Leiche!“ hatte man im Vorparlament gesagt. „Wäre er's, man müßte die Leiche beleben“, hatte damals H. von Gagern erklärt, in richtiger Erkenntnis, daß er doch immer noch eine Art, wenn auch nicht Centralgewalt, so doch eine Art Mittel und Einigungspunkt war. Hätte man, mit ihm vereinbarend, beraten, vielleicht wäre etwas zustande gekommen, jetzt war das Parlament eine Leiche, ja war begraben; die Leiche Bundestag kam wieder zum Leben. Doch über das Wenn und das Aber nachzudenken, ist eine müßige Sache. Halten wir uns an das, was geschehen ist,

nicht an das, was hätte geschehen können. Wir könnten dem 16 Jahre später wieder zur Leiche gewordenen und dann wirklich für immer begrabenen Bundestag auch hier noch nachträglich und zu allem Überfluß sagen, was er aus dem Jahre 1848 hätte lernen, was für berechtigte Wünsche und Bedürfnisse Deutschlands er aus jenen Erschütterungen, Bewegungen und Bestrebungen hätte kennen lernen und wie er diesen hätte in Reformen entgegenkommen können, womit er sich vielleicht am Leben, freilich einem andern, hätte erhalten können, statt sich wieder dem ganzen elenden Wesen hinzugeben, in dem er 1848 so jämmerlich zu Grunde gegangen war. Das „nichts gelernt und nichts vergessen", wiederholt sich leider gar zu oft. Betrachten wir lieber statt solcher principieller Erörterungen den Verlauf jener neuen Einigungsversuche; zuvor aber noch ein anderes.

Die Reichsverfassung, wie sie aus der Paulskirche hervorgegangen war, hatte auch ihre Freunde, ehrliche Doktrinäre, die an ihre Durchführbarkeit glaubten, und unehrliche, die für sie eintraten, für sie kämpften, aber im Grunde sie nur zum Vorwand nahmen, um die Umwandlung Deutschlands in eine demokratische Republik zuwege zu bringen, selbst mit Hilfe des Auslandes. Das war schließlich das wiederholt auch eingestandene Ziel des pfälzischen und badischen Aufstandes. Die Geschichte desselben ist, so rasch sie verlief, lehrreich für alle Zeiten, vor allem als ein Zeugnis, wie die an göttliche Ordnungen sich nicht bindende Freiheit stets die ärgste Tyrannei ist, stets auch dem Reich ähnlich, das mit sich selbst uneins werden muß und nicht bestehen kann. Der erste Versuch, die Reichsverfassung der Paulskirche mit Gewalt durchzuführen, ward in der bayerischen Rheinpfalz gemacht. Es ist ein eigentümliches Volk, diese Bewohner der „fröhlich Palz, Gott erhalt's", wie ihr Spruch lautet, etwas von französischer Lebhaftigkeit, die reichlichst unterhalten wird durch die trefflichen Weine, die in besonderem Maße

vor anderen erheitern und redselig machen. Eine besondere Art von Pfälzern nennt man nach einem in der Pfalz selbst viel gebräuchlichen Namen die „Pälzer Krischer". Der Pfälzer pflegt wohl schon in der gewöhnlichen Wirtshausunterhaltung leicht ein wenig laut zu werden, wenn er aber politisiert, wird er besonders laut, und da nennt man ihn eben den „Pälzer Krischer". Er weiß dann über allerhand vermeintliche oder wirkliche Notstände in Staat und Kirche loszuziehen, aber mit dem Namen Krischer ist's schon gesagt, daß es so schlimm nicht gemeint ist. Zu argen Blutthaten und Grausamkeiten konnte es auch bei den Aufständen in der Pfalz nach des Volkes Art nicht wohl kommen. Es bleibt immer auch bei großen Aufregungen ein gewisses Maß von Gemütlichkeit. Und so hat man wohl gesagt: Nirgends ist die Revolution so gemütlich verlaufen, nie hat jemals die Anarchie eine so gemütliche Art gehabt, so gemütlich ihr Wesen getrieben, wie in der bayerischen Rheinpfalz. Wie mit dem Worte Krischer auch schon angedeutet ist, durfte eine sehr thatkräftige Aktion, oder gar ein zäher Widerstand gar nicht erwartet werden. Man rief zwar am 24. Mai 1849 den Landesausschuß der demokratischen Vereine in Kaiserslautern als Regierung aus, und sagte sich damit von der Regierung des Königs Max in München los. Ein blutiger Kampf war zunächst auch darum nicht zu fürchten, weil die Soldaten in Ludwigshafen „zum Volk übergingen", wie man das nannte, darunter selbst Offiziere, wie ein Artillerieleutenant Willich und ein Prinz von Thurn und Taxis. Aus der Bundesfestung Landau lief der größere Teil der Besatzung fort, und nur mit Mühe hielt sich der kleine treugebliebene Teil. Etwas besser hielt sich die Festung Germersheim. Die Thätigkeit und die Maßregeln der demokratischen Regierung beschränkten sich darauf, daß sie die öffentlichen Kassen stürzte, ihren Inhalt verbrauchte und eine Zwangs-Anleihe machte, besonders aber eine Anzahl positiv gesinnter Pfarrer einstecken ließ, weil diese der

Regierung als einer unrechtmäßigen den Eid verweigerten. Doch erfolgte diese Exekution wesentlich durch fremde Freischärler.

Unter den eingekerkerten Pfarrern war der vortreffliche mannhafte Pfarrer Schiller in Westheim, bekannt durch sein reichgesegnetes Wirken durch Wort und Schrift, und durch seine gewaltige Stimme, die stärkste Menschenstimme, die ich jemals gehört, von der man sagte, wenn er sie nicht mäßige, sprängen die Kirchenfenster. Wir hörten sie zum ersten Male auf einem Missionsfest in Nierstein und dann noch auf dem Kirchentage in Stuttgart, wo er Pfälzer Zustände schilderte. Der selige Galeriedirektor Schirmer in Karlsruhe meinte damals, Pfarrer Schiller hätte, wenn es dazu gekommen wäre, ganze Abteilungen Freischärler bloß mit der Stimme in die Flucht schlagen können. Der wackere Mann hat Größeres gethan durch die innere Gewalt seines Wortes in Schrift und Rede, in seinem „Sickinger Boten“, seinem „Pfälzer Memorabile.“ Die Freischaren zu verjagen übernahmen die Preußen und sie hatten hier nicht schwere Arbeit. Zu Kreuznach, wo sich eine preußische Heeresabteilung sammelte, um unter General Hirschfeld und dem Prinzen von Preußen, dem jetzigen Kaiser, in die Pfalz einzurücken, hatten ihnen die dorthin geflüchteten bayerischen Gendarmen eine furchtbare Schilderung von den Freischärlern gemacht. — Die Blusenmänner mit dem Schlapphut und der roten Hahnenfeder, mit den rasselnden Schleppsäbeln und den langen gestreckten Sensen oder Stutzbüchsen, und die Preußen fürchteten, sie würden ihnen — durchgehen! was allerdinsg nicht ohne Grund war. Kaum hieß es: die Preußen kommen, so hätte man um viel Geld keinen Freischärler mehr zu sehen bekommen; ein panischer Schrecken ergriff sie vor den neu eingeführten Pickelhauben und ferntreffenden Zündnadelgewehren. Am feigsten benahm sich der Redeheld Advokat Zitz aus Mainz mit seinem Landsturm bei Kirchheimbolanden. Er war bald spurlos verschwunden. In der Ernte-

zeit aber fand man viele Schlapphüte, Sensen und Schleppsäbel in den Kornfeldern. Nur hie und da kam es zu heftigen Zusammenstößen, wie in Ludwigshafen, wo man an den blutbespritzten Wänden der Bahnhofsgebäude die Spuren eines etwas hartnäckigen Widerstandes vonseiten der Freischärler und erbitterten zornmütigen Angriffs der Preußen wahrnahm. Die Festungen waren bald genommen und besetzt, die provisorische Regierung flüchtete; im übrigen gingen die aufständischen Pfälzer auseinander, als ob es sich bloß um einen Zusammenlauf und Wiederauseinandergehen einer Lustpartie gehandelt hätte. Das preußische Corps setzte sich nun in Bereitschaft, über den Rhein nach Baden überzusetzen, wo die Sache eine viel ernstere Gestalt angenommen hatte. In diesem „Musterlande der Freiheit", wie man's wohl nannte, diesem „Versuchsfelde aller Art von politischen und kirchlichen Reformen und liberalen Institutionen", zeigten sich jetzt recht die Folgen jahrelanger, ungehinderter Wühlereien unter einer vor allen anderen schwachen Regierung. Durch die Niederwerfung des Hecker-Struve-Herweghschen Aufstandes zu Anfang 1848 hatten die badischen Demokraten die Bedeutung regulärer Truppen kennen gelernt und hatten darum alles daran gesetzt, die badischen Soldaten zu verführen. Das war ihnen auch so gut gelungen, daß gleichzeitig am 11. Mai in Rastatt, Lörrach und Freiburg Soldatenmeutereien zum Ausbruch kamen, bei denen alle Offiziere verjagt, etliche auch ermordet wurden. Zwei Tage später fand zu Offenburg eine Volksversammlung statt, so zahlreich wie noch nie eine zustande gekommen war, und stellte kategorische Forderungen an die Regierung. Die konnte sie nicht erfüllen, obwohl sie schwach genug war, alles zu geben, was gefordert ward, ja oftmals schon den Demokraten ihre Forderungen an den Hals geworfen hatte, ehe sie noch ausgesprochen waren. Sie konnte sie diesmal nicht erfüllen; denn noch an demselben Abend, wo die Offenburger Volksversammlung stattfand, war die Regierung

durch einen Aufstand der gemeinen Soldaten in Karlsruhe gestürzt, das Zeughaus gestürmt und geplündert und die Minister und selbst der Großherzog, der sich doch stets so nachgiebig gezeigt — wohl gerade deshalb, daß er das gethan — verjagt worden. Wenn eine Regierung aufhört, Obrigkeit zu sein und Unterigkeit wird, sich richtend nach dem, was man mißbräulich öffentliche Meinung nennt, was aber nach Schillers treffendem Wort nur Pöbelgeschrei ist, so mag sie nur immer auf das Schicksal rechnen, daß man sie davonjagt. Das „von Gottes Gnaden" hatte man in Baden längst abgelegt, so mußte man von Pöbels Gnaden, aber auch von Pöbels Ungnaden abhängig werden. In dem Karlsruhe benachbarten Bruchsal ward der dort im Zellengefängnis sitzende Aufrührer und Freischarenführer Struve befreit und dann eine demokratische Regierung unter Brentanos Vorsitz eingesetzt. Die wenigen, ihrem Fahneneid getreuen Soldaten unter General Hofmann, zu schwach zu einem siegreichen Widerstand, wurden wie das Wild im badischen Odenwalde herumgehetzt und bis an die württembergische Grenze gedrängt. Ein treugebliebener Artilleriehauptmann Großmann erschoß sich in seinem schweren Kummer, und General Hofmann mit der kleinen Schar wäre um ein Haar gemeuchelt worden, wenn nicht die Heilbronner Bürgerwehr ihn gerettet hätte. Ein Eisenbahnzug bei Baden ward von aufständigen Soldaten mit Flintenschüssen angegriffen, weil man Offiziere darin vermutete. Unschuldige Kinder fanden dabei ihren Tod. Man errichtete nun eine republikanische Armee, in der das Princip der Freiheit und Volkssouveränität so weit durchgeführt wurde, daß die Soldaten ihre Offiziere aller Grade selbst wählten; sie wählten natürlich — so sagte man — die besten, die tapfersten, die einsichtsvollsten, vielleicht aber auch die redefertigsten, die Prahlhänse, oder die in der Disciplin durch die Finger sehen, ihnen nichts zumuten im Exerzieren und Wachtdienst, oder nur gar solche, die ihnen ordentlich zu trinken geben. Eine

hervorragende Rolle spielten neben und in der Armee die Freischärler, die, wenn sie in die Armee eintraten, ihre Lumpen, oder auch ihren theatralischen Aufputz mit einer sauberen militärischen Uniform vertauschten. Die einfachen Bauern, und auch wohl ordentliche Bürger, konnten sich nicht leicht in dies Wesen finden. Oft hörte man die Frage: „Was wollen denn diese Leute eigentlich?" Ein Bauer gab einmal die treffende Antwort: „Nix z' schaffe und recht viel z' saufe." Respekt hatte solches Militär natürlich vor keinem der gewählten Offiziere. Subordination, oder etwas der Art, giebt es da gar nicht. Ganze Sammlungen von lächerlichen oder skandalösen Auftritten könnte man veranstalten, die das Institut eines solchen Freiheitsheeres im kläglichsten Lichte erscheinen lassen. Bei einer Fußreise, die ich bald nach Niederwerfung des Aufstandes durchs Badener Land machte, hörte ich an allen Ecken und Enden von ehemaligen Mitgliedern des Freiheitsheeres dergleichen erzählen. Ein zum Rittmeister erwählter Korporal kommandiert einem Dragoner: „Putz dein Pferd, es sieht zu abscheulich aus!" „Putz dir's selbst, wenn dir's nicht gefällt, für mich ist's lang gut," ist die Antwort. Rittmeister: „Ob du es gleich putz'st, du Schweinekerl, oder es soll dich!" Dragoner: „Morgen setzen wir dich ab, dann werd' ich Offizier, dann kannst du mein Pferd putzen und mich selbst — — —!" Unter den kommandierenden Offizieren höherer Grade befand sich ein Major Heilig aus Heiligenberg im Seekreis. Er war ursprünglich Barbier gewesen und von solcher Leibeslänge, daß man sagte, wer sich von ihm habe wollen rasieren lassen, habe sich auf einen Stuhl stellen müssen. Er war bei Ausbruch der Revolution Unteroffizier bei der Artillerie und war nach Verjagung der Offiziere zum Major erwählt worden. Nachmals wählte man ihn zum Kommandeur der Festungsartillerie in Rastatt. Als er zum erstenmale zu Pferd die Mannschaft besichtigte und die breiten Generalsepauletten auf den Schultern



trug, rief ein Soldat: „Der trägt ja seine Barbierschüsseln auf den Achseln“, worauf die ganze Garnison in unbändiges Lachen ausbrach.

Die Aufständischen hatten nun eine Armee, hatten Kammern, hatten Kassen, aber zunächst keinen einzigen Menschen, der irgendwie zur Führung tauglich gewesen wäre. Zum Generalkommandeur hatte man einen ehemaligen Lieutenant Sigel ernannt. Er nahm sein Hauptquartier in Heidelberg. Dorthin hatte man auch eine Menge „politischer Gefangener“ gebracht, d. h. Leute, welche nicht durch Huldigung an die neue revolutionäre Regierung ihren Eid und ihre Treue gegen die alte rechtmäßige Regierung, die Großherzogliche, brechen wollten. Es waren besonders Pfarrer darunter, irre ich nicht, vor anderen der lutherische Pfarrer Eichhorn. Man hatte seine Freude daran, diese Treugebliebenen recht zu beschimpfen und setzte sie darum in das „gemeine Gefängnis“, den ehemaligen Thorturm, wo Strolche, Diebe, Landstreicher und dergleichen saßen. Seitdem bekam und behielt der jetzt weggerissene Turm den Namen Pfarrhaus. Zu einem der Pfarrer ward ein riesiger Metzgerhund gesperrt, der bei jeder Bewegung ihn zu zerfleischen drohte. Daß man diese sonst nur verhöhnten Pietisten, Mucker, Schwarzröcke ꝛc. in Gewahrsam zu halten für nötig hielt, bezeugte, daß man doch ihren Einfluß beim freien Volk fürchtete, bezeugte aber vor allem auch ein böses Gewissen.

Zwei Heeresabteilungen hatte Sigel nach Norden und nach Nordwesten vorgeschoben, nach Ladenburg und nach Neckarhausen; die eine kommandierte ein Württemberger, irre ich nicht, Rechtskandidat Mögling, Bruder des bekannten ausgezeichneten ostindischen Missionars, die andere ein jüngerer Mann aus Heidelberg, Tiedemann, ehemals Offizier in Griechenland, Sohn des ausgezeichneten Professors der Medizin Tiedemann, dem um seines Sohnes Verirrung fast das Herz brach. Von diesem seinem Vater

fand man nachmals einen Brief, in welchem der bekümmerte alte Mann in der ergreifendsten Weise den verirrten Sohn bei allem, was heilig ist, bestürmt, die Sache zu verlassen, bei der es sich **nicht**, wie man log, um Einführung der deutschen Reichsverfassung, sondern der roten Republik handelte, in dem er u. a. auch sagt: „du wirst nun die Überzeugung gewinnen, daß du nicht im Bunde mit ehrenhaften Männern, sondern mit niederträchtigen, ehrsüchtigen, geldgierigen, verblendeten Menschen, mit einer wahren Räuberbande und dem Auswurf aller Nationen Europas eine schlechte und schändliche Sache verteidigst.“ Die Warnung war in den Wind geredet, Tiedemann blieb bei der aufständischen Armee, Unterkommandeur unter Sigel, Kamerad von Mögling. Von beiden, Tiedemann und Mögling, die beide von ihrer militärischen Befähigung gleich sehr überzeugt waren, fand man nachmals Briefe resp. Rapporte an den Oberst Sigel. Tiedemann schreibt: „Lieber Oberst. Dringend bitte ich dich, du wollest doch in der ersten Linie solche konfuse Leute, wie Mögling nicht ohne Hilfe sein lassen, denn er bringt ja alles durcheinander. Die einfachsten militärischen Dienstverhältnisse begreift er nicht. Mit Gruß und Handschlag: Dein Tiedemann.“ Mögling aber schreibt unter demselben Datum: „Lieber Siegel! Ich bitte dich, berufe doch den Narren, den Tiedemann, von hier weg; denn wenn er in der Garnison auch sehr zur Belustigung dient, so ist er doch ein gemeinschädliches Geschöpf, wenn es zu einem Treffen kommt. Verdirbt er uns noch einmal einen Sieg, so lasse ich ihn aus Versehen niederschießen!“

Trotz solcher jämmerlichen Zustände im Kommando des Freiheitsheeres hätte dasselbe doch vielleicht eine Reihe von Erfolgen erringen können, wenn Oberst Sigel den ersten Rausch hätte benutzen und die Armee, die aus ehemaligen Regulären und Freischärlern bestand, wie eine Lawine über die benachbarten Länder Schwaben und Hessen, sich hätte hinstürzen lassen. Aber so

ging es nicht. Qualis rex, talis grex, wie der Hirt, so die Herde, wie der Herr, so der Knecht. Wie machten es die Herren, die Regierenden, die Befehlenden? Brentano war ein ehrenwerter Mann; wie ihn die andern, die er emporgehoben, behandelt, werden wir aus einem Verantwortungsschreiben aus seiner Hand ersehen. Aber die anderen? Was thaten sie zur Verwirklichung ihres angeblichen Ideals, des Volkswohls? Von mehr als Champagnertoasten aufs Volkswohl, namentlich der arbeitenden Klassen, hörte man nichts. Dagegen sehr viel, was sie zum eigenen Wohl thaten. Man hätte denken sollen, sie thun sich wenigstens freundlich zu den niederen Klassen herab. Gerade das Gegenteil. Major Willich reiste im Lande umher mit drei Bedienten wie ein Graf. So kam er auch nachmals als Flüchtling in der Schweiz an. Frau Hecker reiste wie eine Fürstin den Rhein hinab, ein halbes Dampfschiff für sich und ihre Dienerschaft in Anspruch nehmend. Und Frau v. Struve, eine ehemalige Prostituierte, ließ sich in den Gemächern des Großherzoglichen Schlosses in Karlsruhe herumführen und suchte sich ihr Wohnzimmer und Schlafkabinett aus. Ein Hofdiener wagte es, ihr in seinem Zorn über ihre Anmaßung zu erklären: Frau v. Struve könne wohl ein Haus entehren, aber nimmermehr vermöge es der Glanz eines Palastes, ihre Ehre wieder herzustellen. Es herrschte bei diesen Vertretern der Freiheit ganz derselbe Sinn, der auch später bis in unsere Tage herab die Freiheit, Selbständigkeit, Mündigkeit, die Volksrechte im Munde führt und das Volk damit beschmeichelt, wenn es aber, von seinem Rechte Gebrauch machend, einmal andere Leute in Kammern und Reichstag ꝛc. wählt als Liberale und Fortschrittler, in souveränster Verachtung Stimmvieh schimpft.

Wie die neuen Regenten es sich nun in Sinnengenüssen wohl sein ließen, so machte es auch die Armee. Man erwartete in den Nachbarländern gar nichts anderes, als eine Überflutung

von seiten dieser Armee; in Darmstadt, also sechs Stunden von der badischen Grenze, hatten viele Leute ihre Wertsachen gepackt, um mit ihnen zu flüchten, wenn die Freischärler kämen. Aber die saßen, wie die Regulären in den badischen Wirtshäusern, deliberierten, schwadronierten, soffen und taumelten nachher in den Straßen umher. Man wollte noch Verstärkung abwarten, in gemeinsame Aktion mit den württembergischen Demokraten treten. Eine bewaffnete Volksversammlung in Reutlingen sollte ähnlich wie in Offenburg die Regierung in Stuttgart zu stürzen suchen; gleichzeitig versuchte der badische Emissär Fickler die württembergischen Truppen zum Abfall zu bewegen, wozu er mit viel Geld versehen war. Das alles aber mißlang, da Fickler sofort verhaftet ward. So waren die Badener auf sich allein angewiesen und gingen endlich vor, in der Hoffnung am Ende gar noch auf französische Hülfe. Nach begangenem Hochverrat war bis zum Landesverrat nur ein Schritt. Aus der in Karlsruhe zusammengetretenen konstituierenden Versammlung, die vorwiegend aus Männern der niedrigsten Bildungsstufe, oder, was noch schlimmer, der Halbbildung bestand, deren unsinniges Gebahren die Verwirrung im Lande noch vermehrte, ging der Abgeordnete Culmann mit dem bekannten Radikalen Arnold Ruge nach Paris, um die Einverleibung Badens und der Rheinpfalz in die französische Republik zu beantragen, während in der offiziellen „Karlsruher Zeitung" ein Aufruf an die Franzosen erschien, der sie aufforderte, über den Rhein zu kommen.

Sigel wollte nun zuerst einen Vorstoß gegen Württemberg machen, um es mit fortzureißen, wagte es jedoch nicht, da die Württemberger ihre Grenze ruhig bewachten. So ging er gegen die Hessen vor, von wo aus die Demokraten Anstalt machten, ihm die Hand zu reichen. Eine große Volksversammlung war von diesen in das hart an der badischen Grenze gelegene Odenwalddorf Ober-Laudenbach berufen worden, wo einzelne exaltierte

Köpfe, darunter ein verunglückter Pfarramtskandidat, Karl Ohly, ein eminent begabter, aber charakterloser junger Mann, dem die radikale Philosophie den Kopf verdreht hatte, und der vor kurzem in einem Irrenhause in England gestorben ist, zum blutigen Kampf, zum Fürstenmord aufforderte. Es war der hessische Kreisrat Prinz aus Heppenheim herbeigeeilt, um mit begütigenden Worten die Versammlung vom Äußersten abzuhalten. Man hat ihn meuchlings ermordet; knieend, betend, mit zum Himmel erhobenen Händen empfing er den Todesstreich. Auerswald und Lichnowski waren nicht die „letzten". Prinz hatte eine Kompanie Soldaten mitgenommen, hatte sie zunächst zurückgelassen, die Masse nicht zu reizen. Jetzt trat die Kompanie hervor und gab eine Salve; 40 Aufrührer stürzten tot zu Boden, die übrigen stoben auseinander. Nun rückte Sigel heran mit der badischen Armee und den Freischaren. Nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl Hessen hatte man an die badische Grenze vorschieben können. Aber sie waren geführt von einem tüchtigen General, dem Kriegsminister Scheffer-Bernstein. Im ersten Gefecht bei Hemsbach an der Main-Neckarbahn wurden die Aufrührer geschlagen und gingen nach Heidelberg hin zurück.

Unter den regulären Truppen waren viele, die nur zwangsweise mitgeführt worden waren, namentlich Heidelberger Studenten. Ein mir bekannter studiosus theol. führte einen Zug und erzählte nachher, wie, als die erste hessische Kanonenkugel über ihre Köpfe wegsauste, der ganze Zug das Hasenpanier ergriff und mit aller Mühe nicht mehr zum Stehen zu bringen war. Das böse Gewissen, das dem Treubruch folgte, hatte doch der Mannschaft den Mut gelähmt. Sigels Nachtrab wurde dann mit einem nächtlichen Überfall aus Weinheim gejagt, wie gleichzeitig ein Freischarencorps, das damals der vielgenannte Oberst Blenker, ein Weinhändler aus Worms, stets von seiner schönen Frau, leider einer Pfarrerstochter, begleitet, anführte, aus Worms

vertrieben wurde. Man hatte unterdessen andere Truppen von Norden herangezogen, namentlich Mecklenburger, einige Infanterie und ein wunderschönes Dragonerregiment mit unvergleichlichen Pferden. Demokraten im schönen Birkenauer Thal, unter Führung einiger reicher Müller, sogenannter „Bachprinzen", darunter die stolzen Gebrüder Kinscherf und der verkommene Kandidat der Theologie Louis Dauber aus Waldmichelbach, gewöhnlich das „Louischen" genannt, thaten auch eine Heldenthat: sie rissen die Schienen der Main-Neckarbahn auf, damit der Bahnzug, der Truppen von Darmstadt her brachte, entgleisen und verunglücken sollte. Der Zug war glücklicherweise gewarnt worden und geschah kein Unglück, das entsetzlich hätte werden können. Es folgte nachmals die lange Kriminalverhandlung gegen diese Eisenbahnzerstörer in Darmstadt, die zum Teil zu Zuchthaus, zum Teil zu geringerer Haftstrafe verurteilt wurden. Eines komischen Intermezzos gedenke ich noch, vor dem Geschworenengericht in Darmstadt. Der verteidigende Advokat (Weidenbusch) hatte sich's zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, daß die Bahnzüge durch einige fehlende Schienen durchaus nicht gefährdet seien; sie schössen wohl in rascher Eile in derselben Richtung fort und liefen dann ungestört auf den Schienen jenseits der unterbrochenen Strecke weiter. Zum augenscheinlichen Beweis hatte der Mann sich eine kleine Eisenbahn machen lassen, die auf einer etwas geneigten Tischplatte lag und in der einige von den Schienen fehlten. Der kleine Zug, den er darauf gehen ließ, war in seinem Bureau und seinem Familienzimmer wohl etliche hundert Mal losgelassen worden und in der That stets glücklich über die schienenlose Stelle hinweggelaufen. Nun sollte in der Schlußverhandlung die Sache vor den Geschworenen aufgeführt werden. Der Saal war über und über mit Menschen gefüllt, alle in gespanntester Erwartung. Der Zug ging los — hurtig, wenn auch nicht mit Donnergepolter, so doch mit lautem Gerassel stürzt Lokomotive, Tender

samt allen Waggons an der betreffenden Stelle vom Tische herunter in die Tiefe. Der Beweis war geliefert und die Verurteilung erfolgte.

Die Mecklenburger waren bei Ladenburg angekommen und hatten die Brücke mit Kanonen besetzt; das wieder gesammelte Sigelsche Corps sollte sie wieder zurücktreiben. Da entstand ein edler Wettstreit. Die Freischärler behaupteten, dazu gehöre reguläres Militär, und dieses wieder meinte, bei solchen gefährlichen Operationen heiße es gewöhnlich: Freiwillige vor! und solche seien doch die Freischaren. Während des edlen Wettstreits gingen die Mecklenburger vor, etwas unvorsichtig, und erlitten einige Verluste, die sie jedoch nicht hinderten, weiter vorzurücken und seitwärts in den Odenwald dringend die dort in Waldmichelbach unter Bähr stehenden Freischärler zu versprengen. Die mecklenburger Verwundeten wurden nach Darmstadt ins Lazarett gebracht, ihre zerschossenen Glieder zu heilen, oder zu sterben.

Zur Charakteristik damaliger Zustände sei hier erwähnt, daß eines Tages die Frau eines in D. wohnenden englischen Geistlichen zu einem Kandidaten unseres Kreises kam und fragte, ob denn für diese armen Verwundeten, die ihr Leben für Fürst und Vaterland, Recht und Ordnung in die Schanze geschlagen, gar kein Geistlicher vorhanden sei, der sie tröste in ihren großen Schmerzen und ihnen beistehe in ihrer letzten Not? Drei Wochen lang war sie täglich mit allerhand Erfrischungen ins Lazarett gegangen, hatte die Verwundeten damit erquickt, ihnen allerhand Bequemlichkeiten verschafft, welche die gewöhnliche Lazarettpflege damals wenigstens nicht bieten konnte, und hatte auch ihre Seelen erquickt, indem sie mit ihnen betete, ihnen vorlas rc.; sie hatte während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal einen Geistlichen im Lazarett gesehen, obwohl es einen Garnisonsprediger und zwei Garnisonsfreiprediger gab, welche letzteren allerdings mehr für die Garnisonsschulen bestimmt waren. Eine solche

Thätigkeit, wie Lazarettbesuch, lag bei den Militärgeistlichen ebenso weit außerhalb ihres Berufs- resp. Gesichtskreises, wie Spital- und Krankenbesuch außerhalb des Berufskreises vieler, ja der meisten Civilgeistlichen. Die Fremde, die Engländerin, mußte die Veranlassung werden, daß jetzt einige von den „pietistischen“ Kandidaten, beschämt durch jene, sich der Seelsorge bei den Verwundeten annahmen, ihnen dazu gute Lektüre brachten, kleine Gottesdienste in den Krankenzimmern hielten, was man alles als höchst seltsam ansah und nicht begreifen konnte, wozu das eigentlich diene. Doch kam daraufhin auch einmal der Garnisonsprediger, ging mit großen Schritten und aufgerichtetem Haupt durch die Krankensäle und sagte: „Seid stolz auf eure Wunden! Sie sind Ehrenwunden!“ Sprach's und verschwand, und schnell war seine Spur verloren. Es ist das doch viel besser geworden, und ich glaube, auch jener würde es heute wohl etwas anders machen.

In Karlsruhe herrschte unterdes die größte Verwirrung. Struve wollte die Republik ausrufen, in der Gewißheit, dies werde ungeheure Begeisterung, Kampfes- und Opfermut hervorrufen. Brentano hielt es für noch nicht zeitgemäß, da man immer noch den Vorwand brauchen müsse, nur für die Reichsverfassung zu kämpfen. Es wäre beinahe deshalb zu einem Straßenkampf gekommen. Brentano mußte Struve sogar auf einige Stunden verhaften lassen, um ihn aus der Stadt zu bringen, worüber ihm Struve heftig zürnte, und ihn nachmals als seinen Feind bis auf den Tod bekämpfte. Da Sigel sich nicht als Feldherr bewährt hatte, ließ man jetzt den Polen Mieroslawski aus Paris kommen, statt Sigels das badische Heer anzuführen, und einen anderen Polen Sznayde — eigentlich hieß er Schneider — für die Pfälzer. Diese fremden, bis jetzt nur durch Niederlagen berühmten Abenteurer sollten jetzt die deutsche Reichsverfassung durchsetzen. Mieroslawski erschien mit seinem

gewöhnlichen Generalstab, einem Haufen liederlicher Dirnen, und übernahm sofort das Kommando. Vielleicht wäre es noch einmal gelungen, einen Vorstoß gegen Hessen zu machen, das zu schwach war, sich weiter vorzuwagen, zumal auch die Bayern nicht wagten, in die Pfalz vorzurücken, da in ihrer Armee sich auch ein revolutionärer Geist zeigte, der sogar in Donauwörth in blutigen Excessen losgebrochen war, dazu auch das Volk in und um Nürnberg und Bamberg schon aufgeregt und zum Eingreifen willig gemacht worden war. Der Reichsverweser brachte mühsam 16,000 Mann „Reichstruppen" auf, die sich von Frankfurt aus gegen Baden in Bewegung setzten. Aber sie hätten schwerlich den Aufruhr völlig besiegt, wenn nicht der Prinz von Preußen von der Pfalz her eingegriffen hätte. Er hatte Ludwigshafen genommen, konnte aber dort nicht über den Rhein; die Schiffbrücke war fort; Pontons hatte man nicht und die Mannheimer schossen mit Kanonen herüber, man sagt, weniger auf die Preußen, als auf die Waren- und Lagerhäuser der nebenbuhlerischen Stadt Ludwigshafen. — Der Prinz ging bald darauf bei Germersheim über den Rhein, ohne Widerstand zu finden. Peucker rückte gegen Heidelberg vor, erlitt aber Verluste bei Käferthal; ein Seiten-Detachement aus Hessen und Bayern bestehend, schlug an demselben Tage bei Hirschhorn die Hanauer Turner, verlor wieder ein Gefecht gegen Mieroslawski bei Groß-Sachsen, der sich dann südwärts gegen den Prinzen von Preußen wandte, der ihn aber nach anfänglich erlittenen Nachteilen bei Waghäusel schlug, daß er bis Sinsheim zurückfloh. Unaufhaltsam gingen nun die Preußen auf Karlsruhe los. Bei Bruchsal löste sich das Corps von Sznayde auf, das Willichsche Freicorps ward bei Durlach versprengt, Karlsruhe öffnete die Thore und bald darauf Mannheim, das des Terrorismus des Revolutionskommissars Trützschler müde geworden war; man fing ihn, als er eben mit der Kasse durchgehen wollte. Dieser Trützschler ward nebst dem radikalen

Schullehrer Höfer und etlichen unbedeutenden Führern kriegsrechtlich erschossen. Der Prinz von Preußen mit Peucker verfolgte die letzten Reste der Revolutionsarmee durch den Schwarzwald; sie setzte sich noch einmal im Murgthal fest, erlitt aber bei Gernsbach eine letzte Niederlage, wobei Gernsbach teilweise niederbrannte. Dann ging's in regelloser Flucht über Donaueschingen; dort plünderten die Insurgenten noch das Schloß, wie früher das Lustschloß Eberstein im Murgthal, wo sich Frau Blenker in Hosen und Heckerhut, mit Säbel und Pistolen an solcher kriegerischen Aktion lebhaft beteiligte. Bald hatte der preußische General von der Gröben auch Rastatt bezwungen. Die Führer Tiedemann, Major Biedenfeld und Heilig wurden erschossen. Dann folgte eine Reihe kriegsgerichtlicher Exekutionen bei den Führern niedern Ranges. Eine besondere Art von Heroismus machte sich bei diesen Exekutionen bemerklich; regelmäßig berichteten die liberalen Zeitungen, wie der Verurteilte „ruhig seine Cigarre geraucht und sie erst weggeworfen, als Feuer kommandiert wurde!" So starb ein Volks- und Freiheitsheld wie Andreas Hofer nicht. Die nicht standrechtlich Verurteilten wurden zunächst in den Kasematten von Rastatt festgesetzt, aus denen aber etliche entkamen. Darunter der in Hessen wohlbekannte Jf. Hillebrandt, ein talentvoller Mann, nachmals bald in weiten Kreisen bekannt durch die Herausgabe seiner Kasemattenerzählungen und noch mehr in neuester Zeit durch seine litterarische Thätigkeit in Frankreich und Italien (Florenz). — Aus dem Haufen der Gefangenen wurden die ehemaligen Angehörigen der badischen Armee ausgesondert und in preußische Garnisonen gebracht.

Am 18. August führte der Prinz von Preußen den Großherzog von Baden wieder in seine Residenz und Regierung ein. Die Residenz hatte bald wieder ganz ihr früheres Aussehen. Residenzen, wenigstens kleinere, haben ihren Wohlstand und Glanz meist vom Fürstenhof. Die Karlsruher Bürger und Eingeborenen

waren eigentlich nie sonderlich republikanisch gesinnt gewesen und hatten die Demokratenwirtschaft herzlich satt bekommen. Eine bemerkenswerte Rolle spielten die Juden. Am Aufstand hatten sie sich in hervorragendster Weise beteiligt, natürlich nicht im Kampf auf dem Schlachtfeld, sondern durch Wühlereien und Geldbeiträge. Wo eine Neuigkeit zu erfahren war, erzählte mir noch jüngst ein Karlsruher, fand man sicher einen Juden. Bei Ankunft der Eisenbahnzüge war der Bahnhof mit faulen Juden besetzt; bei den vielen Komödien, welche unter der Herrschaft der Volksbeglücker aufgeführt wurden, stieß man bei jedem Schritt auf ein Judengesicht. Als die Preußen einrückten, kam schnell die badische Flagge aus den Fenstern der Judenhäuser und bald hörte man, daß mehrere Juden sich hatten taufen lassen.

Auch der alte Revolutionär Hecker war von Amerika herübergekommen, um noch Großes zu leisten, fand aber, als er Straßburg erreichte, schon alles beendigt und kehrte wieder um. Er blieb fortan als Farmer in Amerika; nach Aufrichtung des neuen deutschen Reichs kam er einmal herüber; man hätte denken sollen, der in Liedern als Volksheld im Jahr 1848 gefeierte werde nun wieder gefeiert und vielleicht ausersehen werden, in dem neuen deutschen Reich, das doch den Fortschrittlern gar nicht frei genug erscheint und in den Augen der Demokraten fast noch weniger Gnade findet, als die alten Staaten im deutschen Bund, mit der Macht seiner Rede für die Demokratie zu wirken. Aber man hörte außer einigen kleinen Begrüßungen von seiten einiger weniger ehemaliger Freunde so gut wie nichts von ihm. Man sagt, man habe nicht mehr den ehemaligen Hecker in ihm gefunden. Im Land der Freiheit mag er wohl ernüchtert worden sein. Was aber die deutschen Fortschrittler und Demokraten auch sehr verdrossen haben muß, mag der Umstand sein, daß er sich seiner katholischen Kirche, in der er geboren, zugewandt, ja ein Ultramontaner geworden sein sollte.

Unter den Rastatter Gefangenen von Distinktion befand sich auch der Reichskanarienvogel (Rösler von Öls), der aber aus dem Käfig entwischte, und Kinkel, der verirrte Dichter, der nach Spandau gebracht wurde, von wo er ebenfalls entkam auf eine Weise, die man romantisch aufputzte nach dem Muster der Errettung des Königs Richard Löwenherz von England aus der Feste Trifels durch seinen getreuen Sänger Blondel, die sich aber später als eine ganz gemeine, von der „Gartenlaube" begeistert gefeierte, Bestechungsgeschichte entpuppte.

Die badische Revolution, angeblich der Kampf um Einführung der Reichsverfassung, in Wirklichkeit der demokratischen Republik, war niedergeworfen und beendet. Wie in Paris die Gefallenen der Julirevolution 1830, nachmals die Kommunarden (1871), zu Frankfurt a. M. die gefallenen Aufständischen vom 18. September 1848 alljährlich als Märtyrer der Freiheit gefeiert werden, so wird auch der Kampf, den man die badische Revolution nennt, wer weiß wie lange noch als ein großes, edles Unternehmen gepriesen werden. Leute, denen Treue, gesetzliche Ordnung, beschworenes Recht noch etwas gelten, werden freilich darin nur eine Reihe von Treubruch, Verrat und blutigen Freveln sehen. Man wird sie darum als Freiheits- und Volksfeinde, Sklavenseelen, Dunkelmänner, Pfaffen und Pfaffenknechte bezeichnen und beschimpfen. Sei darum zur Beurteilung jenes badischen Kampfes zum Schluß das Urteil eines Mannes mitgeteilt, der selbst diese Revolution mitgemacht, von ihren Wogen hoch empor bis an die Spitze des Landes getragen, dann von ihr in die Tiefe geschleudert und schließlich wie mit Fußtritten bei Seite geworfen und — ernüchtert worden ist. Was der Mann sagt, ist lehrreich für alle Zeiten revolutionärer Bewegung, für Agitatoren und Demagogen, die je und je als Volksfreunde, als Volksbeglücker sich gebärdet, in Wahrheit und Wirklichkeit Volksverderber gewesen sind, so arg wie die gebrauntmarktesten

Tyrannen auf Thronen. Der Mann ist der ehrliche, für sein Volk und Vaterland wirklich begeisterte, aber von falschen doktrinären Freiheitsgedanken irregeleitete Brentano. Man hat ihn, den man hoch erhoben, an die Spitze der Regierung gestellt, sehr bald einen Verräter geschimpft und über die Grenze gejagt. Von der Schweiz aus erließ er ein Schreiben ans badische Volk, in welchem er u. a. sagt:

„Für mein Vaterland habe ich mit bestem Wissen und Gewissen gewirkt: eine herrschsüchtige, eigennützige Partei (radikale Republikaner) hat mich nach schmählichster Behandlung durch ihren Terrorismus vertrieben; und die Sache des Volkes, die Sache der Freiheit, für welche eure Söhne, eure Brüder bluten, liegt in den Händen von Menschen, welche durch Grausamkeit ihre persönliche Feigheit, durch Lügen ihre geistige Unfähigkeit und durch Heuchelei ihren niederträchtigen Eigennutz zu verdecken suchen. Mitbürger! Seit dem Monat Februar habe ich meine Kräfte nur für die Sache der Freiheit angestrengt; habe seitdem nicht mehr aus meiner Erwerbsquelle geschöpft, habe mich nur mit der gerichtlichen Verteidigung verfolgter Republikaner beschäftigt, habe jedem bereitwilligst zur Seite gestanden, der meine Hilfe in Anspruch nahm, und der möge auftreten, der mir von den Hunderten, die ich aus eigenen Mitteln aufgewandt, auch nur einen Kreuzer ersetzt habe. Nun verbannen mich diejenigen, die kein Verdienst haben, als durch ihre Unfähigkeit, durch ihre Grausamkeiten, durch ihren Terrorismus die Sache der Freiheit in Mißkredit, durch ihre maßlose Verschwendung an den Rand des Unterganges gebracht zu haben. Schwererkrankt hat man mich einst aus dem Bett geholt, daß ich dem Vaterlande meine Kraft widmete. Ich kam, ich wollte den Kampf für die Sache der Freiheit rein erhalten von unsauberen Bestrebungen und verabscheuungswürdigen Handlungen, wollte Ordnung handhaben und die Freiheit der Personen, sowie die Unverletzlichkeit des



Eigentums schützen. Eine Zeit lang gelang mir das; ich suchte alle Ungerechtigkeiten zu verhüten, und überall, wo man mich anrief, habe ich mich bemüht, gegen Gewaltthätigkeiten zu stimmen und zu beweisen, daß selbst bei der durchgreifendsten Staatsumwälzung es möglich sei, Anarchie fern zu halten. (!?) Mitbürger! Wie man auch meine Fähigkeit als Revolutionsmann beurteilen mag, ich habe mein Gewissen rein gehalten, nicht eine einzige Schandthat habe ich zu verantworten, nicht einen Kreuzer eures Geldes habe ich leichtsinnig vergeudet, nicht mit einem Heller hab' ich mich bereichert. Das aber sage ich euch, ihr werdet staunen, wenn ihr seinerzeit die Rechnungen seht, wie man mit eurem Gelde gehaust, wie es nur wenige waren, welche ohne Eigennutz der Sache des Volkes sich geopfert, und wie die große Mehrzahl keinen Schritt gethan, für welchen sie sich nicht aus den Kassen des Staates hätte bezahlen lassen.

„Sogleich am Anfang unserer Revolution zogen sich hunderte von Abenteurern in unser Land; sie pochten darauf, daß sie für die Freiheit gelitten; sie wollten aus eueren Kassen den baren klingenden Lohn erhalten; vor uniformierten, schleppsäbeltragenden Schreibern konnte man kaum mehr über die Straßen der Stadt Karlsruhe gehen; von euerem Gelde schwelgten die Müßiggänger, während euere Söhne, die ihre Brust den feindlichen Kugeln aussetzten, darben mußten; und wer diesem Treiben entgegentrat, der mußte sich einen Revolutionär und einen Verräter schelten lassen.

„An der Spitze dieser Partei stand Struve, dem ich vor dem Freiburger Geschworenengericht als Freund verteidigend zur Seite stand, dessen unsinnige Pläne, den Ministern 6000 Gulden Besoldung zu geben, Gesandte nach Rom und Venedig, Agenten nach Petersburg und Ungarn zu senden, ich verworfen hatte, dessen Bestreben, alle Stellen mit schwerem Gelde an nichtbadische Abenteurer zu vergeben, an meinem Widerstand gescheitert

war, den das Heer wegen seiner persönlichen Feigheit, die er in Staufen (in einem Gefecht) bewiesen, verachtet, dessen Entfernung aus dem Landesausschuß die Armee unbedingt verlangt hatte. Statt die eingesetzte provisorische Regierung zu unterstützen und zu kräftigen, wie er es versprochen, versuchte dieser Mann, dessen Ehrgeiz „unter meiner Regierung" freilich keine Nahrung fand, mit Hilfe der Fremden mich zu stürzen und verlegte sich aufs Leugnen, als ich ihm die Macht zeigte, welche seine Pläne zu vernichten bereit stand. Damals hatte er nicht den Mut, vom Rathaus nach seinem Gasthof zu gehen, und ich, den er eben stürzen wollte, ich habe ihn großmütig und verachtend mit meinem Leibe gedeckt und nach Hause geführt." (Man denke: diesen Menschen hat ein Teil des deutschen Volkes monate-, wie jahrelang gefeiert in einem Lied: „Hecker, Struve deutscher Mann, der für Freiheit sterben kann!" Wie läßt sich das arme Volk verblenden, bethören! Wie mancher von seinen gegenwärtigen Führern wird noch einmal in ganz ähnlichem Licht erscheinen, wenn der Nimbus, den die großen Worte geschaffen, vorüber ist. Der Verfasser.)

„Meine Hoffnung hatte ich auf die konstituierende Versammlung gesetzt; ich glaubte, die aus den freiesten Wahlen hervorgegangenen Vertreter des Volkes würden mein redliches Bestreben unterstützen und kräftigen; ich habe mich getäuscht; eine Versammlung, deren Mehrheit aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern besteht, bot das kläglichste Bild einer Volksvertretung, welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen verbargen, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten. Daß ich solchen Leuten ein Dorn im Auge sein mußte, ist klar; nicht imstande, mich zu entfernen, suchte man mich zum machtlosen Werkzeug herabzuwürdigen; man schuf die dreiköpfige Diktatur in der von einzelnen klar ausgesprochenen Absicht, meines

Namens sich zu bedienen, aber durch die zwei Mitdiktatoren mich in Schach zu halten. Obgleich eine solche Rolle unwürdig erscheinen mußte, habe ich doch aus Liebe zur Sache mich entschlossen, sie anzunehmen. Meine zwei Kollegen habe ich in Karlsruhe fast nie gesehen, weil sie es für angenehmer fanden, bei der Armee sich herumzutreiben. Mir wurde keine Nachricht vom Kriegsschauplatz gegeben und doch forderte die konstituierende Versammlung nur von mir, als dem allein Anwesenden, Rechenschaft über das, worüber ich keine Nachricht hatte. Alle Verantwortlichkeit wurde mir aufgeladen. Wenn der Kriegsminister für die Verpflegung der Truppen, für die Munition und die Waffen nicht gesorgt, wurde mir die Schuld gegeben; wenn der Finanzminister kein Geld herbeigeschafft hatte, sollte ich es verantworten; wenn die Armee geschlagen wurde, sollte meine Energielosigkeit die Ursache sein. Diese Versammlung hat mich schließlich zum Verräter erklärt, und als ich gehen wollte, am andern Morgen durch eine Deputation mich gebeten, zu bleiben, den Verräter, den sie zur wohlverdienten Strafe ziehen wollte. Ich habe wohl berechnen können, welchen körperlichen Mißhandlungen ich ausgesetzt wäre, wenn ich der Deputation eine abschlägige Antwort erteilte und daß ich am Ende noch meiner persönlichen Freiheit beraubt worden wäre. Deshalb zog ich es vor, in der gastlichen Schweiz Ruhe zu suchen, statt in Baden die Strahlen der Freiheit zu genießen. Niemals werde ich mich bereit finden lassen, wieder solch' einer Schreckensherrschaft zu dienen."

Das sind liebliche Bilder einer aus der Revolution entsprungenen Freiheit, einer demokratischen Staatsverfassung. Welchen Thoren gelüstets danach?

IX.

1849—50. Olmütz.

Wiederholt schon hat im deutschen Reichstag der Reichskanzler Fürst Bismarck, durch die Angriffe fortschrittlicher Abgeordneten veranlaßt, das, was er zur Herstellung der deutschen Einheit und des deutschen Reiches gethan, in Erinnerung gebracht. Man erwiderte ihm einmal, das alles hätte man lange vor ihm haben können, wenn der König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1849 die ihm angebotene Kaiserkrone angenommen hätte. Man fügte hinzu: Dann hätte man auch die Schmach von Olmütz nicht erlebt. Die habe man über Preußen gebracht durch die Abneigung gegen freiheitliche Institutionen, durch Nichtbeachtung des Volkswillens, womit angedeutet werden sollte, daß man noch einmal Ähnliches erleben könne, wenn man nicht nach dem Willen der Herren Fortschrittler und Demokraten sich richten wolle! Wir hörten, warum der König nicht Lust hatte, eine so ohnmächtige Krone, wie sie das Frankfurter Parlament geschaffen, anzunehmen, ja, wie er sie aus Gründen des Rechts und aus politischer Klugheit gar nicht annehmen durfte, wie er in die allerfürchterlichsten Kämpfe hineingezogen worden wäre, die wahrscheinlich zu einer noch tieferen Zerreißung Deutschlands und wohl völligen Zertrümmerung des preußischen Staates geführt hätten. Wie ist's nun aber mit jener Schmach von Olmütz? Sie ist unzählige Mal den Konservativen vorgerückt worden, in lächerlicher Übertreibung, als ob's fast etwas gewesen wäre, wie die Schmach von Jena. Es kommt ja wohl in der Geschichte jedes Volkes oder Staates einmal so irgend ein Tag schwerer Niederlage vor, die man nicht etwa nach heldenmütigem, ehrenvollem Kampf durch eine Übermacht oder sonstige nicht zu bewäl-

tigende Umstände, sondern durch eigene Schuld, Trägheit, Feigheit und Kopflosigkeit herbeigeführt. So die schmähliche Übergabe von Ulm von Seiten der Österreicher unter General Mack an die Franzosen 1805, was man geraume Zeit die Schande von Ulm nannte, was sogar sprichwörtlich wurde. Dann kam für Preußen die Schande von Jena, und der setzte man die von Olmütz fast an die Seite. Die Franzosen haben, anders geartet als die Deutschen, auch ihre größten Niederlagen niemals als eine Schande gelten lassen, sondern nur als ein ihnen geschehenes Unrecht, und haben daher stets nur die Gedanken der revanche, der Rache gehabt. Revanche pour Waterloo! war lange ihr Geschrei. Ja sogar für Sadowa wollten sie Revanche, mit dem sie doch gar nichts zu thun hatten, für das sie sich nur rächen wollten, weil die Preußen sich dort nicht schlagen ließen, und größeren Ruhm geerntet, als die Franzosen bei Solferino. Man hat in sehr undeutscher Weise in einer Art von preußisch-deutschem Chauvinismus auch lange dem preußischen Staat eine Art Revanche pour Olmütz zugemutet und in 1866 einen Vollzug derselben sehen wollen. Es ist das eine thörichte Betrachtungsweise. Wie ist's denn nun aber mit diesem Olmütz?

Olmütz bezeichnet ganz einfach: das Grab alles dessen, was die Revolution von 1848 und 49 in schweren Wehen, als vermeintliche Neugeburt, in Wirklichkeit aber als Fehlgeburt oder lebensunfähiges Kind in die Welt gesetzt. Man hat's auch wohl als Schlußstein der Revolution bezeichnet, auf den sich der wieder aufgelebte alte, schläfrige Bundestag behaglich niederließ, um wieder seine Jahresferien von 365 Tagen zu beginnen und zu verschlafen. Ein Schlußstein der Revolution war's nicht, denn die ist bis heute noch nicht geschlossen. Eine gewisse Schande haftet noch wohl an Olmütz, jedoch nicht bloß für Preußen, sondern auch für Österreich und selbst für ganz Deutschland, und zwar um deswillen, weil es wesentlich durch das Ausland zustande

kam, das sich hier, hoffentlich zum letztenmal, in Deutschlands Angelegenheiten anmaßend eingemischt. Hören wir das Nähere im Zusammenhang.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte die deutsche Kaiserkrone abgelehnt, jedoch sich gern bereit erklärt, den Versuch zu machen, eine andere einheitliche Verfassung mit den deutschen Fürsten und Völkern zu vereinbaren; und nachdem in Frankfurt selbst die patriotischen und gemäßigt liberalen, konstitutionellen Elemente sich von den Anarchisten der äußersten Linken gesondert, zauderte der König keinen Augenblick ihnen die Hand zu bieten. Er lud sofort die deutschen Fürsten ein, ihre Gesandten nach Berlin zu schicken, um über die künftige Verfassung Deutschlands zu beraten, und bereits am 17. Mai 1849 eröffnete des Königs persönlicher Freund, General v. Radowitz, der auf der äußersten Rechten der Paulskirche sich ausgezeichnet und auch den Gegnern Achtung abgenötigt, ein strenger Katholik, aber voll Friedensgedanken gegenüber den Protestanten, die Konferenz mit den deutschen Botschaftern. Unter diesen aber fehlte der österreichische. Österreich verweigerte seine Teilnahme, weil die von Preußen gemachte Vorlage im allgemeinen eine modifizierte Wiederannahme des sogenannten Gagernschen Programms war: Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze mit völkerrechtlichem Vertrage, d. h. Bündnis mit Österreich für ewige Zeiten. Österreich protestierte gegen ein solches Bündnis und wahrte sich sein Recht, mit Deutschland organisch vereinigt zu bleiben, ja stellte aufs neue die Forderung, mit seinen außerdeutschen Provinzen Ungarn, Slovakei, Oberitalien ꝛc. in Deutschland eingeschlossen zu werden, was offenbar unannehmbar war. Da versuchte es Preußen zunächst einmal mit den anderen deutschen Staaten, vorab den 4 Königreichen. Aber auch Bayern und Württemberg lehnten jetzt ihre Beteiligung ab. Sachsen und Hannover waren bereit, auf ein Einigungswerk einzugehen, und so kam am 28. Mai die

sogenannte Union zustande zwischen Preußen, Sachsen und Hannover, in welcher man eine engere Verbindung der Einzelstaaten mit einer Centralgewalt und einem gemeinsamen Parlament, oder, wie man besser deutsch sagte, einem Volkshause, als Vertretung des Volkes, schaffen wollte. Sehr lebhaft trat der ehemalige Präsident des Frankfurter Parlaments, dann Reichsminister, Heinrich v. Gagern für diesen Plan ein, berief seine Partei, die man bis dahin die Altliberalen nannte, zu einer Versammlung, einem Parteitag nach Gotha, wo man beschloß, für den Gedanken der Union mit aller Kraft einzutreten und für ihn zu wirken. Die seitherigen Altliberalen hießen von da an die Gothaer. Jedem deutschen Staat sollte der Beitritt offen gehalten werden, und die meisten, namentlich Kurhessen, Baden, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, die Thüringer Fürstentümer traten bei. Hessen-Darmstadt erklärte, es werde sich der Majorität anschließen, eine Maßregel, die bekanntlich, wenn jeder oder nur etliche sie anwenden, eine Majorität gar nicht zustande kommen läßt. Was es thun werde, wenn etwa gerade seine Stimme eine Majorität herstellen würde, darüber gab es keine Erklärung ab. Doch sandte es nachmals einen Abgeordneten in der Person des Herrn v. Lepel nach Berlin. Preußen hielt noch Baden besetzt, hatte die wiederhergestellte badische Armee zur Strafe für ihre Felonie nach pommerschen oder ostpreußischen Garnisonsorten verlegt und damit eine Vereinigung beider Armeen angebahnt. Durch die preußisch-braunschweigische Militär-Konvention wurde das kleine braunschweigische Heer mit dem preußischen aufs engste vereinigt. Der von den unierten Staaten eingesetzte Verwaltungsrat schrieb dann ein neues Parlament für alle bei dem Bund beteiligten Länder nach Erfurt aus.

Die Hoffnung einer Verständigung mit Österreich gab man noch nicht auf. Der König suchte und erlangte eine persönliche Zusammenkunft mit dem jungen Kaiser Franz Joseph in Teplitz

und verständigte sich mit ihm über ein sog. Interim, d. h. ein Verhältnis, das einstweilen bestehen solle, bis ein neues geschaffen sei. Ein Hauptpunkt war der, daß der seitherige Reichsverweser Erzherzog Johann, der absolut nichts mehr zu „verwesen" hatte, sein Reichsverweseramt in die Hände der österreichischen und preußischen Bevollmächtigten, österreichischerseits des Feldmarschall-Lieutenants v. Schönfeld und preußischerseits des Generals v. Radowitz, niederlegte. — Unter den deutschen Staaten war einer, der sich wohl gar als dritte deutsche Großmacht aufspielte: Bayern. Das wünschte sich ebenfalls geltend zu machen und bot durch seinen Minister v. d. Pfordten seine Dienste zu weiterer Vermittelung an. Es war ja auch, wenn auch nicht Großmacht, doch immerhin ein so bedeutendes Glied des deutschen Bundes, daß es wohl auf etwas mehr Beobachtung Anspruch machen konnte. Man dankte aber preußischerseits für diese Dienste, die man nicht undeutlich als aufdringlich bezeichnete, was Bayern sehr beleidigte, das sich nun nicht mehr bloß ablehnend, sondern gegnerisch gegen die Union, oder wie man's nannte, den preußischen Sonderbund, verhielt. Auch Württemberg nahm diese Stellung, seitdem der König mit Fürst Schwarzenberg eine Zusammenkunft in Linz gehabt, ein. Und bald schlossen sich auch Sachsen und Hannover an, sagten sich von der Union wieder los und protestierten gegen das Erfurter Parlament. Während Hannover zunächst sich ganz isolierte, traten Bayern, Württemberg und Sachsen geradezu zu einem engeren Bündnis zusammen, dem sogenannten Dreikönigs-Bündnis als Gegenunion, und machten gleichfalls Vorschläge zu einer neuen Verfassung für Gesamt-Deutschland oder den alten deutschen Bund. Derselbe sollte eine Bundesregierung von 7 Häuptern haben. Österreich, Preußen, die vier mittleren Königreiche und die beiden vereinigten Hessen. Dieser Centralgewalt sollte ebenfalls ein Volkshaus beigegeben werden. Österreich erklärte, dieser Verfassung beitreten

zu wollen, jedoch nur mit seinen sämtlichen, auch außerdeutschen Provinzen, verlangte auch mit allen diesen Eintritt in den, seit Mitte der dreißiger Jahre bestehenden allgemeinen deutschen Zollverein. Das letztere konnte vernünftigerweise nicht gewährt werden; denn diese Slovaken, Kroaten und Panduren ꝛc. konnten doch auf ihrer niedrigen Kulturstufe mit Deutschen unmöglich in einem Zollverband stehen. Hatte man doch innerhalb Österreichs selbst eine Menge Zollgrenzen gegen die verschiedenen Provinzen der Monarchie. Österreich meinte es vielleicht selber nicht einmal ernst. Das ganze Verfahren mit diesen neuen Vorschlägen war eigentlich nur ein Schachspiel, mit dem man dem König von Preußen Schach bieten und ihn mattsetzen wollte. Das gelang denn auch. Da auch einzelnen von den Kleinstaaten das alte Souveränitätsgelüste im vollsten Maße wiederkam und sie sich einer nach dem anderen von der Union lossagten, ließ man das Erfurter Parlament auseinandergehen. Ein Versuch der Gothaer in Württemberg, durch eine zahlreiche Versammlung in Plochingen eine Adresse zu gunsten der Union zustande zu bringen, scheiterte. In Württemberg widerstand der König, wie die zahlreiche, aus den katholischen, ehemals österreichischen Landesteilen stammende, konservativ genannte, richtiger österreichisch oder ultramontan zu nennende Partei, und die in der Kammer allein herrschende Demokratie.

Was sollte nun weiter werden? Preußen wollte nichts von den Vorschlägen des Dreikönigsbündnisses wissen; dieses nichts von den preußischen Vorschlägen und Plänen der Union. Da trat Fürst Schwarzenberg hervor mit der dürren Forderung: den alten Bundestag wieder herzustellen, denn das sog. Plenarium des alten Bundes habe allein das Recht, eine Revision des immer noch zu Recht bestehenden Bundes vorzunehmen. Und Fürst Schwarzenberg hatte den rechten Zeitpunkt im österreichischen Interesse gewählt, denn Österreich war gerade mit seinen inneren Feinden



vollständig fertig geworden und stand in einer geschlosseneren Einheit als je vorher und mächtiger als zuvor. Es hatte sich aus einer tiefen Zerrüttung herausgearbeitet, einmal wohl mit den guten Kräften seiner deutschen Bevölkerung, dann aber auch mit auswärtiger, nämlich russischer Hilfe, worauf hin auch Rußland bei Neuordnung der deutschen Verhältnisse ein gewichtiges, wohl gar entscheidendes Wort mitzusprechen in Anspruch nahm.

Wie das gekommen ist, muß uns noch einen Augenblick beschäftigen.

Wir erinnern uns, wie Fürst Windischgrätz das aufständische Wien gestürmt und unterworfen hatte. Die Wiener hatten auf den Beistand der aufständischen Ungarn gerechnet; der war aber nicht erfolgt, obwohl er in Aussicht gestellt war. Windischgrätz rückte nun in Ungarn ein, und nahm Buda-Pest. Die Ungarn zogen sich hinter die Theiß zurück. Sie hatten drei Armeen, die kleinste im Osten, geführt von General Bem, die beiden andern von dem Polen Dembinski und dem Magyaren Görgey, der nachmals den alleinigen Oberbefehl übernahm. Diese Armeen, fast alle reguläre ungarische Regimenter mit den sogenannten Honveds (Landwehr) vereinigt und von gedienten Offizieren der alten österreichischen Armee geführt, wurden nun von drei Seiten angegriffen. Von Norden kam der österreichische General Schlick, rückte bis Tokay vor, wurde dort aber zurückgeschlagen. Von Osten griff General Puchner den Heerhaufen des Generals Bem an, hatte anfangs Glück, dann aber so entschiedenes Unglück, daß er mit seinem Heer verloren schien und in halber Verzweiflung ein in der Walachei stehendes russisches Corps zu Hilfe rief. Aber samt diesem wurde er zurückgeworfen. Die Ungarn drangen nun selbst in Siebenbürgen, das Land der Sachsen, ein, eroberten Hermannstadt und verwüsteten das unglückliche Land der Sachsen aufs fürchterlichste. Namentlich wüteten sie gegen die wenige Jahre vorher unter Leitung des Pfarrers Roth eingewanderten württem-

bergischen Kolonisten. Pfarrer Roth wurde standrechtlich erschossen. Unterdessen hatte Windischgrätz sich mit dem geschlagenen Corps des Grafen Schlick, wie mit dem Ban von Kroatien, Jellachich, vereinigt und schlug die unter Görgey vereinte Hauptmacht der Ungarn bei Kopolna, erlitt aber selbst bald nachher, da die Ungarn eine Art Guerillakampf begannen und alle einzelnen Corps des Fürsten Windischgrätz unausgesetzt angriffen und sie so aufs äußerste ermüdeten, eine Reihe von Niederlagen, zuletzt eine besonders schwere bei Gödöllö, nach der er Pest räumen mußte. Die schlechten Wege bei schlechtem Wetter, in undurchdringlichem Kot, erschwerten den Rückzug. Görgey, der feurigste und geschickteste Führer der Ungarn, wandte sich nun gegen die noch im Besitz der Österreicher befindliche Festung Waitzen, stürmte sie, wobei der kaiserliche General Götz fiel, verjagte das österreichische Corps, das die von Ungarn besetzte Festung Komorn belagerte, und schlug eine letzte österreichische Abteilung unter General Wohlgemuth bei Gran. Windischgrätz gab den Oberbefehl in die Hand des Generals Welden, der mit dem ermatteten Heere aber auch nichts mehr ausrichten konnte und sich immer weiter zurückzog, während Jellachich nach Kroatien flüchtete. Überall waren die Ungarn Sieger geblieben; das ganze Land war außer Gewalt der Österreicher. Die Ungarn beriefen jetzt einen Reichstag nach Debreczin, da die eigentliche Hauptstadt des Landes, die Festung Ofen, noch in den Händen einer österreichischen Besatzung war, erklärten das Haus Habsburg für abgesetzt, riefen die Republik aus und setzten Kossuth zum ersten Präsidenten ein. Bald aber ward das neue Reich mit ihm selbst uneins. Kossuth machte nämlich nicht den siegreichen Görgey, sondern den Polen Dembinski zum Kriegsminister. Er hoffte durch diesen auch die Polen zu insurgieren. Görgey aber ward dadurch tief beleidigt, woraus sich sein späteres Verhalten erklärt.

Ungarn war für Österreich jetzt völlig verloren. Aber so

unglücklich es in Ungarn gewesen, so glücklich war es unterdessen in Italien vorgedrungen, wo der Sardenkönig Karl Albert, durch die Erfolge der Ungarn, wie die Revolution in Rom, wo Papst Pio Nono im Wagen des bayerischen Gesandten, Grafen Spaur nach Gaeta hatte flüchten müssen, ermutigt, treulos einen neuen Angriff auf die Österreicher gewagt. In einem in der Geschichte beispiellosen Feldzug von nur 4 Tagen schlug der alte Radetzky die Piemontesen bei Novara im eigenen Lande, worauf Karl Albert abdankte und sein Sohn Viktor Emanuel den erbetenen Frieden erhielt, ohne ein Dorf seines Landes zu verlieren. Ein Aufstand im Rücken Radetzkys in Brescia ward durch General Haynau, einen geborenen Kurhessen, mit nur 12000 Mann nach einem wütenden, zweitägigen Straßenkampfe bezwungen und bald darauf Venedig durch Bombardement und Aushungerung zur Übergabe gezwungen.

Nun hatte das österreichische Heer in Italien freie Hand und konnte gegen Ungarn verwendet werden, gerade als Görgey noch die Festung Ofen gestürmt und die ganze Besatzung hatte niederhauen lassen. Den Oberbefehl über das österreichische Heer erhielt Haynau. Er brachte es bald auf 100000 Mann, mit denen er Görgey nach blutigen Schlachten bis Temesvar zurückdrängte. Doch wäre er nicht über Ungarn Herr geworden, wenn es nicht dem Kaiser Franz Josef geglückt wäre, bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Kaiser Nikolaus von Rußland in Warschau mit diesem ein Bündnis zu schließen, nach welchem Nikolaus ihm 140000 Mann Truppen unter Paskiewitsch nach Ungarn zu Hilfe sandte. Es war nicht etwa Großmut und Mitleid mit dem unglücklichen Österreich, was den Zaren zu dieser Hilfeleistung bewog, sondern vielmehr Sorge fürs eigene Interesse. Unter den österreichischen Ungarn waren viele Polen, die ohne Zweifel, wenn den Ungarn ihr Aufstand gelang, von diesen unterstützt, die Befreiung ihres eigenen Vaterlandes von der

russischen Herrschaft versucht und Rußland in einen schweren und gefährlichen Revolutionskrieg hineingezogen hätten. Das russische Hilfsheer faßte nun die Ungarn von Südost her. Görgey trotz aller Anstrengung konnte sich nicht durchschlagen. Vier Tage nach der Schlacht bei Temesvar ergab er sich. Man sagt, er habe schon lange vorher mit den Russen verhandelt. Bem floh nach der Türkei, ward Mohammedaner und Pascha; der Präsident der ungarischen Republik floh durch die Türkei nach England und weiter nach Amerika, wo er mit vielem Pomp und Geschrei empfangen ward und auf einer endlosen Reihe von Festen gefeiert, sich bewundern ließ, während die in Ungarn zurückgebliebenen Revolutionsgenossen schwer büßen mußten. Wohl unterschied man die Verführten oder vom Revolutionsfieber und jugendlichen Freiheitsrausch Fortgerissenen von den Führern und Verführern. Erstere wurden begnadigt, letztere streng bestraft, namentlich diejenigen, die früher Offiziere in der österreichischen Armee gewesen. Sie wurden zum Tode verurteilt und solcher meist durch den Strang vollzogen. So wurden die Generale Becksey, Aulich, Graf Leiningen, Török, Fürst Wernitzki gehängt. Die obersten Führer des Aufstandes neben dem geflüchteten Kossuth, Minister Graf Batthyani, General Keß und Hager „zu Pulver und Blei begnadigt" — wie man damals sagte, d. h. erschossen, erlitten also einen ehrlichen Soldatentod. Batthyani war das letzte Opfer des rasenden, blutigen Bürgerkrieges. Görgey erhielt die Erlaubnis, frei in Graz (Steiermark) zu leben. Klapka, Kommandant der noch nie eingenommenen Festung Komorn, erhielt freien Abzug nach England. Dort schaltete und waltete damals mit unumschränkter Macht Lord Palmerston, gewöhnlich Lord Feuerbrand genannt, weil die Hauptkunst seiner Politik nach außen darin bestand, in alle Länder, wo's irgend möglich, die Brandfackel des Aufruhrs hineinzuwerfen und zu einer verzehrenden Flamme anzufachen und zu unterhalten. Er bot darum nicht

bloß den flüchtigen Revolutionären aller Länder freien Aufenthalt in England, was man wohl gelten lassen kann, da England eine solche Freistätte sein will, sondern ließ auch, wie zum Hohn für die betreffenden Länder, einen wahren Kultus mit ihnen treiben; sie durften ungehindert Revolutionskomitees errichten, Verschwörungen anzetteln, — England muß jetzt in Irland sich strafen lassen mit dem, was es damals an anderen Ländern gesündigt. — In Österreich war General Haynau wegen zu großer Eigenmächtigkeit in seiner Kriegsführung und sonstigen Verhaltens vom Kaiser entlassen worden. Er ging außer Landes auf Reisen, kam nach Berlin, wo man ihn ob seiner Tapferkeit bewunderte und ehrte und von da nach England, wo er in einer Brauerei von rohen englischen Brauknechten mißhandelt (geschlagen) wurde, für welchen Schimpf Österreich nur mit Mühe eine Genugthuung erlangte.

Österreich war übrigens jetzt, wie wir schon hörten, einheitlich geschlossen und mächtiger als je. Die Selbständigkeit Ungarns ward aufgehoben, die Nachteile der ungarischen Adelsherrschaft wurden beseitigt. Rußland hatte ihm dazu verholfen. Ein böses Wort sagte nicht lange nachher Fürst Schwarzenberg: „Die Welt wird staunen über unsere Undankbarkeit gegen Rußland.“ Das geschah also im Jahre 1854 im sogenannten Krimkrieg, der Österreich auf seiten der Gegner Rußlands fand, wohingegen Rußland wieder 1866 sich an Österreich rächte, das es dem preußischen Schwerte überließ. Ungarn aber ist wieder selbständiger geworden, als es je war und mußte sein Name in die Bezeichnung des österreichischen Staates aufgenommen werden.

Damals aber stand Österreich auf dem Gipfel seiner Macht und Fürst Schwarzenberg trat kategorisch herausfordernd in Deutschland auf. Er berief den alten Bundestag zusammen und forderte Preußen auf, ihn zu beschicken. Preußen weigerte sich dessen. Der Minister des Äußeren General von Radowitz erklärte, die Union mit Waffengewalt aufrecht erhalten zu wollen. Aber eine Zusammenkunft des Kaisers von Österreich mit den

Königen von Württemberg und Bayern führte eine ebenso kriegerische Sprache. Bald kam es zu einem Konflikt. Das Kurfürstentum Hessen gab den Anlaß. Dort hatte der Minister Hassenpflug die Ständekammern aufgelöst, weil man nicht mit ihnen regieren konnte, da sie weit über ihre rechtlichen Befugnisse hinaus griffen. Sie verweigerten die Steuern. Die Steuern wurden doch erhoben. Da protestierten mit den Ständen auch noch die Staats- und Gemeindebehörden. Das Militär solle einschreiten, aber General Bauer weigerte sich dessen. Dazu nahm die Bürgerschaft der Stadt Kassel eine drohende Haltung an. Der Kurfürst war von allen verlassen — wohl war ja das Landvolk ihm treu geblieben, und die etwa in der Beamten- und Bürgerschaft wagten nicht für ihn einzutreten; die Stände abgefallen, das Militär in erklärtem Ungehorsam, die Bürgerschaft der Residenz nahe am förmlichen Aufruhr — nur einer war treu geblieben, resp. hatte den unerschütterlichen Mut, seine Treue zu beweisen, der Herold der deutschen Mannentreue, der selige Vilmar, der ausgezeichnete Theologe und Litteraturhistoriker, damals Mitglied des Staatsministeriums, vor dessen ruhigem Mut am Anfang der Revolution in Marburg, wo er damals Gymnasialdirektor war, der aufrührerische Pöbel zurückgeprallt war, als er ihm, da man ihm schon die Hausthür eingeschlagen und mit gestreckten Sensen nach ihm gestochen, mit dem Gewehr entgegentrat, der Eine gegen hunderte von wütenden Menschen. Jetzt stand er in Mannentreue und Mannesmut zu seinem Fürsten, aber auch mit dem ganzen furchtlosen Ernst, der die Wahrheit vor den Hohen, wie vor den Niedrigen sagt, nach eines Propheten Elias und Johannis des Täufers Weise. Man erzählt, der Kurfürst habe ihn damals in der Nacht in sein Schloß rufen lassen, und den Hereintretenden hastig gefragt: „Vilmar, was thun? was thun?“ „Buße thun!“ sei des ernsten Mannes Antwort gewesen. Eine weitere Frage des Kurfürsten sei durch

den hereinstürzenden Diener unterbrochen worden, der meldete, daß der Wagen (zur Flucht) bereit stände; — während der Volkshaufen draußen lärmte. Der Fürst habe sich mit Vilmar in den Wagen geworfen, und sei in hastigster Eile nach Marburg hingeflohen, nicht eher Halt machend, bis er die westfälische Grenze erreicht. Da sei er ausgestiegen und Vilmar habe ihn in der Nacht unter freiem Himmel auf die Knie gebracht.*) Das habe ihm der Kurfürst nie vergessen. Die Flucht ging dann über Hannover, Köln, Frankfurt und Hanau resp. in das bei Hanau gelegene Kurfürstliche Lustschloß, auch einstmals Spielhölle — Wilhelmsbad. Von da aus wurden die Maßregeln gegen die renitenten Behörden fortgesetzt. In unseren „Politisch-kirchlichen Blättern", die wir in Darmstadt herausgaben, erschien damals ein Aufsatz von einem kurhessischen Geistlichen der Provinz Hanau, der den Minister Hassenpflug in Anspielung auf das Spiel in Wilhelmsbad einen „waghalsigen Spieler" nannte, der einem gar nicht zum Spiel aufgelegten Volk plötzlich Schach geboten habe. Es kam darauf von seiten eines noch jetzt in Segen wirkenden Geistlichen derselben Provinz, damals Konsistorialrat in der Stadt Hanau selbst, eine Erwiderung: „Wer ist der Spieler?" die nachwies, daß vielmehr die Landstände u. s. w. die Spieler seien. In unser dreigliederiges Redaktionskomitee kam damals eine Spaltung; meine Wenigkeit war wohl geneigt, dem letzteren recht zu geben und die Erwiderung aufzunehmen. Aber die Freunde wollten nicht. So ward die Erwiderung zurückgewiesen und das brachte uns mit den kurhessischen Freunden auseinander, die sich von unserm Blatt lossagten und sich ausschließlich an Vilmars vortrefflichen „Hessischen Volksfreund" hielten, aus dessen gediegenen Artikeln eine Sammlung in den drei Bänden: „Zur Kulturgeschichte der Gegenwart" (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh) noch heute nicht bloß höchst

*) Kurhessen haben später die Thatsächlichkeit dieser Vorgänge bestritten.

interessant und lehrreich ist, sondern geradezu in Erstaunen setzt durch die prophetischen Blicke, die da ähnlich wie in Vilmars Schulreden in Gegenwart und Zukunft gethan werden. Später brachten uns die gemeinsamen kirchlichen Interessen wieder ganz nahe zusammen in den unvergleichlichen lutherischen Konferenzen beider Hessen, abwechselnd in Marburg und Friedberg gehalten.

Von Wilhelmsbad aus wurden alle kurhessischen Behörden, die den Gehorsam verweigert, kassiert, das Heer sollte aufgelöst werden durch Kriegsminister Haynau, Bruder des österreichischen Generals — man sagt auch: Vetter des Kurfürsten, einen ernstchristlichen Mann, auf dessen Haus etwas wie ein schweres Verhängnis lastete. Zweihundert Offiziere nahmen ihren Abschied. Das Heer war so gut wie aufgelöst. Das Land (in seinem liberalen Teil) hoffte auf Preußen, weil zur Union gehörig. Preußen, die übrige diplomatische Rücksicht außer Acht lassend, hatte eine diplomatische Note in sehr gebieterisch forderndem Ton durch einen sogenannten Feldjäger an den Kurfürsten übersandt. Österreich und der Bundestag erklärten sich dagegen für den Kurfürsten und sandten ein Exekutionsheer, das die Ordnung in Kurhessen wieder herstellen, die Renitenten unterwerfen sollte. Preußen suchte dem zuvorzukommen. Von Norden — Westfalen — her rückte General Graf von der Gröben heran, der einem aus Österreichern und Bayern bestehenden „Bundesheer" unweit Fulda begegnete. Die Vorposten beider Heere standen sich bei dem Dörfchen Bronnzell gegenüber. Auf beiden Seiten wohl ein banges Herzklopfen vor dem ersten Schuß, nicht aus Mangel an Mut, sondern darum, weil es das erste Signal zu einem Bürger- und Bruderkrieg geworden wäre, den man, seit man in der traurigen napoleonischen Zeit einander gegenüber gestanden und nachher gemeinsam den fremden Eroberer überwunden, nicht mehr für denkbar hielt. So wars in der That damals. Und wirklich, es fiel ein Schuß, aber: gottlob! riefen wir damals alle, als die Nachricht kam, er traf — nur einen Schimmel

das war der berühmte Schimmel von Bronnzell. Weiteres Vorgehen erfolgte zunächst von keiner Seite. Bald ward von der Gröben zurückberufen. Es war die Folge einer Unterredung, die der preußische Minister Graf Brandenburg mit dem den Gang der Dinge scharf beobachtenden Kaiser Nikolaus hatte. Der hatte mit der Kriegserklärung an Preußen gedroht, wenn es nicht nachgäbe. Diese Drohung war sehr bedenklich, da man damals nur 78 000 Mann in Preußen verfügbar hatte. Der König war geneigt, nachzugeben. Radowitz ward entlassen und der nachmalige, jüngst verstorbene Minister v. Manteuffel zum Fürsten Schwarzenberg gesandt, mit ihm zu unterhandeln. Das Resultat war: Preußen giebt die Union auf und kehrt einfach zum alten Bundestag zurück. Hinter Schwarzenberg stand der mephistophelische Maiendorf, der Botschafter Rußlands, der hohnlachend den Botschaftern der deutschen Großmächte die Hände in einander legte und ihnen diktierte, was fortan in Deutschland Rechtens sein sollte. So abhängig waren die deutschen Großmächte von Rußland und so groß ihr Antagonismus, ihre Eifersucht und, muß man wohl sagen, des damaligen Österreichs Bosheit, daß es, um Preußen zu schwächen, Rußland immer mächtiger machte. Auch wer mit der neuen politischen Gestaltung Deutschlands in vielen Punkten unzufrieden ist, wird doch zugeben, daß jener Antagonismus in Deutschland etwas Greuliches war, daß man froh sein muß, daß er beseitigt ist, und daß man vor allem sich freuen muß über das Bundesverhältnis, das jetzt zwischen Österreich und dem deutschen Reich besteht.

X.

Die Reaktion.

Olmütz, wenn man denkt, wie es zustande gekommen durch das feindliche, anmaßende Ausland und deutsche Eifersucht, bedeutet allerdings einen Tag der Schmach; aber Friedrich Wilhelm



IV. konnte nicht anders, wenn er nicht sein Land und Volk in die Gefahr des Unterganges bringen wollte. Wohl kann man Olmütz auch als Schluß der Revolution bezeichnen, aber doch nur nach sehr äußerlicher und oberflächlicher Betrachtung. Das ist noch lange kein Schluß einer Revolution, wenn man ein altes Gebäude, das so elendiglich wie ein Kartenhaus vom ersten Sturm umgefallen war, gerade wieder hinstellt, wie es vordem gewesen, ein Gebäude, das doch wahrhaftig nicht bloß Revolutionären, sondern auch sehr konservativen, christlichen Leuten als ein elend Machwerk erschienen war; es ist kein Schlußstein einer Revolution, wenn man auch den berechtigtsten Bedürfnissen und Wünschen nicht im geringsten Rechnung getragen, sondern einfach die alten Zustände wiederhergestellt, die auch den ruhigsten und loyalsten Patrioten kaum auf die Dauer erträglich erscheinen und die fort und fort den Wunsch nach einer Änderung bei den loyalen, nach einem Umsturz bei den liberalen und radikalen Teilen des Volkes wach erhält und einen Zustand der Mißstimmung schafft, in welchem auch die loyalsten Leute gar leicht von den liberalen und radikalen mit fortgerissen werden, wie das vor 1848 und in der 48er Revolution selbst der Fall war. Mit Olmütz, d. h. mit unveränderter Wiederherstellung der alten Zustände in ihrer ganzen Misère, war jede weitere Thätigkeit für die Einigung Deutschlands gehemmt, ja aufgehoben. Nichts von gemeinsamer Volksvertretung, — es brauchte nicht gerade nach der konstitutionellen Schablone zu sein — nichts zur Einigung des Heeres, zur Beschaffung einer Marine, — ja was als Anfang einer solchen vorhanden war, ward aufgelöst. Baden ward dem österreichischen Einfluß ausgeliefert.

In den meisten Kleinstaaten trieb man's wieder geradeso wie vordem; ja man hielt wohl die unveränderte Wiederherstellung aller Zustände und Verhältnisse auf den alten Fuß bis in das kleinste und kleinlichste hinein für den eigentlichen Schluß der Revolution, aus der man sich übrigens wohl auch einen Macht-



zuwachs gefallen ließ, der aus der Zertrümmerung alter Rechte anderer hervorging. In Hessen-Darmstadt ward so ziemlich alles wieder hergestellt, bis auf die Patronatsrechte der Standesherrn, die denselben geraubt worden waren. Der gleichmacherischen Bureaukratie waren sie längst ein Dorn im Auge. Nach längerem Kampfe ließ man sich herbei, sie wieder herzustellen, doch mußten sich die betreffenden Standesherrn dazu bequemen, sie nicht als altes, geschichtliches Recht wieder zu nehmen, sondern sie mußten es aus der Hand des jetzigen Souveräns als Lehen empfangen. Scherzweise sagte man wohl damals: Noch eins fehlt zur vollen Reaktion und Restauration: Der Darmstädter Moniteur, die „Frau Hofrat" — die officielle „Darmstädter Zeitung" — muß wieder reaktiviert werden. (Sie hatte während der Revolutionszeit einen anderen Redakteur gehabt und unter ihm politisiert.) Und richtig, sie ward reaktiviert, ließ fortan wieder alle Politik beiseite, füllte ihre Spalten wieder mit Berichten über Jubiläen von Kreisräten, Landrichtern, Steuerkommissären, wo man bis spät in die Nacht in der Krone oder im Löwen 2c. beisammen gewesen und sich getrennt hatte im Bewußtsein: einen schönen Tag verlebt zu haben, mit Nachrichten über Theatervorstellungen, über das erste Veilchen, den ersten lebenden Maikäfer, den man der Redaktion eingesandt, oder über Unglücksfälle und eingestürzte Lehm- oder Sandgruben, wovor man doch so oft gewarnt 2c. Die Frau Hofrat kam wieder, nur in Einem verändert — sie war Frau „Geheime Hofrätin" geworden und trug eine Krinoline, ein Feuilleton mit Novellen, Romanen 2c. Man hatte wesentlich wieder den alten büreaukratischen Staat, nur daß die neuen Büreaukraten ein gutes Teil Angst und Furcht vor dem Pöbel überkommen, und darum nicht mehr die Paschamanieren der alten hatten, sondern überaus zuvorkommend gegen — die liberalen und radikalen Schreier waren. Es gab solche Büreaukraten in hohen Ämtern, die vor dem Stirnrunzeln eines Dorfbürgermeisters zitterten.

In Kurhessen beseitigte man sogar das Gute, das während der Revolution geworden. Ein Vilmar im Ministerium war nicht mehr möglich, „der rauhe Ernst dieses gewaltsamen Mannes war bei Hofe unerträglich geworden", der treu beim flüchtenden Kurfürsten ausgehalten, ward aus dem Ministerium entfernt, nachdem man ihm als rite gewählten General-Superintendenten von Niederhessen die Bestätigung versagt. Es mußte ja auch wohl dies nach Gottes Rat zum besten dienen. Von dem akademischen Lehrstuhl in Marburg, den Vilmar nun einnahm, hat er mächtig eingewirkt auf das jüngere Geschlecht der Diener unserer Kirche, hat von Marburg aus auch wieder die Leitung der reichgesegneten unvergeßlichen Konferenzen der Bekenntnistreuen beider Hessen, abwechselnd in Marburg und Friedberg übernommen, das kirchliche Bewußtsein dieser Kreise geklärt, vertieft, gefestigt. Die Elbherzogtümer, das Schmerzenskind, wurde aufgegeben und den übermütigen Dänen ausgeliefert. Hier haben wir noch ein trauriges Stück Geschichte nachzuholen.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes von Malmö war der Winter ohne kriegerische Aktion hingegangen. Das Eis in den Buchten und Belten hinderte die dänischen Schiffe anzugreifen. Sobald der Frühling eingetreten, hatten sie den Angriff gewagt. Aber er war ihnen schlecht bekommen. Zwei dänische Kriegsschiffe „Christian VIII." und die „Gefion", waren in der Bucht von Eckernförde von deutschen Strandbatterien kampfunfähig gemacht und weggenommen worden. Es war nassauische Artillerie gewesen, geleitet von dem holsteinischen Feldwebel Preuß. Bald darauf stürmten Bayern, Sachsen und Preußen die Düppeler Schanzen und drangen unter General von Bonin weit in Jütland vor zu einem glänzenden Sieg bei Kolding und Fridericia. Da geboten die Diplomaten Halt. Das kleine holsteinische Heer setzte zwar den Kampf fort, ward aber bei Fridericia von dänischer Übermacht überfallen und hart mitgenommen; die in der Nähe stehenden deutschen Heere durften ihm nicht helfen. Es drohten

die Russen, die Engländer, die Schweden, die sogar den Dänen ein Hilfsheer schickten. Die deutschen Heere mußten die Elbherzogtümer vollständig räumen. Die Dänen besetzten sofort Schleswig, wagten sich aber noch nicht nach Holstein hinein. Die Preußen, die auf dem Rückzug in Hamburg insultiert worden waren, hatten dieses besetzt gehalten. Die Holsteiner setzten entschlossen und mutig den Kampf allein fort. Sie hatten ein neues Heer unter General Willisen gebildet; viele Freiwillige aus dem übrigen Deutschland traten in dies Heer ein, unter ihnen der hessische Lieutenant Wilhelm von Plönnies, Sohn der edlen hochbegabten Dichterin Luise v. Plönnies, Erbe ihrer Dichtergabe, vaterländischer Begeisterung voll. Er hat uns nachmals viel von jenem Feldzug erzählt, den französischen sollte er nachmals nicht mitmachen, da lag er in jahrelangem Siechtum auf seinem Bette, der wohl gern auf grünem Rasen sein Blut fürs Vaterland verspritzt hätte. Aber besungen hat er die deutschen Siege in frischem, frohem Ton, ich wundere mich, daß seine Lieder nicht populärer geworden sind; und die Notstände des kleinstaatlichen Heerwesens hat er geschildert, das kleinliche Wesen gegeißelt mit scharfer Satire, wie kaum je Einer gethan, in seinem „Oberstlieutenant von Knopf“. Und des Glaubens Sieg hat er auch erstritten. — Noch eines anderen erinnere ich mich, des Studenten der Medizin B. aus Darmstadt, der aus mörderischem Kampf in Schleswig unversehrt heimgekehrt, um bald nachher in Würzburg um einer Lappalie willen im Pistolenduell zu fallen. — Wie gern wären wir alle dem „verlassenen Bruderstamm“ zu Hilfe geeilt. Aber die Ereignisse gingen rasch zum traurigen Ende. Nachdem Preußen seinen Frieden mit Dänemark geschlossen, gingen die Dänen vor und schlugen das kleine holsteinische Heer, das die Festung Friedericia nicht hatte nehmen können, in einer mörderischen Schlacht bei Idstedt. Doch wagten sie sich immer noch nicht nach Holstein hinein, in dem die Trümmer des holsteinischen Heeres sich wieder gesammelt, zum äußersten Widerstand ent-

schlossen. Da kommt ein österreichisches Corps unter General Legeditsch und entwaffnet die Holsteiner, übergiebt dann die holsteinische Hauptfestung Rendsburg an die Dänen!

Nun trat die „Londoner Konferenz“ der Großmächte zusammen und fixierte das berüchtigte „Londoner Protokoll“. Nach ihm sollte die Einheit und Integrität der dänischen Monarchie aufrecht erhalten werden. Erbberechtigt sollte das Haus Holstein-Glücksburg sein, nicht Holstein-Augustenburg. Rußlands Kaiserhaus aus dem Hause Holstein-Gottorp erhielt damit Aussicht auf das dänische Erbe. England, obwohl eifersüchtig auf Rußland, gab nach, da Rußland ihm erlaubte, das kleine Griechenland zu maßregeln; Österreich gab nach, weil Rußland Preußen gedemütigt hatte. — Die deutsche Flotte, die einen kleinen Anfang zu existieren gemacht hatte, ward aufgelöst; ihre Schiffe wurden versteigert. Der oldenburger Gesandte, Hannibal Fischer, entschloß sich, die Versteigerung vorzunehmen, und hat darum viel leiden müssen. Ein anderes Andenken hat er nicht hinterlassen. Die den Dänen abgenommene „Gefion“ ward von Preußen erstanden und zum Übungsschiff eingerichtet. Das arme Schleswig-Holstein, das so viel besungene stammverwandte, meerumschlungene Schleswig-Holstein, „up ewig ungedeelt“, war nun ganz in der Gewalt der übermütigen Dänen, die von einer klugen, die Herzen gewinnenden Mäßigung nichts wußten und mit ihren Danisierungsversuchen, mit Einführung dänischer Kirchen- und Schulsprache in Schleswig wenigstens fortfuhren und das Volk aufs tiefste erbitterten. Wie viel Klagen in Schrift und Lied kamen vom „verlassenen Bruderstamm“. Aber es sollte dieser verlassene Bruderstamm Anlaß zu großen Dingen werden. Des Dänen Übermut stieg höher und höher. Im Jahre 1864 trat der Thronwechsel ein. Da stand an der Spitze des preußischen Staats bereits der gewaltige Mann, der sich nicht fürchtet vor menschlicher Übermacht und an Klugheit allen Staatsmännern der Gegenwart überlegen ist. Im Verein mit Österreich riß er

das deutsche Land dem Feinde aus den Händen. Es folgte, veranlaßt durch das Land, der Krieg von 1866, es kam 70 und 71 mit seinen ungeheuren Ereignissen. Im Februar 1881 ward ein glänzendes Hochzeitsfest in Berlin gefeiert. Prinz Wilhelm führte die Braut heim. Prachtvoll war deren Einzug durch das Brandenburger Thor mit seinen Erinnerungen an die ernsten Zeiten schwerster Niederlagen und gewaltigster Erhebung zu Anfang des Jahrhunderts. Eine lange Reihe anderer großer Erinnerungen zogen an den Augen der Hunderttausende von Zuschauern vorbei in den Kriegsleuten in verschiedener Gewandung, den Potsdamer Grenadieren des alten Fritz, den Innungen des alten Berlin, dem Musikchor der Postillone, deren Lied wie Abschiedslied der alten Zeit so wehmütig klang, ein goldener Krönungswagen des ersten Preußenkönigs, der die Braut brachte. Nichts machte einen solchen Eindruck, wie der Augenblick, wo das Musikchor der den Brautwagen umgebenden Leibwache im mittelalterlichen Kostüme in den schleswig-holsteinischen Landesfarben, blau-weiß-rot, das Lied anstimmte: „Schleswig-Holstein meerumschlungen." Wie mit einem Zauberschlag stand unser einem bei den Klängen dieses Liedes die Jugendzeit vor Augen, durch die es geklungen, als Ausdruck erster patriotischer Begeisterung und dann die 33 Jahre voll großer Ereignisse, gewaltiger innerer und äußerer Kämpfe, wie sie wohl selten sich in die Zeit eines Menschenalters zusammendrängen, und nun als ein Abschluß das Resultat: der verlassene Bruderstamm Schleswig-Holstein, up ewig ungedeelt, sendet dem in ein Kaiserreich geeinigten deutschen Vaterlande seine Fürstentochter als künftige Kaiserin!

Doch noch stehen wir hier im Jahre 1849 1850. Der deutsche Bundestag ist wieder ins Leben getreten, wenn man es ein Leben nennen kann; es war die alte Misère. Eifersüchteleien im Inneren, Schwäche und Ohnmacht dem Ausland gegenüber, das fortfuhr, das entscheidende Wort zu sprechen in den deutschen Angelegenheiten. In einer der ersten Sitzungen beantragte Österreich aufs neue seinen Eintritt mit allen seinen Provinzen —

Ungarn, Slovakei, Kroatien, Oberitalien ꝛc. — in den deutschen Bund. Es war das wohl nur der Anfang eines neuen Intriguenspiels. Gleichwohl waren, vielleicht auch aus keinem anderen Grunde, alle Kleinstaaten des Bundes dafür. Verhindert ward die Sache nicht etwa durch die Einsicht, daß diese Zusammenfassung so vieler grundverschiedener Völkerschaften in ein Staatengebilde doch eigentlich eine Monstrosität wäre und daß eine wirklich nationale Einigung der deutschen Stämme damit in noch weitere Ferne gerückt, noch mehr erschwert, ja unmöglich gemacht würde; verhindert ward die Sache nur durch — Rußlands Einspruch. Da richtet Österreich sein Auge abermals auf den Zollverein und verlangt Aufnahme in diesen. Preußen verweigert diesen Eintritt. Die Mittelstaaten befürworten ihn und drohen eventuell mit ihrem eigenen Austritt. Preußen schließt den Zollverein aufs neue mit etlichen seiner alten Mitglieder; der norddeutsche sogenannte Steuerverein trat diesem neuen Zollverein bei; den Mittelstaaten ward ein Termin gesetzt, sich zu entscheiden; nach diesem Termin sollten sie ausgeschlossen sein und bleiben. Da kamen sie alle wieder. Das war ein Sieg der Hohenzollern, dem noch mancher andere folgte. Nicht ohne Bedeutung war die Verbindung des Hohenzollernschen mit dem badischen Fürstenhaus durch Heirat der Prinzessin Louise mit dem Großherzog Friedrich. Etwa mit dem Jahre 1851 war nach den heftigen Revolutionsstürmen Ruhe, richtiger gesagt: Windstille eingetreten. Die Revolution war — anscheinend — zu Ende, zumal in ihrem Mutterland, in Frankreich, wo der erwählte Präsident der Republik, Louis Napoleon, durch den sog. Staatsstreich sich zum Kaiser gemacht und — anscheinend — das monarchische Princip — mit der so oft wiederholten Phrase von den großen Principien von 1789 — zur Geltung gebracht hatte.

Was hatte die Revolution, diese ungeheure Bewegung, die mit einem Stoß fast alles, wenigstens alle staatlichen Bestände Deutschlands und ganz Mitteleuropas über den Haufen geworfen,

für Resultate? Äußerlich anscheinend gar keins. Ich meine bezüglich dessen, was man gewünscht, erstrebt, gehofft hatte für eine politische Neugestaltung des Vaterlandes. Sonst waren ja Resultate genug. Ohne irgend ein Resultat verläuft keine Bewegung, am allerwenigsten eine so gewaltige, tiefgehende. Es fragt sich nur, ob zum Segen oder Unsegen, zur Genesung oder zum Tode. Revolutionen sind ja allerdings wie lebensgefährliche Krankheiten; ja man kann sagen: Revolutionen sind unter Umständen wie der Tod, vor dem nur der Feige sich fürchtet, mit dem aber auch nur der Leichtsinn spielen kann. Das Geschlecht unserer Tage steht zu einem großen Teile der Revolution mit einem entsetzlichen Leichtsinn gegenüber, ja es kokettiert mit ihr, verherrlicht die Revolution, preist sie als Großthat, als Heldenthat, treibt wohl gar einen förmlichen Kultus mit ihr: das ist wahnsinnige Thorheit und schwere Sünde dazu, ja Todsünde, die bloße Vereinung der historischen Ordnung, die Vernichtung und Zertrümmerung des geschichtlichen Rechtes, die bloße Lust am Umsturz und der Anarchie, wie sie ihre letzte Ausbildung im russischen Nihilismus gefunden, heißt den Teufel zum Gott machen. Aber wiederum: nur der Feige kann bloße Furcht vor der Revolution, und wenn sie ausgebrochen, bloß Verwünschungen und Fluch für sie haben. Man kann in einer Revolution viel lernen zum allgemeinen Besten. Ist sie eine Todeskrankheit, so ist sie doch auch ein Ausbruch alter tiefer Schäden. Sie kann Todesstunde alter verrotteter Zustände sein; aber auch Geburtsstunde neuen Lebens. Unser Volk hatte sie überstanden; es hat eine Fülle von Kraft und festem Bestand mit herausgebracht und wohl das Beste: für viele seiner Glieder eine reichere und tiefere Erkenntnis dessen, was zum Heile dient, auch zum zeitlichen Wohle des Einzelnen, wie der Volksgemeinschaft, eine Erkenntnis der höheren Potenzen, auf denen ein gesundes Staatswesen und Volksleben beruhen muß. Man wird nicht bestreiten können, daß unter den Stürmen der 48er Revolution wie unter heftigen Wehen der

christliche Konservatismus geboren worden ist, der jetzt im Leben des deutschen Volkes eine Macht zu werden beginnt oder wohl schon geworden ist. Vorher hat der Liberalismus in viel weiteren Kreisen eine unbedingte Herrschaft gehabt. Die Jugend, zumal der gebildeten Stände, war durchweg in einem gewissen irre gehenden Idealismus liberal, neben einer allerdings damals schon großen Zahl radikaler und materialistisch gesinnter Leute. Was man konservativ nannte, war ja wohl zum Teil guter Art, zum großen Teil jedoch wohl mehr nur in bureaukratischen, junkerlichen oder partikularistischen Interessen verholzt oder versteinert, des großen deutschnationalen Gedankens, der vollkräftigen Liebe zum deutschen Volke und Vaterlande bar. Selbst in dem Teil des jungen Geschlechtes, das von christlicher Wahrheit schon erfaßt war, hatte doch die falsche humanistische Weltanschauung und Auffassung der Dinge Raum, die aus der Philosophie des vorigen Jahrhunderts stammt und ihre politischen Anschauungen aus Rousseaus contrat social gezogen hat: „die Menschennatur ist von Hause aus gut, schafft ihr nur Raum und sie wird sich nach allen Seiten aufs herrlichste entfalten und das Beste auswirken.“ Daraufhin sind alle Institutionen des Liberalismus und zwar nicht bloß für den Staat, sondern auch für die Kirche zugeschnitten, alle die abstrakten Freiheiten, die schließlich zur Knechtung der Guten und Schwachen unter die Bösen und Starken führen. Auf diese Theorien machte das Jahr 1848 die Probe und sie war entsetzlich ausgefallen. Die Revolution hatte alle wüsten Leidenschaften entfesselt, ja alle Teufel losgelassen; die giftigen Gase des untersten Bodensatzes waren aufgestiegen und hatten auch bessere Leute wie in Wahnsinn und Raserei versetzt. Die Reden in der Paulskirche hatten die Gottlosigkeit der modernen Bildung, die frivole Gesinnung, den wütenden Haß gegen alles Heilige offenbar werden lassen, wie er bei den angeblichen Kulturträgern der Gegenwart das große Wort führte. Die Vorgänge auf der Pfingstweide zu Frankfurt

(Auerswald-Lichnowski), auf der Donaubrücke zu Buda-Pest und am Kriegsministerium zu Wien (Lamberg, Latour) hatten gezeigt, was für ein Mordgeist im Volk vorhanden war. Das gutmütige, thörichte Vertrauen auf die Güte nicht bloß unseres Volkes, sondern überhaupt der Menschennatur war erschüttert; man erkannte die Notwendigkeit fester Schranken, zwingender Ordnungen, sittlicher Zucht und vor allem erneuernder heiligender Kräfte, wie sie das Christentum allein bietet. Damit war eine Revision der seitherigen politischen Ansichten mit Notwendigkeit geboten und eine Reform derselben von selbst gegeben. Es war wohl ein schweres Verhängnis, daß in den meisten deutschen Staaten den Regierungen der Einblick in die das Volksleben erneuernde, das Gute schaffende und erhaltende Kraft, die Bedeutung des Christentums, der Kirche für das Volksleben in socialer, auch in politischer Hinsicht verschlossen blieb. Einigermaßen glaubte man zwar die Religion verwerten zu sollen, es fehlte nicht an mancherlei gutem Willen, bei vielem Unverstand.

Vor Zeiten ritt einmal ein Landgraf von Hessen, der aus der Reformationsgeschichte bekannte Philipp der Großmütige, mit seinem zahlreichen Gefolge zur Jagd durch einen Wald. Ein furchtbares Wetter war aufgezogen und mit entsetzlichem Krachen schlug der Blitz in eine mächtige Eiche. Der Landgraf samt seinem Gefolge stürzte betäubt zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, rief einer vom Gefolge: „Ach, gnädiger Herr!“ „Was heißest du mich gnädig?“ gab der Landgraf zur Antwort, gen Himmel deutend; „droben ist der Herr, des Gnade wir alle bedürfen!“ Wie ein furchtbares Wetter war auch die 1848er Revolution über die deutschen Fürsten gekommen und vor ihren Blitzstrahlen und Donnerschlägen hatten sie alle die Besinnung verloren. Jetzt war sie ihnen wieder gekommen und: „Ach, gnädiger Herr, ach, gnädiger Herr!“ hieß es jetzt auch wieder von allen Seiten, von Höflingen und anderen Leuten, auch solchen, die früher in der Revolution über die Fürsten geschimpft. Ein

Enkel jenes Landgrafen deutete da wohl auch gen Himmel nach dem Herrn, des Gnade Fürsten und Völker bedürfen. So faßten wir wenigstens die Einführung einer kirchlichen Feier des Geburtstages des Fürsten im Jahre 1852 auf. Aber es war doch einiges Ungeschick. Man hatte seit Jahrzehnten alle Wochenfesttage, namentlich Betstunden u. s. w. abgeschafft. Das Volk war des Kirchgehens an Wochentagen völlig entwöhnt. Hätte man doch erst den Anfang gemacht mit einer Wiederherstellung eines Wochenfesttages von kirchlicher Bedeutung, etwa des Epiphaniastages oder des Reformationsfestes. Jetzt sollte das Volk am landesherrlichen Geburtstage in die Kirche gehen. Es ward wohl auch vielfach versäumt, ihm diese Feier zu deuten als eine Fürbitte für die Obrigkeit nach 1 Tim. 2, 1. Man hielts für eine Ehrenbezeugung für den Fürsten, für Herrendienst, der vor Gottesdienst gehen sollte. Das war nicht gut, zumal man gleich im ersten Jahre drei solcher Gottesdienste hielt, darunter einen zum hundertjährigen Geburtstag eines längst verstorbenen Fürsten, der dem Land „eine Verfassung gegeben", der Kirche aber nicht gerade Dienste geleistet, für die man hätte dankbar sein können. Der Besuch dieser Gottesdienste war zum Erbarmen schlecht. Stets aber brachte der Moniteur Berichte, deren Inhalt stereotyp von tausenden von Herzen redete, aus denen heiße Gebete zum Himmel emporstiegen. Auf den Dörfern waren meist nur der Ortsdiener und etwa noch ein Chausseewärter oder ein fiskalischer Waldschütz anwesend, und wenn solche nicht da waren, war es der Pfarrer mit den Schulkindern und dem Organisten allein, mit denen nun eine lange Liturgie mit Responsorien gehalten wurde und einem Sündenbekenntnis und Gloria, das auch an den hehrsten kirchlichen Festtagen niemals laut wurde. Die Geistlichen, denen diese Gottesdienste eine wahre crux wurden, redeten wohl von der „stillen Messe", die sie wieder einmal gelesen. In den Städtchen und Städten gingen die Beamten zum Geburtstagsgottesdienst. Man sah sie sonst das ganze Jahr nicht in der

Kirche; an diesem Tag kamen sie in grand gala, in weißen Hosen; dominica in albis nannte man darum spottend diesen Tag, und das schlichte Volk machte auch seine Bemerkungen über diesen „Herrendienst“. Das traurigste war, daß auch in der Geistlichkeit manche sich nicht frei hielten von einem bornierten Byzantinismus. Sie faßten den Gottesdienst kaum von der Seite der Fürbitte, sondern nahmen ihn nur als ein Mittel, loyalen Sinn zu wecken. Das war ja auch ganz richtig; aber das kann und darf doch nur geschehen auf grund des göttlichen Wortes, das die Obrigkeit als von Gott geordnet bezeichnet, als Gottesordnung, der man um Gottes willen unterthan sein soll. Statt dessen wollte man den loyalen Sinn mit persönlichen Lobreden wecken, und diese Lobreden wurden oft Lobhudeleien, über die man wieder spottete. „Glauben Sie, daß die Engel im Himmel eben diese Predigt gehört haben?“ fragte einmal am Ende eines solchen Gottesdienstes ein Beamter seinen Kollegen. „Warum meinen Sie?“ „Ich fürchte, wenn sie sie gehört haben, kommen sie alle vom Himmel herab und wollen d . . isch werden.“ Es ist eine traurige Thatsache, daß die Reden vielfältig so taktlos ausfielen, daß das Kirchenregiment sie schließlich geradezu verbot und befahl, nur die Liturgie zu halten. Wie ganz anders ist eine wirkliche christliche Loyalität, die Christentreue gegen die Obrigkeit und den angestammten Fürsten! Ein erhebendes Beispiel erlebte ich im Jahre 1866 auf einem Missionsfeste in Kurhessen in der schönen alten Stiftskirche zu Wetter. Der alte Vilmar sprach da am Altar auf den Knien liegend das Schlußgebet, dankte Gott für das Evangelium, das er uns gegeben, bat, daß ers nur nicht wieder nehmen möge, weil wir es nicht treu genug gebraucht, daß er uns nicht im Geistlichen erfahren lassen wolle, was wir im Irdischen erfahren, was ihm als sechsjährigem Kind schon einmal geschehen (1806, wo der Kurfürst fliehen mußte vor Napoleon) und was jetzt dem 66jährigen Greis, der den einen Fuß im

Grabe habe, noch einmal widerfahren. Als er seines entthronten Fürsten gedachte, der ihm wahrhaftig seine Treue schlecht belohnt, versagte ihm die Stimme, Thränen stürzten ihm aus den Augen, er weinte laut und wohl an 5000 hessische Bauersleute lagen auf den Knien und schluchzten. Das war Hessentreue! Mag man sie „blind“ nennen, wie den ganzen Hessenstamm. Ehrwürdig ist sie, das wird niemand leugnen, der überhaupt noch weiß, was Treue und daß Treue etwas Schönes, Großes, ja in gewisser Art und gewissem Sinn das Größte ist. Jedenfalls werden die Staaten einen festeren Bestand haben, wo solche Treue ist und gepflegt wird, als wo eine seichte, liberale Kultur den Menschen das Herz und Gemüt raubt und gute Bürger machen will mit Naturwissenschaft, die's meist noch nicht einmal ist, und mit Unterricht in den Paragraphen der konstitutionellen Staatsverfassung u. dergl.

Mit dem, was am meisten gepflegt werden sollte, den religiösen Interessen, war es kärglich bestellt. Die Hauptfürsorge von seiten der Staaten galt den sog. materiellen Interessen, man hat damit die socialen Notstände und Gefahren nicht beseitigt, sondern erst recht vermehrt. Im kirchlichen Gebiet liebäugelten die meisten sogar mit den sogenannten Freigesinnten, d. h. rationalistischer Oberflächlichkeit, mit den Gegnern der kirchlichen und biblischen Heilswahrheit. Man halste der Kirche dieselbe Verfassung auf, bei der schon der Staat sich so schlecht steht, führte die Majoritätenherrschaft in sie hinein, die nirgends so wenig ein Recht hat, als in der Kirche, und nirgends, wenn sie ihre vollen Konsequenzen geltend macht, so verwüstend, so tötend wirken muß, wie hier.

Wir haben nun, was die Revolution von 1848 nicht hat schaffen können: ein geeinigtes deutsches Vaterland, unter einem Kaiser, ein Kaiserreich. Wird man nicht mutatis mutandis an das Wort der Schrift erinnert, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut und daß Gott denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, wohlthut an den Kindern bis ins tausendste

Glied? Ist's bedeutungslos, daß die Krone, die Friedrich Wilhelm IV. ausschlug, weil er sie nicht wollte ohne die Zustimmung seiner Mitfürsten, von dem Könige resp. dem Enkel des Königs, der 1849 der entschiedenste und stärkste Gegner des preußischen Kaisertums war, dem König von Bayern, nun dem, nicht mit liberalen oder radikalen Grundsätzen, sondern mit dem reichen Fond alter Treue und alten Pflichtgefühls im tapfern Heer siegreichen König Wilhelm im Namen aller anderen Fürsten angeboten ward? Wir haben das deutsche Reich, wär's nur auch innerlich so einig wie von außen, in seiner Heeresverfassung! wären die furchtbar klaffenden Gegensätze nicht im geistigen Leben unseres Volks, wie im socialen! Hätte man in der gegebenen Zeit mehr und richtiger bedacht, was zum Frieden dient, ja nur erkannt, wie gefahrdrohend aus den dunklen Wolken schon in der achtundvierziger Revolution in einzelnen roten Blitzen der infernale Geist sich kund gab, der von göttlichen und schließlich auch menschlichen Ordnungen nichts wissen will, so wenig wie vom geistigen, ewigen Gut, sondern nur vom feinen oder groben Sinnengenuß eines diesseitigen Lebens, den zu gewinnen ihm kein Mittel zu schlecht, schließlich Mord und Brand als völlig berechtigt erscheint! Hatte man solchem nicht Nahrung gegeben mit jener einseitigen Pflege der materiellen Interessen? So lange dieser Geist noch droht, ist die Revolution noch nicht geschlossen, steht das Reich noch auf dem grollenden Vulkan. Gebe Gott eine immer reichere, vollere Erkenntnis von dem, was ja jedes Schulkind gelernt hat und was doch dem Weisen und Klugen so verborgen ist, daß vor allem, auch in der Politik, wie auf jedem anderen Lebensgebiet, das Wort gilt: Trachtet nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere, auch nationale Größe, Macht, Wohlstand, reiche Geisteskultur, Wissenschaft und Kunst, ganz von selbst zufallen!



